

STUDENTS' LIBRARY

Concordia Teachers' College
RIVER FOREST, ILL.

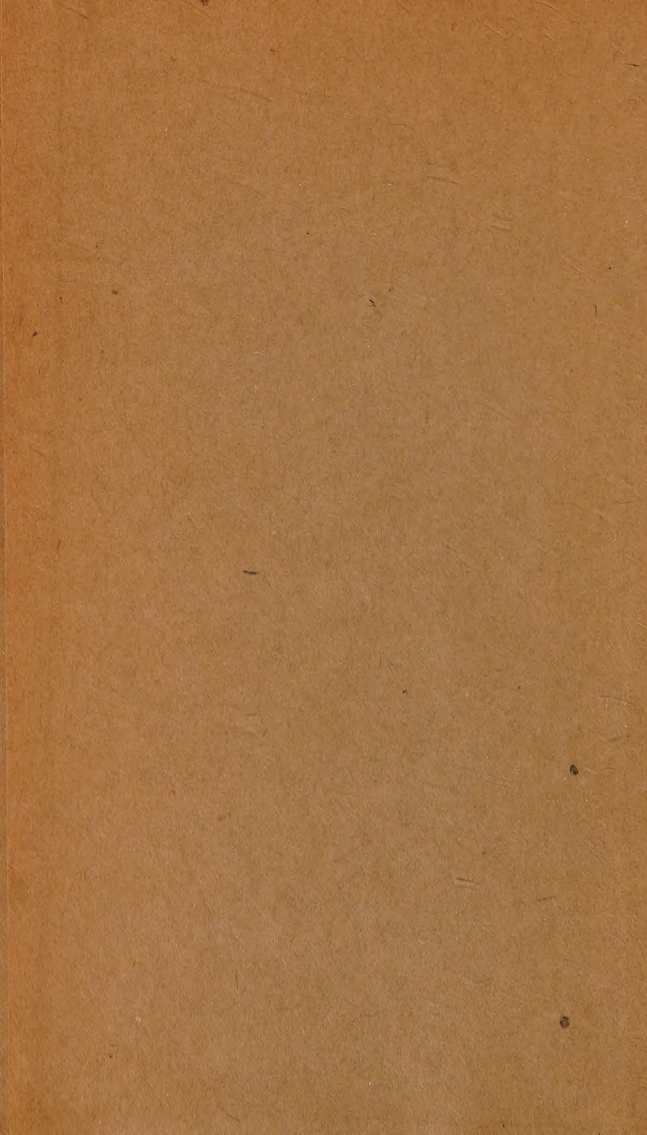
Class B

Book _____

Accession 4900

_____ Vol's

HEHN & HOTH
LIBRARY
BOOKBINDERS
3326 N. SACRAMENTO AVE.
CHICAGO



Otto der Große

Historische Erzählung
aus dem X. Jahrhundert

von

Konrad von Bolanden, pseud.

B

Zweite Auflage

Students' Library
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.

61

Mainz 1905

Verlag von Kirchheim & Co.

G. m. b. H.

Ken B

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Joh. Salk & Söhne, Mainz.

4900

34187

p2 1819. B5 08

Inhalt.

	Seite
1. Beim heiligen Disibod	1
2. Marahwart	31
3. Um Krone und Leben	57
4. Die Verschworenen	86
5. König Otto	120
6. Wie Lothar um Jutta wirbt	133
7. In Feindesgewalt	154
8. Im Stiftshof	179
9. Fehde	195
10. Ein Sendbote Gottes	217
11. Der heilige Bruno	242
12. Verlorene Söhne	256
13. Bürgerkrieg	275
14. In Quedlinburg	288
15. Heidennot	337
16. Der Blüher	358
17. Im Gericht	395
18. Daheim	436
19. Der große Sieg	448

I.

Beim heiligen Disibod.

Su jenen verdienstvollen Männern, die von Irland auszogen, um den deutschen Heiden die göttliche Heilsbotschaft zu verkünden, gehörte auch der heilige Bischof Disibod. Mit seinen drei Genossen, Gisbald, Klemens und Sallust, kam er im Jahre 675 in das Nahtal, damals eine von Urwäldern bedeckte Wildnis. Wo die Gewässer des Glan und der Nahe zusammenfließen, errichteten die Glaubensboten am Fuße eines Berges aus Baumzweigen ihre ärmliche Wohnung. Die strenge Lebensweise der Fremdlinge, ihre milde Güte und Menschenfreundlichkeit, sowie des Heiligen ehrwürdige Erscheinung, erregten das Staunen der Waldbewohner. Bald kamen sie in Scharen herbei und lauschten den Lehrworten des greisen Bischofs. Das ausgestreute Samentorn fiel auf fruchtbaren Boden und trug in kurzer Frist reiche Frucht. Obschon unwissend und roh, erkannten die Söhne der Wildnis dennoch die Hoheit der vorgetragenen Glaubens- und Sittenlehren, sowie den zeitlichen Segen und ewigen Gewinn ihrer Beobachtung. Sie bat den Missionsbischof, seine Wanderung durch die Länder nicht fortzusetzen, vielmehr ständigen Wohnsitz bei ihnen

zu nehmen. Sie schenkten dem Heiligen den Boden, darauf die Hütte stand, nebst angrenzendem Wald. Der Forst wurde an jener Stelle gelichtet, und auf dem breiten Rücken des Berges ein Kirchlein, sowie Zellen für Disibod und seine Genossen erbaut. Als fromme und heilsbegierige Männer dem Bischofe sich beigesellten, nahm er die Ordensregel des heiligen Benedikt an und leitete als Abt die Genossenschaft. So entstand das Kloster Disibodenberg, eine der ältesten Abteien in deutschen Landen.

Die Niederlassung der Benediktinermönche auf dem Disibodenberg hatte für das Nahetal die gleichen Folgen, wie allenthalben, wo diese Kulturträger ihre segensreiche Tätigkeit entfalteten. Nach einigen Jahren des klösterlichen Bestandes wuch die schauerliche Wildnis der Umgebung immer mehr zurück vor Arbeitsamkeit und kulturellem Eifer der Mönche. Immer weiter dehnte sich die Urbarmachung des Bodens. Mit der Zahl der Benediktiner wuchsen die Flächen fruchtbarer, dem Walde und ödem Sumpflande mühsam abgerungener Ackerfluren und Wiesengründe. Nicht Liebe zum Besitz war die Triebfeder rastlosen Schaffens, sondern die Verpflichtung zur täglichen Arbeitsamkeit. Durch die Ordensregel des heiligen Benedikt unterwarfen sich die Mönche dem Gelübde persönlicher Armut und Keuschheit, des Gebetes und der Beschaulichkeit, der Demut und des Gehorsams, des Stillschweigens und der Entsagung, zugleich auch täglich siebenstündiger Handarbeit. Diese geregelte Tätigkeit mußte den Besitz

der klösterlichen Gemeinschaft, zumal bei der Bedürfnislosigkeit ihrer Glieder, stets erweitern, und auch die Mittel bieten, zur Unterstützung der Armen und Dürftigen.

Die fortgesetzten Werke der Nächstenliebe und Barmherzigkeit, sowie die glänzenden Erfolge der Mönche durch Veredlung der Sitten, durch Hebung von Ackerbau und Gewerben, bestimmten den umgeessenen Adel zu reichen Schenkungen an das Kloster. So kam es, daß nach Verlauf von zwei Jahrhunderten die Abtei ausgedehnte Besitzungen hatte, und das Kloster auf der Bergeshöhe, von gesegneten wohlbebauten Fluren umgeben, einen freundlichen und anziehenden Anblick gewährte.

In südlicher Richtung von einiger Entfernung betrachtet, machte das Kloster den Eindruck einer festen Burg, die kühn und trotzig über jäh aufsteigenden Felswänden sich erhob. Gegen Westen verflachte sich der Berggipfel zum ausgedehnten, sanft sich abdachenden Blachfeld, welches Raum bot für das Krankenhaus, die Fremdenherberge, die Werkstätten und Ökonomiegebäude. Diese Vorwerke schied von dem Kloster eine hohe Mauer, zugleich Schutzmauer gegen feindliche Überfälle in der stürmisch wilden Zeit des neunten Jahrhunderts. Schwere Heimsuchungen kamen damals über das Kloster. Im Jahre 882 hatten die Heiden des Nordens, Normannen genannt, das Rheintal von Speyer bis Coblenz verwüstet und ausgeplündert. Im folgenden Jahre kehrten sie zurück, überschwemmten den Nahegan, zerstörten Bingen, die Osterburg bei Kreuznach, plün-

berten das ganze flache Land und verbrannten die Ortschaften.¹⁾ Der von hoher Ringmauer umgebene und von tapferen Mannen verteidigte Disibodenberg ging zwar nicht in Flammen auf, aber seine Besitzungen wurden ausgeraubt und verwüstet. Nach den Normannen überfluteten im Jahre 899 die raubgierigen Ungarn die deutschen Lande. Auch den Nahegau verheerten sie. Die feste Lage bewahrte abermals das Kloster vor dem Untergang. Was die Normannen und Ungarn verschont hatten, das verwüstete der lotharingische König Ludwig, der Einfältige, als er im Jahre 923 mit seinem Heere durch den Nahegau bis Mainz vordrang.

Aber nicht Ungarn und Normannen brachten die Abtei an den Rand völliger Vernichtung, sondern der gefesselte und raubgierige Adel jener Zeit. Bei der drohenden Auflösung aller staatlichen Ordnung und der Herrschaft des Faustrechts, gab es für Schwache und Wehrlose keinen Schutz. Das Gepräge jener düsteren Tage war ein Zustand gänzlicher Rechtslosigkeit. „Wer könnte“, berichtet ein Schriftsteller der sächsischen Kaiserzeit, „die Übel alle aufzählen, welche nach dem Tode Arnulfs neunzehn Jahre lang unter Ludwig und Konrad herrschten, als überall, infolge

1) Porro Normanni e Bingionibus moventes exercitum, castellum ducis quondam sancti Ruperti, quod Osterburgum dicebatur in Nahgavio situm juxta villam Stauronensium, vulgariter Creuzenach capientes, simili furia destruxerunt, omnesque in circuitu vicos in favillam redegerunt. (Frith. Chron. Hirsaug. ad annum 883.

blinder Gier nach Macht, Raub, Mord und Brand wüteten? Die Pest der Blutgier hatte, da es jedem frei stand, alles zu wagen, die Gemüther der Gottlosen dermaßen ergriffen, daß sie sich nicht scheuten, Gute und Böse nebeneinander zu morden." Zu diesen Unholden gehörten auch manche vom Adel im Rheingau. Von Habsucht und Raubgier getrieben, verwildert und verroht, wie er war, fiel der Adel über die Abtei her und theilte sich in deren Güter. Die Mönche gerieten in solche Dürftigkeit und Armut, daß sie nichts mehr zu leben hatten und auswanderten. Nur der Abt Lambert und zwei Mönche blieben zurück. Sie hungerten, wenn sie nichts zu essen hatten, beobachteten gewissenhaft die Ordensregel in dem verlassenen Kloster, gingen jede Nacht zur Mette in die Kirche, übten die Seelsorge für die Bewohner der Umgegend, beteten und weinten am Grabe des heiligen Disibod, und hofften durch seine Fürbitte auf die Wiederherstellung des Klosters.

Zur Erfüllung dieser Hoffnung berechnete keineswegs die anfängliche Regierungszeit Ottos des Großen. Dieser gewaltige Herrscher, durch politischen Scharfblick, Tatkraft, Heldenmut und frommen Sinn ein ebenbürtiger Nachfolger Karls des Großen, versäumte zwar niemals seine Pflichten als oberster Schirmvogt der Schwachen und Wehrlosen. Allein die traurigen Zustände im deutschen Reiche, Nachwehen und Folgen der wilden Stürme des neunten Jahrhunderts, hemmten bei jedem Schritt seine Bemühungen, zur Aufrichtung und Festigung geordneter Zustände. Hierzu kamen des

Königs endlose Kämpfe gegen unbotmäßige Fürsten, seine Kriege mit Heidenvölkern des Nordens und Ostens, sowie Fehden mit Gallien oder Frankreich. Es bedurfte Ottos ganzer Kraft, Beharrlichkeit und Staatsklugheit, die steten Empörungen im Inneren zu bewältigen, den Ansturm nordischer Barbaren abzuwehren, die Feinde des Westens zu bezwingen und den Zerfall des Reiches abzuwenden. Unter solchen Verhältnissen war für die ausgeraubte Abtei Disibodenberg kein Rechtsschutz und keine Hilfe vom Schirmvogt der Unterdrückten zu erwarten.

So lag das Kloster fast verödet, kaum belebt durch drei alte Mönche, welche in Verlassenheit und drückender Armut ausharrten und sich bemühten, die Stiftung des heiligen Disibod vor gänzlichem Untergang zu bewahren. Dieser Heldennut blieb nicht ohne Würdigung von Seite mancher Zeitgenossen. Die Benediktiner genossen eine an Verehrung streifende Hochachtung, der nahezu siebenzigjährige Abt Lambert stand sogar im Rufe der Heiligkeit. Zuweilen zogen sich hohe Würdenträger der Kirche für kurze Zeit in die Einsamkeit des Disibodenberges zurück, um unter Leitung des Abtes geistliche Exerzitien zu halten.

Der Drang nach Zurückgezogenheit vom geräuschvollen Weltgetriebe, sowie nach geistiger Sammlung und sittlicher Erstarkung war ein bemerkenswerter Zug jener Tage. Wie aufdämmerndes Morgenrot einer anhebenden großen Zeit erwachte im deutschen Gemüt das Ersehnen hoher Ziele. In diesem beginnenden

Aufschwung religiöser Vertiefung war die sächsische Königsfamilie Muster und Vorbild. Ottos Mutter, die heilige Mathilde, stiftete Klöster, führte selbst im Kloster Quedlinburg ein strenges Leben der Weltentsagung und war eine weithin gepriesene wohlthätige Mutter der Nothleidenden. König Otto leuchtete hervor durch unerschütterliches Gottvertrauen, welches nur sittenreiner Wandel und religiöse Glaubensstärke ermöglichen. Er stiftete Klöster und Bistümer, und fand im katholischen Glauben die beste und sicherste Grundlage für den Bestand des Reiches. Ottos Bruder, Erzbischof Bruno von Köln, welchen die Kirche als Heiligen verehrt, war durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit eine Leuchte seiner Zeit. Solche Erscheinungen waren die Vorboten einer anbrechenden großen und glänzenden Epoche, — während im allgemeinen Rohheit, Gewaltthätigkeit und Frevelsinn vielfach herrschten.

Ein heiterer Märztag des Jahres 953 nahte seinem Ende. Die niedergehende Sonne vergoldete die Berggipfel des Glantales. Während die Höhen noch purpurfarbig schimmerten, breiteten sich tiefe Schatten über die Niederungen. In vielen Windungen und bedächtigen Laufes zog der hecht- und aalreiche Glan seiner Vereinigung mit der Nahe entgegen, bald hinter Erlengruppen verschwindend, bald seinen glatten Spiegel, wie ein dunkelfarbiges Band durch das junge Grün der Wiesenmatten ziehend. Lautlose Stille lag über dem einsamen Walddale, kein lebendiges Wesen ließ sich hören oder sehen, mit Ausnahme eines Mannes,

der am Rande des Baches sich bewegte und dem Fischfang oblag.

Rauhe Stimmen unterbrachen die Grabesstille. Auf der Straße, von den Benediktinern durch die Wälder nach ihren südwärtsliegenden Besitzungen gebaut, erschienen zwei Reiter. Der eine trug die vollständige Waffenrüstung jener Zeit. Sein Kettenhemd von Stahl bedeckte den Körper bis zu den Knien, sowie Arme und Hände. Die Panzerkappe schirmte Kopf und Nacken, sowie das Gesicht, von dem nur ein kleiner Teil sichtbar, nämlich ein Streifen von den Augen bis zum Kinn. Über der Panzerkappe saß der Stahlhelm von konischer Form, mit herabhängender Verlängerung zum Schutze des freien Gesichtstreifens. Auch Beine und Füße bedeckte undurchdringliches Stahlgewebe. Seine Bewaffnung bestand in einem langen zweischneidigen Schwert, mit starker Parierstange, am Griffe geziert durch einen silbernen Knopf. Über seinem Haupte blühte an hochragendem Schaft, dessen unteres Ende im Steigbügel ruhte und durch einen Riemen am Sattel befestigt war, die Lanzenspitze, geschmückt durch ein schmales, buntfarbiges Fähnlein. Am Rücken hing ihm der längliche und so gebogene Schild, daß er beim Gebrauche den Körper halb umschloß. Solche eisenbeschlagene Schilde wurden auch bei Erstürmung von Festen, zum Schutze gegen herabgeworfene Steine, auf den Rücken gelegt, und deshalb an quer über die Brust laufenden Riemen befestigt. Der Gewappnete trug seine Rüstung, trotz ihres be-

deutenden Gewichtes, ohne Beschwerde; denn hünenhaft und stark war die Gestalt des Recken. Wie ein ehernes Gebilde saß er auf dem gewaltigen Streithengst, und seine ganze Erscheinung bot einen ebenso abschreckenden, wie kriegerisch stolzen Anblick.

Der zweite Reiter, offenbar der Knappe des Edelmannes, war um einen Kopf kleiner, als sein hochragender Gebieter, jedoch breitschulterig und von muskulösem Körperbau. Eisenhaube, Brustpanzer und Schild bewehrten ihn, seine Bewaffnung bestand in einem wuchtigen Pallasch. Hinter ihm, auf dem Rücken seines leistungsfähigen Kleppers, lag ein dicker Pack, wahrscheinlich die Friedensgewandung des Ritters enthaltend.

Bei einer Biegung des Weges erschien auf der Bergeshöhe das Kloster, dessen kühne und feste Lage die Aufmerksamkeit der Bewaffneten erregte. Da sie von Süden kamen, so starrten ihnen die hohen, schroffen Felswände entgegen, welche die Süd- und Ostseite des Disibodenberges umgürteten.

„Tagino, schaue, ist's Burg oder Kloster, was dort auf dem Berggipfel in der Abendsonne leuchtet?“ unterbrach des Ritters klangvolle Stimme das Schweigen.

„Das hab ich gerade auch mich gefragt, Guer Gnaden,“ antwortete Tagino. „Betrachtet man die himmelhohe Felswand, die auch nicht der kühnste Held ersteigen möchte, so ist's eine gar feste Burg. Betrachtet man den Kirchturm, so ist's ein Kloster.“

„Mags nun Burg oder Kloster sein, jedenfalls

müssen wir dort Nachtraft halten," versetzte der Ritter. „Der Sitz des Grafen Robbo mag noch manche Stunde entfernt liegen, und die Sonne will niedergehen. Begegnete uns doch irgend jemand, damit wir fragen könnten, wo wir sind.“

„Dort am Bache sehe ich etwas Dunkles liegen und kriechen, vielleicht ist's nur eine gefräßige Fischotter, vielleicht ist's ein Mensch," sagte Tagino, dessen listig schielende Augen große Neigung zu Scherz und Schwanf verrieten. „Richtig, es ist eine zweibeinige Fischotter, die unserem Nachfragen Rede stehen kann," fuhr er fort, als sich der Mann vom Boden erhob. Mit einer guten Tracht Fische, die er in einem Neze über die Schulter warf, schritt er über die Wiese.

Die Reiter hielten zur Stelle, den Mann erwartend. Dieser eilte jedoch nicht, den Bewaffneten nahe zu kommen, seine Schritte wurden immer langsamer, wobei Mißtrauen und Furcht in seinen Mienen sich spiegelten.

„Hollah, guter Freund, möchtest Du nicht Deinen Schneckengang etwas beschleunigen?" rief ihm Tagino zu. „Es geschieht Dir kein Leid. Wir haben keine Lust, Dich oder Deine Fische zu fressen.“

Der scherzhafte Zuruf, sowie der Augenschein, daß keine Feinde ihn erwarteten, ermutigte den Fischer zum raschen Voranschreiten.

„Gott sei Dank, es sind keine von Robbos Raubwölfe!" murmelte er, und stand nach wenigen Augenblicken vor den Reitern.

„Gott helf!“ grüßte er, mit jcheuer Bewunderung den geharnifchten Recken betrachtend.

„Kannft Du mir nicht fagen, wie weit es noch ift von hier bis Rothenburg?“ fragte der Gewappnete.

Jäher Schrecken fuhr bei der Frage über das Geficht des Mannes. Er antwortete nicht fogleich, blickte zu Boden und fraute in den Haaren.

„Nach Rothenburg find noch gut vier Stunden,“ antwortete er endlich.

„Gut vier Stunden bedeutet jo viel, als zu jeder Stunde noch einen Fuchfchwanz, und vier Fuchfchwänze geben abermals eine Stunde,“ fcherzte Tagino. „Also findf fünf ehrliche Stunden.“

„Es mögen wohl fünf kleine Stunden fein,“ beftätigte der Fifcher.

„Demnach müffen wir notgedrungen dort oben einkehren,“ fagte der Ritter. „Wer haust in jener Burg?“

„Keine Burg ift's, edler Herr! Was Ihr dort feht, ift das Klofter Difibodenberg,“ antwortete der Fifcher, deffen Geficht mit einem male freundlich aufleuchtete. „Es ift nicht anders, — Ihr müßt im Klofter herbergen, dieweilen Euch der ehrwürdige Vater Abt erwartet.“

„Mich erwartet? Wie kann der Abt von meiner Ankunft wiffen?“ forfchte befremdet der Edelmann.

„O ja, er kann es wiffen! Unfer ehrwürdiger Vater ift ein heiliger Mann, der vieles weiß und gar manches vorausfieht, was anderen Leuten verborgen

bleibt," erklärte der Fischer. „Darum sagte er heute zu mir: ‚Gottschalk, mein Sohn, spute Dich und gehe auf den Fischfang, damit wir an fahrenden Beuten die Pflicht der Gastfreundschaft üben können!‘ — Mit seinem Segen ging ich fort, und seinem Segen verdanke ich diese Jagdbeute, — seht doch die großen Hechte und Aale!"

„In der That wahre Beckerbissen für den Gaumen und wirksame Tröster für den bellenden Magen, — mir wässert der Mund!" rief Tagino.

„Gehörst Du zum Klostergefinde?" forschte der Ritter.

„Ja, ich bin dem heiligen Disibod eigen, — außer mir sind es noch zwei gute Brüder. Der eine besorgt den Garten, das Bohnenland und die Küche, der andere unsere zwei Kühe, die Hühner und den geringen Feldbau. Ich aber bin Fischer, Krebszer, Schneider, Sandalenmacher und Gastbruder."

„Von sämtlichen Eigenleuten des heiligen Disibod gefällst Du mir am besten, dieweilen für Fahrende der Gastbruder das wichtigste Amt begleitet," versicherte Tagino. „Bruder Gottschalk, ich empfehle mich Deiner ganz besonderen Gunst und Fürsorge!"

Der Gewappnete zeigte nicht die heitere Laune seines Knappen. Die Rede des Fischers mochte Umstände berühren, welche ihm die Annahme der Gastfreundschaft bei den Mönchen verleiden. Da jedoch in diesem einsamen Waldblande keine andere Herberge

sich fand, so entschloß er sich zum Ritt nach dem Disibodenberg.

„Sei unser Wegweiser nach dem Kloster“, sprach er, sein Streitroß in langsamen Schritt setzend. „Es tut mir wahrlich leid, den guten Mönchen lästig fallen zu müssen. Du hast ja angedeutet, daß sie arm sind und in großer Dürftigkeit leben.“

„Das ist wahr, edler Herr, wir sind recht arm!“ bestätigte der Gastbruder. „Bormals war die Abtei reich an Land und Leuten, so daß siebenzig Mönche im Hause des heiligen Disibod bei Tag und Nacht dem hohen Himmelsherrn Loblieder sangen, für die Christenheit unablässig beteten, den Leuten zum Himmel den Weg wiesen, dieselben in gar vielen nützlichen Dingen unterrichteten und den Feldbau mit solchem Segen betrieben, daß Hunger und Not mußten von hinnen weichen. Jetzt aber ist es sehr viel anders im Nahegau. Arge Männer, die weder Gottes Gebote, noch menschliches Recht achten, haben der Abtei alle Besitzungen geraubt. Nur wenige Äcker am Berge und Matten im Tal haben sie uns gelassen. Hunger und Not kehreten ein im Kloster, so daß vor Jahren alle Mönche von dannen ziehen mußten, bis auf den ehrwürdigen Abt und zwei Väter. Diese drei blieben zurück, den Christenleuten die Heilslehren zu predigen, ihre Beichten zu hören, ihnen den Fronleichnam zu reichen, sie zu taufen, zu begraben, wies eben kommt. Wären nicht die drei frommen Väter, so müßten die Leute leben und sterben gleich den Waldtieren; denn

weit in der Runde gibt es kein Kloster und keine Priester.“

Das Schicksal der Abtei machte auf die beiden Zuhörer keinen besonderen Eindruck, — Gewaltthatigkeiten, Raub und noch schlimmere Dinge waren damals keine ungewöhnlichen Erscheinungen.

„Obwohl wir arm sind, sollt Ihr doch nicht meinen, edler Herr, daß wir in Dürftigkeit leben und in Gram,“ fuhr der redselige Gastbruder fort. „In den geistlichen Betrachtungen pflegt unser ehrwürdiger Vater Abt zu sagen: ‚Meine lieben Söhne, die Unzufriedenheit nicht weniger Menschen kommt davon, weil sie zu viele Ansprüche machen. Wer nur geringe Ansprüche macht und nur das Notwendigste zum Leben bedarf, der entbehrt nichts, und wer nichts entbehrt, der ist zufrieden.‘ Weil wir darum keine großen Ansprüche machen und zufrieden sind mit den Früchten unseres Bohnenlandes, mit Gerstenbrod und Haferbrei, mit der Milch unserer Kühe, mit den Eiern unserer Hühner und mit dem guten Wasser des Klosterbrunnens, so leben wir nicht in Dürftigkeit, — wohl aber in Gesundheit an Leib und Seele. Der heilige Vater Disibod aß nur Waldkräuter und trank nur Wasser, wurde aber dabei vierundachtzig Jahre alt.“

„Wie steht es im Kloster mit Fütterung und Stallung für unsere Kasse?“

„Zum besten, edler Herr! Wir haben im Vorwerk sehr große Ställe, darin vormals über hundert Kühe, Kinder und Ochsen standen, dieweilen unser Kloster

starken Landbau trieb. Alte Leute wissen nicht genug den Segen und Überfluß zu rühmen, welche über das Nahetal die Wirtschaft der klugen und fleißigen Mönche verbreitete. Jetzt freilich ist von der vergangenen Fruchtbarkeit wenig übrig. Seht doch, wie verwildert das Ackerland an den Hügelwänden liegt, überwuchert von Gesträuch und Dorngestrüpp!"

Sie waren an der Westseite den Berg hinaufgezogen und hatten den Kamm der Höhe erreicht, die eine freie Übersicht darbot. In geringer Entfernung sah man die strohgedeckten Häuser des Dorfes Staudernheim, das in weit auseinander liegenden Höfen bestand. Und dann bedeckten Wälder die Täler und Höhen, soweit das Auge reichte. Einen freundlichen Anblick in der Landschaft gewährte die Nahe, deren Gewässer, im Scheine der sinkenden Sonne goldig schimmernd, in malerischen Windungen durch das Thal dahinstoßen.

„Wie heißt das Dorf zu unseren Füßen?"

„Das ist Staudernheim, Guer Gnaden! Ehedem gehörte es zur Abtei, — von schlechten und mächtigen Leuten wurde es dem heiligen Disibod geraubt."

„Wem gehört es jetzt?"

Gottschalk kam in sichtsliche Verlegenheit. Seine Klugheit verbot ihm, einen Mächtigen zu nennen, den er als schlechten Menschen und Räuber bezeichnete.

„Wie jetzt der Herr von Staudernheim heißt, kann ich Guer Edlen nicht sagen." erwiderte er nach kurzem Besinnen.

„Obwohl du seinen Namen sehr wohl kennst," ver-

sekte lächelnd der Gewappnete, welcher den Beweggrund zu Gottschalks Nichtsagenkönnen durchschaute. „Du bist ein vorsichtiger Geselle. Fremden Beuten gegenüber ist Vorsicht immer ratsam.“

„Das muß ich loben“, sagte Tagino. „Unser Gastbruder denkt, wer die Abtei ihres Eigens an Land und Beuten beraubte, macht sich einen Spaß daraus, jeden hängen zu lassen, der solches Rauben für eine Schlechtigkeit erklärt. Deshalb sei ohne Sorgen, Bruder Gottschalk! Der edelste und tapferste Degen im Reiche ist jederzeit bereit, Wehrlosen und Schwachen helfend beizuspringen, nicht aber fähig, durch Ohrenbläseerei solche zu verderben, welche die Wahrheit sagen.“

Der Gastbruder empfand die gelinde Züchtigung für sein Mißtrauen und senkte den Kopf. Der Edelmann ritt schmunzelnd weiter. Nach einigen hundert Schritten gelangten sie zu den Vorwerken und hielten bei der Herberge, unmittelbar vor der Ringmauer des Klosters. Die Herberge war ein zweistöckiger, stattlicher Bau und Zeuge von dem früheren Reichtum der Abtei, sowie von bedeutenden Ansprüchen an die Gastfreundschaft der Mönche. Der Bruder Koch und Pfleger des Bohnenlandes stand vor dem Klostertor, die anreitenden Fremden musternd. Jetzt trat er grüßend heran, und empfing das mit Hechten und Aalen gefüllte Reg.

„Bruder Wolfrad, melde sogleich dem ehrwürdigen

Vater Abt, daß ich die Gäste mitbrachte, für die er mich die Fische fangen hieß," sagte Gottschalk.

„Der ehrwürdige Vater ist nach Staudernheim hinabgestiegen, einem sterbenden Manne die letzte Wegzehrung zu bringen," entgegnete Wolfrad. „Du warst glücklich, — prächtige Aale und Hechte!"

Auch der dritte Bruder, schaltend auf dem Gebiete der Ökonomie, kam heran und grüßte ehrerbietig die Gäste.

„Bruder Heistulf, führe die Gäule unserer lieben Gäste nach dem Stall und lasse ihnen nichts abgehen," mahnte Gottschalk.

„Ei, Bruder Gottschalk, wie magst Du ein so edles Tier, wie dieses Schlachtroß, einen Gaul heißen?" erwiderte Heistulf im Tone des Tadel und mit Rennerblicken den Streithengst betrachtend. „Mancher Edelmann hat schon bei uns geherbergt, niemals aber stieg ein Roß den Disibodenberg hinauf, so schön, so edel und gewaltig, wie dieses hier."

Lagino spitzte den Mund, nickte beifällig mit dem Kopfe und schelmisch glänzten seine Augen.

„Du darfst dem Bruder von Nadel, Zwirn und Angel nicht übeldeuten, wenn er ein ritterliches Streitroß für einen bäuerlichen Karrengaul ansieht," scherzte er. „Jeder spricht, wie ers versteht, — mehr kann man nicht verlangen. In seinem Reiche ist Gottschalk aller Dinge kundig. Niemals wird er den Aal für eine Blindschleiche, oder das Schwert für eine Nadel ansehen. Und was seine Gastbruderschaft betrifft, so

muß selbst der heilige Benedikt mit ihm zufrieden sein; denn er hat sich rühmlich ausgezeichnet durch Freundlichkeit gegen uns und durch kurzweilige Unterhaltung. — Sekund führen wir die Kasse nach ihrer Verhauſung zur Pflege und Wartung.“

Während der Koch nach dem Kloſter, Tagino und Geiſtlich mit den Pferden nach dem Stalle gingen, geleitete Gottſchalk den Ritter nach der Herberge. Das Zimmer, welches ſie betraten, war jener rauhen, bedürfnisloſen Zeit gemäß eingerichtet, immerhin aber das beſte und für vornehme Gäſte beſtimmt. Es lag im zweiten Stock und war ſehr geräumig. Seine drei Fenſter gingen nach dem freien Platz vor dem Kloſterthor. Das Gerät beſtand in plumpen Stühlen und einem Tiſche von Eichenholz, deſſen dunkle Farbe hohes Alter bekundete. Die Bettlade, zu der man auf einem Schemel von einigen Stufen emporſtieg, erhob ſich in einer Ecke, ausgefüllt mit Strohmattze und Kopfpolſter. Eine wollene Decke vollendete dieſes für verweichlichte Menſchen gerade nicht anziehende Lager. Den einzigen Schmuck der fahlen Wände bildete ein Kreuz mit geſchnitztem Chriſtuskörper.

Beim Betreten des Zimmers führen die Blicke des Gaſtes ſuchend um die Wände, und als er darin einige eiſerne Kloben bemerkte, nickte er befriedigt.

„Das iſt Eure Stube, edler Herr, die größte in der ganzen Herberge,“ ſagte Gottſchalk. „Ich will jezt nach der Küche gehen und den Koch antreiben, Euch ohne Weile ein Mahl zu bereiten.“

„Das ist wohlgetan, Bruder Gottschalk! Wir haben seit frühem Morgen nichts gegessen, weil auf unserem Wege keine Herberge lag. Die armen Bewohner elender Hütten, an denen wir vorbeikamen, wollten wir nicht belästigen und waren zufrieden, unsere Pferde auf grünen Matten weiden zu können.“

Nach dem Beggehen des Gastbruders begann der Ritter, sich zu entwappnen. Zunächst hängte er den Schild an einen Kloben. Die Ketten seines Wehrgehängs klrzten, indem er das Schwert in die Ecke stellte. Dann hob er den Helm vom Haupte und hängte ihn an einen zweiten Kloben. Als er die Panzerkappe zurückschlug, so daß Kopf und Gesicht frei wurden, rollte eine Fülle rötlichen Lockenhaares auf die breiten Schultern herab. Zugleich kam ein männlich schönes Angesicht zum Vorschein, dessen jugendlich blühende Formen das kaum begonnene Mannesalter bezeugten. Klar und frei wölbte sich die Stirne über zwei glänzenden Augen, deren Ausdruck ebenso kühnen Mut, wie Herzensgüte verriet. Nachdem er das Panzerhemd und die Stahlbekleidung der Beine abgelegt und sorgfältig an Kloben gehängt, stand er in enganliegendem Lederwams und Beinleidern von gleichem Stoffe. Jetzt wurde auch die hühnenhafte Stärke des Rckens bemerkbar, indem der knapp schließende Anzug das Spiel der Muskelkraft bei jeder Bewegung erkennen ließ.

Raum war die Entwappnung geschehen, als Tagino eintrat, einige Kleidungsstücke auf dem Arm. Der

Ritter schlüpfte in eine lange Ärmeltunika von brauner Wolle, die bis zu den Füßen hinabreichte und ihm ein sehr friedliches Aussehen gab. Mit beiden Händen strich er sein langes Haupthaar zurück und setzte auf den Kopf eine schildlose Mütze, vortrefflich geeignet, die wallenden Locken zurückzuhalten.

Besorgt für sein Streitroß, wie jeder gute Degen jener Zeit, forschte er nach Beschaffenheit des Stalles und der Fütterung.

„Alles zum Besten, gnädiger Herr!“ versicherte Tagino. „Unsere Rosse stehen neben blanken Klosterkühen, und diese haben eine so säuberliche Behausung, daß ich mich darauf freue, heute Nacht in duftigem Heu dort schlafen zu können. Was die Fütterung anbelangt, so können unsere Rosse höchst zufrieden sein. Sie trinken das Wunderwasser aus dem Brunnen des heiligen Disibod, durch welches schon viele kranke Leute geheilt wurden, wie Heistulf erzählte. Da ich jedoch nicht krank bin, sohin der Heilung nicht bedarf, wäre mir zum Imbiß ein Krüglein Bier lieber, als zwei Krüge Wasser. Als guter Christenmensch verstehe ich mich übrigens auch auf das Fasten, wenns sein muß. Sodann fressen unsere Rosse vom besten Heu, dessen Wohlgeruch mir jemals die Nase erquickte. Zudem trug Heistulf einen Sack mit Hafer herbei, so vollkörnig und hübsch, wie ihn unsere Rosse weder in Gallien, noch jenseits der Alpen bei den Wälschen verspeißt haben.“

„Woher der Hafer?“

„So fragte ich auch Heistulf. Er sagte, es kämen zuweilen gar vornehme Herren geritten, um den ehrwürdigen Vater Abt Lambert, der ein weiser und heiliger Mann sei, um Rat und Weisung zu fragen. Weil das Kloster arm ist und die vornehmen Gäste immer einige Tage hier bleiben, so kommen sie im Geleite von Wagen, welche mit reichlicher Behrung für sie und ihre Pferde beladen sind. Bei ihrer Heimkehr schenken sie die überflüssigen Vorräte dem heiligen Disibod. Daher die Säcke mit Hafer.“

„Der Abt von St. Disibod scheint wirklich ein hervorragender Mann zu sein, — ich bin begierig, ihn kennen zu lernen,“ sagte der Ritter.

Gottschalk trat ein und stellte eine brennende Kupferampel auf den Tisch, nebst zwei Zinntellern, schimmernd in blanker Sauberkeit, wie von Silber. Zu jedem Teller legte er Messer und Löffel. Ihm folgte auf dem Fuße Wolfrad, der Koch, mit einer dampfenden Schüssel.

„Gott segne die Mahlzeit!“ wünschten die Brüder und verschwanden.

Die Gäste bekreuzten sich, sprachen ein kurzes Tischgebet und ließen sich nieder. Schweigend und mit bewunderungswürdigem Appetit verzehrten sie die nahrhafte Bohnensuppe, bis die leere Schüssel sie zwang, ihre Tätigkeit einzustellen.

„Ah. — dies war ein vortreffliches Labfal!“ rühmte Tagino. „Gefegnet sei der heilige Disibod und seine Mönche!“

„Du hast doch meinen Rappen trocken abgerieben?“

„Gewiß, Euer Gnaden! Er glänzt, wie ein frisch gepukter Stahlhelm. Es ist ihm ganz behaglich. Durch trautes Wiehern gab er seine höchste Zufriedenheit kund. Um auch das letzte Stäubchen abzuwischen, werde ich ihn beim Morgengrauen nach dem Glan in die Schwemme reiten.“

Abermals erschienen die Brüder. Gottschalk setzte eine Schüssel mit eingesalzenen Rüben auf den Tisch. Wolfrad eine mächtige Platte mit zwei mehrpfündigen gebratenen Hechten, dazu legte er zwei Stücke Gerstenbrod. Tagino sah das verlockende Gericht und nahm eine Haltung an, die stürmischen Angriff verkündete. Tatsächlich verschwanden nach kurzer Frist die beiden Hechte, samt den Rüben.

„Wißt Ihr, gnädiger Herr, wie die Hechte schmeckten?“ unterbrach jetzt Tagino das Schweigen.

„Nun?“

„Nach mehr.“

„Sei kein unersättlicher Fresser! Du weißt, Unmäßigkeit, Fraß und Völlerei gehören zu den sieben Todsünden.“

„Ich gehöre zu den Getreuen des göttlichen Christ“, versicherte Tagino. „Ich lebe und sterbe nach dem Feldgeschrei des guten Helden Petrus: ‚Seid nüchtern und wachsam!‘ Nüchtern bin ich, und jetzt gehe ich zur Wache bei unseren Rossen. Euer Edlen geruhfame Nacht!“

Mit diesen Worten erhob er sich, sprach sein Dankgebet und verließ das Zimmer.

Der junge Degen schritt hin und her. Gerade stand er vor der Türe, als dieselbe aufging und eine hohe Gestalt unter dem Eingang erschien. Der Gast trat zurück, den Eingetretenen betrachtend, welchen bis zu den Füßen das Ordensgewand des heiligen Benedikt umhüllte. Ein silbern glänzender Vollbart floß ihm über die Brust herab, während ein Kranz weißer Haare das geschorene Haupt umgab. Väterliche Milde und Seelengüte spiegelten sich in dem hageren Gesicht, belebt von zwei scharfblickenden Augen, die forschend auf dem Edelmann ruhten, — wohl in dem Bestreben, Sinnesart und geistigen Gehalt des Fremden zu ergründen. Das Ergebnis der flüchtigen Prüfung mochte befriedigen; denn freundliches Lächeln erhellte die Züge des Geistesmannes.

„Der Abt von St. Disibod heißt Euch willkommen, edler Herr!“ sprach er, dem Gaste die Hand reichend. „Verzeiht meinen verspäteten Willkommgruß. Ich war vom Kloster abwesend und kehrte eben zurück.“

„Dank, ehrwürdiger Vater, für die liebevolle Aufnahme!“ — er rückte für den Greis einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber. „Ich bin Bothar, aus dem Geschlecht der Wehring, die im Bliesgau angesessen sind.“

„Ein Wehring, — ei!“ sprach freudig überrascht der Abt. „Aus Chronisten kenne ich Euer frommsinniges, edles Geschlecht, das mit der Geschichte des Klosters

Gemünd¹⁾ innig verflochten ist. Ja, Cuere Ahnen haben sich um die Stiftung des heiligen Pirmin, der etwa hundert Jahre nach dem heiligen Disibod in die deutschen Lande kam, große Verdienste erworben. Nun ergötzt es mich wahrlich, einen Sprößling der Freunde des heiligen Pirmin kennen zu lernen.“

Bei diesen Worten erhöhte sich das gütige Benehmen des Abtes durch den Ausdruck warmer Herzlichkeit.

„Ich danke Euerer Heiligkeit für die Anerkennung der geringen Verdienste meiner Vorfahren um die Abtei Gemünd. Die eigentlichen Stifter und Schirmvögte jenes Klosters sind die rheinfränkischen Salier. Sie haben im Bliessgau reiche Besitzungen, von denen sie einen Teil dem heiligen Pirmin schenkten und hierdurch das Entstehen der Abtei ermöglichten.“

„Ganz richtig, mein Sohn, ganz richtig!“ bestätigte Lambert mit der Miene des gelehrten Forschers. „Jener edle Fürst hieß Werinhar und seine Gemahlin Wiligarte. Nachdem der heilige Pirmin auf einer wüsten, von Schlangen und giftigem Gewürm bewohnten Rheininsel das Kloster Reichenau gegründet hatte, durchwanderte er Bayern und Alamannien. Er stiftete und erneuerte die Klöster Niederalteich, Schuttern, Gengenbach, Schwarzach, Marbach, Maurusmünster, Neuweiler und Pfeffers. Diese Stiftungen vollzog er unter Schutz und Mitwirkung des Helden Karl Martel. Und alle diese Niederlassungen gott-

1) Später „Hornbach“.

geweihter, Heil und Segen spendenden Männer, wurden errichtet in unwirthbaren Öden und Wildnissen, bewohnt von heidnisch gesinnten, unwissenden und barbarischen Menschen. Füglich kann man sagen, die Klöster des heiligen Pirmin waren ebenso viele Pflanzstätten christlicher Zucht und Sitte, wie Bildungsanstalten für Landbau, Gewerbe und Wissenschaft. Indessen, der Menschenfeind von Anbeginn, umgehend gleich dem brüllenden Löwen, suchend, wen er verschlinge, — der Teufel störte auch die Wirksamkeit des heiligen Pirmin. Er hegte Theobald, den Herzog von Alamannien, wider den Heiligen. Dieser mußte flüchten und kam in den Bliesgau, wo er von dem mächtigen Grafen Werinhar wohlwollend aufgenommen wurde. Er schilderte dem Heiligen die Roheit und Wildheit der Bewohner des Bliesgau und bat ihn, daselbst eine Gemeinschaft nach der Regel des heiligen Benedikt zu gründen. Freudig ging Pirmin auf den Vorschlag ein. So entstand die jetzt blühende Abtei Gemünd.“

„Auch mein Geschlecht hat viele Gründe, Edelmut und Gerechtigkeit des rheinfränkischen Fürstenhauses der Salier zu rühmen und ihm dankbar zu sein,“ erwiederte Rothar. „Herkömmlich werden kleine freie Leute von mächtigen Großen gezwungen, das von den Ahnen überkommene Erbgut von den Mächtigen als Lehen zu nehmen. Siedurch werden unabhängige, freie Männer die Vasallen der Mächtigen. Weigert sich der Freie, sein Eigenthum von dem Mächtigen als Lehen zu nehmen und so dessen Diensmann zu werden, dann

raubt ihm der Starke mit Gewalt seinen Besitz und macht ihn zum abhängigen Knecht. Obschon nun die Güter der Wehring inmitte der salischen Besitzungen im Bliesgau liegen, so haben doch niemals die Salier mein Geschlecht zu unterdrücken und zu vergewaltigen versucht. Freie Leute sind wir und keinem Fürsten dienstpflichtig. Aus Dankbarkeit für solche Gerechtigkeit und Großmut waren meine Vorfahren den Saliern immer in Treue ergeben. Ich selber kämpfte unter dem Banner des salischen Herzogs Konrad von Lothringen wider die Gallier oder Westfranken, weil sie Lothringen anfielen. Ich stieg mit dem Herzog über die Alpen und stritt wider die Lombarden. Solches tat ich nicht, weil ich des Herzogs Vasall und ihm pflichtig bin, sondern aus freier Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Auch jetzt bin ich im Begriffe, der Einladung Konrads zu folgen und zu kämpfen wider seine Feinde."

Bei den letzten Worten umwölkte sich die Stirn des Abtes. Heitere Ruhe und wohlwollende Güte verschwanden, eine an Bestürzung grenzende Unruhe malte sich in seinen Zügen.

"Kennt Ihr die Feinde, gegen die Herzog Konrad zu Felde ziehen will?" fragte er in fast strengem Tone.

"Nein, ehrwürdiger Vater!" antwortete der junge Edelmann, welchem die jähe Veränderung Lamberts auffiel. "Ich bin jedoch von der gerechten Sache des Herzogs überzeugt, der niemals im Unrecht sein Schwert zieht."

Der Abt blickte schweigend vor sich hin. Immer schärfer wurden in seinem Gesicht die Merkmale von Unruhe und Besorgnis.

„Wenn es Euch gefällig ist, edler Herr, so machen wir ohne Weile einen Besuch beim heiligen Disibod, dessen Schutz und Fürbitte ich euch dringend empfehlen möchte.“

Sie verließen das Zimmer. Im Gange stand Gottschalk, eine brennende Laterne in der Hand. Auf Lamberts Geheiß ging er nach der Kirche voran. Einige Minuten später nahen sie einem mächtigen Steinsarg, mit dachförmiger Bedeckung. Er stand hinter dem Hauptaltar, beleuchtet von dem matten Schein der über ihm schwebenden Ampel.

Über die Bedeutung heiliger Leiber nach katholischen Begriffen unterrichtet, und wohl wissend, daß dieselben als einstige Wohnungen treuer Freunde Gottes verehrungswürdig seien, war der junge Mann mit andächtiger Empfindung vor den Sarkophag getreten. Von religiöser Anmutung ergriffen, sowie geleitet von der Glaubenslehre, daß die Heiligen Nothelfer und Fürbitter bei Gott für alle seien, die sich ihrer Gut empfehlen, kniete er vor dem Steinsarge nieder.

Der Abt war sofort in die Knie gesunken. Die Hände kreuzweise über die Brust gelegt und das Haupt gebeugt, verharrte er regungslos in frommen Betrachtungen und Gebeten.

Grabesstille herrschte in dem Gotteshause, auch nicht von außen durch das mindeste Geräusch unterbrochen.

Die Flamme der Ampel war rötlich schimmerndes Licht über den Steinsarg und dessen nächste Umgebung, während der übrige Raum im Dunkel verschwand. Die unmittelbare Nähe des heiligen Leibes, die ehrwürdige Erscheinung des betenden Greises, sowie das geheimnisvolle Wehen an dieser gebenedeiten Stätte, übten ihre Wirkung auf Gemüt und Einbildungskraft des jungen Mannes. Ihm dünkte, St. Disibods Hülle im Sarge belebe sich und trete mit ihm in geistigen Verkehr. Die Lichtflamme schwebte über ihm wie eine glühende Zunge, erusste Mahnworte und Warnungen ihm zuflüsternd. Diese Gefühlsstimmung mochte eine Nachwirkung seiner Unruhe sein, welche kurz vorher Lamberts überraschendes Benehmen ihm einflößte. Seine Unruhe wiederholte sich in verstärktem Maße, als jetzt der Abt mit leise flehender Stimme ein Gebet anhub, von dem kein Wort dem lauschenden Bothar entging.

„Heiliger Vater Disibod, neige gnädig dein Ohr meinem Flehen! Während deines Erdenwallens beseelte dich innigste Nächstenliebe und glühende Begeisterung für die Rettung aller, die in Finsternis und Todes-schatten saßen, oder unwissend verhängnisvolle, ihr ewiges Heil gefährdende Wege betraten. In inniger Verbindung mit dem allwissenden Gott, sind die Gefahren dir nicht unbekannt, denen Bothar entgegen geht. Du kennst die arglistigen Anschläge und bösen Täuschungen, mit denen gewissenlose Menschen und Empörer wider Gott und seinen herrschenden Knecht den unerfahrenen Jüngling zu umstricken und mit sich

in den Abgrund des Verderbens zu reißen gedenken. Im Vertrauen auf deine barmherzige Nächstenliebe und auf die Kraft deiner Fürbitte bei dem allmächtigen Himmelsherrn, flehe ich zu dir, nehme Lothar in deinen besonderen Schutz, bewahre ihn vor aller Irrsal, scheide ihn von jeder Gemeinschaft mit argen Leuten, sei ihm Helfer und Erretter!"

Der Greis verstummte und betete im Stillen weiter.

Was er vernommen, erfüllte den jungen Krieger mit nicht geringem Staunen. Den Grund zu Lamberts sichtlicher Bestürzung, als er ihm den Zweck seiner Reise enthüllte, kannte er jetzt. Allein die Gefahren, denen er entgegenging, seine bevorstehende Gemeinschaft mit bösen Leuten und Empörern wider Gott und dessen herrschenden Knecht, das heißt, wider den König, waren ihm ebenso unbekannte, wie unmöglich scheinende Dinge. Jeden, der ihn solcher Absichten beschuldigt hätte, würde er der niedrigsten Verleumdung geziehen haben. Dem heiligmäßigen Greise gegenüber gab es keinen Widerspruch der Entrüstung und keinen Vorwurf der Verleumdung. Jedenfalls beruhte die Vorstellung, mit der Lambert vor den heiligen Disibod trat, auf Wahrheit. Zugleich gedachte Lothar der Versicherung Gottschalks: „Unser ehrwürdiger Vater Abt ist ein heiliger Mann, der vieles weiß und manches voraussieht, was anderen Leuten verborgen bleibt.“ — Endlich wurden seine Gedanken durch sanfte Berührung seiner Schulter unterbrochen. Der Greis stand neben ihm und winkte, ihm zu folgen. Sie durchschritten die Kirche, vor

deren Portal der Abt mit den Worten von ihm schied:
„Ruhet in Gottes Gut, edler Herr!“

Er nickte grüßend mit dem Haupte und kehrte in
das Gotteshaus zurück.

Gottschalk ging mit der Laterne dem Gaste nach
der Herberge voran.

II.

Marahwart.

Am folgenden Morgen hatte Lothar eben sein Frühstück genossen, das in Haferbrei bestand, als Lärm vor der Herberge seine Aufmerksamkeit erregte. Er trat zum Fenster.

Vor dem Hause hielten drei Reiter. Den einen bezeichnete die Waffenrüstung als ritterlichen Kriegermann und der Ausdruck seiner rohen Gesichtszüge, sowie der herausfordernde Blick seiner glühenden Augen, als streitsüchtigen Raufbold. Die beiden andern waren gemeine Waffenknechte, von denen einer am Zügel einen Zelter führte.

Als die drei vor der Herberge anlangten, saß Tagino vor derselben auf einer Bank, seine nassen Weinkleider in der Sonne trocknend, die er, beim Ritt in der Glan zur Reinigung des Schlachtrosses seines Herrn, sich zugezogen.

„Geda, — Du dickköpfiger Bärenhäuter,“ rief ihm der Krieger zu, „gehe hinein ins Kloster und sage dem Abt, er solle flugs herauskommen, Ritter Marahwart habe ihm etwas zu melden.“

Tagino vernahm den Befehl und rührte sich nicht.

„Hollah. — wirds bald?“ rief Marahwart gereizt.
 „Soll ich Dir Füße machen?“

„Wenn Ihr mir noch zwei Füße macht, dann wäre ich ein Bierfüßler, dazu ein Esel, falls ich täte, was Ihr sagt,“ erwiderte Tagino.

Bothar stand unbemerkt am Fenster, hörte die Rede seines Knappen und lächelte.

Marahwart betrachtete verwundert den „diccköpfigen Bärenhäuter“, dessen Erwiederung ihm ebenso unverständlich war wie seine Haltung.

„Was soll das bedeuten, Kerl? Willst Du mir etwa unter die Nase reiben, daß ich Dir nicht zu gebieten habe?“

„Durchaus nicht“, antwortete Tagino. „Einem so weisen Manne, wie Ihr seid, brauche ich nicht erst zu sagen, daß Ihr mir nichts zu befehlen habt.“

„Jetzt ist's genug, Du vierschröteriger Bummel!“ rief Marahwart drohend. „Gehorchst Du nicht zur Stelle und tust, was ich gebot, dann soll Dir meine Ganze Beine machen.“

Er spornte das Pferd gegen Tagino und seine Hand fuhr nach dem Tanzenschaft. In diesem Augenblick bevorstehender Gewalttat erschien Gottschalk, auf dessen Gesicht jäh Schrecken sich malte, als er den Gewappneten erkannte.

„Bruder Gottschalk“, sagte Tagino, „Du kommst gerade recht! Dieser tapfere Degen, der just im Begriffe steht, einen Wehrlosen anzufallen, mutet mir zu, in die Rechte Deines Amtes einzugreifen, was ich jedoch

ablehne; denn niemals verleihe ich die Rechte anderer. Spute Dich also und melde dem ehrwürdigen Vater Abt, der hochgefinnte und kühne Degen Marahwart sei da und wolle ihn sprechen."

Gottschalk verschwand eiligst.

Der Krieger musterte Tagino, dessen Benehmen seine Neugierde reizte.

"Wer bist Du eigentlich? Ich hielt Dich für einen Roßknecht oder etwas Ähnliches. Du scheinst aber nicht das zu sein, was Du vorstellst."

"Ja, seht Ihr, ich halte mich an den Weltbrauch," versetzte Tagino mit schelmisch blinzeln den Augen. „Würden die Menschen das vorstellen, was sie in Wirklichkeit nach ihrem Wesen und ihrer Denkweise sind, so müßten gar viele als Wölfe, Bären und anderes Raubzeug einherlaufen. So bin auch ich nicht, was ich vorstelle. Selbst Euer Scharfblick findet in mir keinen Menschen, der viele Reiche und Länder gesehen, der in Gallien und Italien in manchen herrlichen Städten mit Leuten verkehrte von feiner Lebensart. Diese anständigen und feinen Leute würden jeden für einen Troßbuben oder etwas Ähnliches halten, der fahrende Menschen ohne allen Grund als ‚dickköpfige Bärenhäuter und vierchröterige Lummel‘ betitelte."

"So, — hm, — ich merke, Du bist ein schlangengewindiger Geselle, der in der Fremde bei glatten Wälschen seine giftige Zunge geschliffen hat," rief Marahwart. „An meiner dicken, festen Frankenhaut prallen Deine

Giftstiche wirkungslos ab. — Jetzt sage mir gerade heraus, wer und was Du bist.“

„Gerade heraus bin ich Gast beim heiligen Disibod.“

„Was, unverschämter Wicht, Du erkühnst Dich, mich zu narren? Manches fahrende Gesindel, nicht einmal den Fußtritt eines Edelmannes wert, herbergte hier. — Du aber, das schwöre ich, sollst der letzte Gast des heiligen Disibod sein.“

Abt Lambert, der eben herankam, hörte die Versicherung und erriet sofort, daß seinem Kloster gänzliche Vernichtung bevorstehe.

„Seid Ihr endlich da?“ rief ihm der Gewappnete zu. „Ihr laßt lange auf Euch warten, obwohl ich heute noch wichtigere Dinge zu tun habe, als hier tatlos vor dem Klostertor zu halten. Höret also und vernehmet Willen und Gebot des Grafen im Rahegau! Nach Ansicht und geltender Meinung des kriegskundigen Grafen Robbo, ist der Disibodenberg ganz vortrefflich für eine feste, unbezwingliche Burg geeignet. Demnach schenkte mir der Graf den Disibodenberg, unter der Bedingung, daß ich das Kloster in eine gute Burg umbauere, die allzeit mit ihren Mannen dem Grafen und dessen Nachkommen lehenspflichtig ist. Dies alles wurde nach Recht und Fug verbrieft. Also im Namen des Grafen Robbo und in meinem Namen gebiete ich Euch, innerhalb drei Wochen mit den Mönchen das Kloster zu räumen.“

Lambert vernahm das Vernichtungsurteil und tiefer

Schmerz prägte sich auf seinem Gesichte aus. Indessen streckte er vor dem Machtgebot nicht feige die Waffen.

„Wie kann Graf Robbo ein Gut verschenken, das nicht ihm, sondern unserer heiligen Mutter, der Kirche, gehört?“ sprach er im Tone entschiedener Abwehr.

„Ach was, — heilige Mutter, — Flausen!“ rief Marahwart, roh auslachend. „Die heilige Mutter mag für ihre frommen Söhne anderswo Zellen bauen. Wir brauchen feste Plätze für unbezwingbare Burgen — ein solcher Platz ist der Disibodenberg.“

„Kennt Ihr auch die furchtbaren Strafen, deren sich Räuber am Kirchengut schuldig machen vor Gott und den Menschen?“ sprach warnend der Abt. „Die bloße Erwähnung dieser entsetzlichen Strafen wird genügen, um Euch von einem Frevel abzuerschrecken, der Euer zeitliches und ewiges Verderben zur Folge haben würde. Das Reichsgesetz bestraft jeden Kirchenraub, der zugleich Heiligtumschändung ist, mit dem Tode, — *ut capitali poena multentur, qui sacrilegia exercuerint*. Die größte Heiligtumschändung ist es aber, wie das Gesetz erklärt, die Gaben der Gläubigen, was die Kirchengüter sind, hinweg zu nehmen, zu verwüsten, zu entfremden, zu überfallen oder zu rauben, — *maximum enim sacrilegium est, oblationes fidelium, quae sunt res ecclesiarum, auferre, vastare, alienare, invadere, vel subripi.*¹⁾ Und wie lautet die Strafdrohung der heiligen Kanones? Hört sie und

1) Cod. Diplom. apud Migne, f. 802, c. 431.

zittert! Wer Kirchenraub begeht, verfällt dem Bann der Verfluchten vor Gott und seinen Heiligen, — et insuper anathematis vinculo damnati coram Deo et sanctis ejus efficiuntur.¹⁾ Außerdem verfallen solche Personen, nämlich die Kirchenräuber, nach dem Reichsgesetz der Ehrlosigkeit, — tales personae sunt infamia notandae.²⁾ — Lebt noch ein Funken christlichen Sinnes und ritterlicher Ehrenhaftigkeit in Euch, so müßt Ihr vor einem Verbrechen zurückschrecken, das Euch auf Erden ehrlosem Tode und in der Ewigkeit schauerlichen Höllestrafen überliefert.“

„Alles in den Wind geredet, Abt Lambert!“ erwiderte Marahwart höhnisch. „Mit solchen Sprüchen und leeren Drohungen möget Ihr Kinder schrecken, aber keinen fränkischen Edelmann. Ha — ha, — es ist zum Lachen! Müßten alle Kirchenräuber gehängt und verdammt werden, so fehlten auf Erden die Stricke und die Hölle wäre nicht groß genug. Manchen Edelmann kenne ich, der an Kirchengut sich bereicherte, keiner von ihnen wurde deshalb gehängt oder vom Teufel geholt. Nach Kirchengesetzen fragen wir so wenig, wie nach Reichsgesetzen. Der Sachsenkönig Otto hat uns Franken nichts zu sagen. Frei sind wir Franken, nicht botmäßig den Sachsen. — Ihr wißt, was Ihr zu tun habt. Innerhalb drei Wochen müßt Ihr von hinnen gewichen sein, auf daß ich mit meinen Mannen hier einziehen kann.“

1) Cod. Diplom. c. 407.

2) Cod. Diplom. c. 383.

„Ob Ihr innerhalb drei Wochen hier einzieht, oder in einen Ort, den Gottes Gerechtigkeit verstockten Bösewichten bestimmt, das steht in der Hand des Allmächtigen,“ erwiderte mit ruhigem Ernst der Greis.

„Was — verstockten Bösewichten? Nimm Dich in Acht, Abt! Dein geschorener Kopf schirmt nicht gegen Schwerthiebe, groben Schimpf zu rächen.“

„Beschimpfung lag keineswegs in meiner Absicht, sondern christliche Mahnung. Wer durch seine Handlungsweise dem Tode und der großen Exkommunikation verfiel, der kann unmöglich ein Heiliger sein.“

„Ein Mönch oder Heiliger will ich gar nicht sein, wohl aber ein freier Mann, der mit Lanze und Schwert einsteht für sein Tun.“

„Das soll gelten!“ sprach eine drohend klingende Stimme.

Marahwart wandte sich um, verwundert den herantommenden Hünen betrachtend.

„Wer seid Ihr?“

„Ein Wehring des Bliesgaues,“ antwortete selbstbewußt der Recke.

„Donnerwetter, — seid Ihr etwa der kühne Degen Gothar, den wir als Kampfgenossen erwarten?“

„Der bin ich, — aber nicht Kampfgenosse eines ehrlosen Gesellen und Räubers.“

„Gilt das mir?“ rief Marahwart in aufwallendem Zorn.

„Allerdings Euch! Ich kenne Eure Absicht und habe alles angehört. Der ehrwürdige Abt ist im Recht

und Ihr seid im Unrecht. Der Graf kann nicht verschenten, was ihm nicht gehört. Ihr könnt nach fremdem Gut die Hand nicht ausstrecken, ohne ein Räuber zu sein. Zudem lastet auf Euch nach ritterlichem Brauche die Schmach der Ehrlosigkeit, insofern Ihr Wehrlose vergewaltigt.“

„Alle Teufel, das sollt Ihr büßen!“ rief grimmig der andere.

„Ich bin bereit“, erwiderte Lothar, „das Recht des Abtes, sowie das Unrecht von des Grafen und Eurer Seite durch ein Gottesurteil zu beweisen. Wollt Ihr dem ergangenen Gottesurteil Euch fügen, das heißt, im Falle meines Sieges über Euch, von der Beraubung des Kloster absteigen, so stelle ich mich zum Kampfe.“

Lothars Vorschlag entsprach der Sitte jener Zeit. Nicht bloß Streitpunkte wurden durch Zweikämpfe geschlichtet und entschieden, sondern auch förmliche Gesetze nach dem Ausgang solcher Kämpfe erlassen.¹⁾

1) „Auch über die Verschiedenheit der Gesetze entstand ein Streit, da einige behaupteten, daß die Söhne der Söhne nicht unter die Söhne gerechnet werden und das Erbe rechtlicher Weise mit den Söhnen teilen dürfen, wenn zufällig ihre Väter bei Lebzeiten des Großvaters gestorben wären. Deshalb ging ein Gebot vom König Otto aus, daß eine allgemeine Volksversammlung bei der Pfalz Stela stattfinden solle, und es ward entschieden, daß man die Sache durch Schiedsrichter müsse prüfen lassen. Der König aber wollte nicht, daß edle Männer und die Ältesten des Volkes unehrenhaft behandelt würden, vielmehr befahl er, die Sache durch

„Es sei, wie Ihr sagt!“ rief kampfgierig der Kirchenräuber. „Siegt Ihr über mich, was ich jedoch verhindern werde, obwohl Ihr der hochgepriesene Degen Wehring seid, dann sollen die Mönche in ihren Zellen ungeschoren bleiben. Geht, wappnet Euch zum Streite!“

„Dem muß ich wehren.“ sprach dazwischentretend der Abt. „Die heiligen Kanones verbieten alle Zweikämpfe, jene Fälle ausgenommen, bei denen in höchst wichtigen Dingen das Recht nicht anders gefunden werden kann, als durch Gottesurteil. Ein solcher Fall liegt hier nicht vor. Das Recht der Abtei ist klar, ebenso der beabsichtigte Kirchenraub. Als Abt und Stellvertreter Gottes in diesem Kloster,“ wandte er sich mit väterlicher Entschiedenheit an Lothar, „untersage ich Euch Kampf und Blutvergießen. Vieber will ich mit meinen Brüdern von hinnen gehen, als durch Mord das Haus des heiligen Disibod erhalten.“

Mit Widerstreben unterwarf sich Lothar einem Gebote, wozu er den Abt berechtigt hielt.

„Ich wäre bereit, im Gottesgericht mein Leben für die Rettung des Klosters einzusetzen,“ sprach er. „Da Ihr jedoch im Namen Gottes mich heißt, den Gerichtskampf zu unterlassen, so unterwerfe ich mich der höheren Einsicht Eurer Heiligkeit.“

Zweikampf zu entscheiden. Hierbei siegte die Partei, welche die Söhne der Söhne unter die Söhne rechnete, und es wurde durch ewigen Beschluß festgesetzt, daß sie nach gleichem Maße mit den Oheimen das Erbe teilen sollten.“ Witichindi annal. II, 10, ad ann. 938.

„Ha, — was sagt Ihr da?“ rief Marahwart voll Ärger. „Zum Ergözen wäre mir ein Waffengang mit dem hochgefeierten Helden, — jetzt merke ich, daß sothaner kühne Held weiter nichts ist, als ein botmäßiger Pfaffenknecht.“

Die Augen des Geschmähten sprühten Feuer auf den Spötter, und nicht ohne Anstrengung rang er den auflodernden Zorn nieder.

„Der schuldige Gehorsam fällt mir weit schwerer, als mit Euch der Schwertkampf,“ entgegnete er, wandte sich ab und schritt nach der Herberge.

Marahwart schickte dem Weggehenden ein schallendes Hohngelächter nach und ritt mit seinen Knechten davon.

Bothar saß nachdenkend im Zimmer. Im höchsten Grade beunruhigten ihn die so eben gemachten Erfahrungen. Marahwart und Gleichgesinnte harreten seiner Ankunft, betrachteten ihn als Kampfgenossen. Graf Robbo, nach dessen Burg ihn Herzog Konrad einlud, war Anstifter des Kirchenraubes. Bothars Ehrgefühl und religiöser Sinn empörten sich gegen die Zumutung, mit solchen Menschen in Verbindung und Waffengemeinschaft zu treten. Bislang fand er in Herzog Konrad einen edelsinnigen Mann, der sich zugleich als großen Wohltäter gegen Klöster und Kirchen erwies. Bothar selbst unterschrieb als Zeuge eine Urkunde, worin Konrad dem Domstifte in Speyer Besitzungen und namhafte Gerechtsame für ewige Zeiten

verbriefte.¹⁾ Wie konnte ein solcher Mann mit Kirchenräubern in Verbindung treten? Entrüstet wies er schon den bloßen Verdacht zurück, der seine Hochschätzung für den Salier beleidigte. — Aber das Verhalten des Abtes und dessen Gebet? Schien Marahwart die Warnung des Greises nicht zu rechtfertigen? — So beunruhigten ihn Zweifel und traurige Möglichkeiten, bis Weinen und Klagen einer Frauenstimme sein Grübeln unterbrachen. 1

1) Herzog Konrad, zu dessen Stammgütern Speyer und Worms gehörten, schenkte allerdings der Domkirche in Speyer einige hundert Morgen Land, nebst vielen Leibeigenen, die er in Speyer besaß, ein Weib ausgenommen, welches er der St. Peterskirche in Worms übergab. Außerdem schenkte er genanntem Hochstifte das ihm ausschließlich zustehende Münzrecht in Speyer, ferner alle in dieser Stadt zu erhebenden Zölle und Steuern vom Salze, Salzpennig genannt, die Steuern vom Pech, wozu sämtliche Gattungen brauchbarer Schmieren gerechnet wurden, Steinpennig genannt, auch die Steuern vom Wein, Ohmpennig genannt, sowie von jeder steuerbaren Habe, Pflichtpennig genannt. Gegen diese Schenkungen empfing aber der Herzog von dem Domstifte wertvollere Gegengeschenke, nämlich als Lehen auf Lebenszeit das Dorf Rödersheim mit allen Knechten, Mägden, Ochsen, Rühen, 634 Morgen Ackerfeld, nebst der Kirche und dem Behent, welcher bisher zur Unterhaltung der Kanoniker an der Domkirche diente; ferner 396 Morgen Ackerfeld zu Dürkheim, samt der Kirche, endlich den Weiler Erpoltshaus mit 108 Morgen Ackerland und der Mühle. Remling, Urkundenbuch, I, 11. — Dieser Tausch, bei dem jedenfalls der persönliche Vorteil auf Seite des Herzogs lag, gewährt zugleich einen Blick in die sozialen Zustände jener Zeit.

Er trat zum Fenster und sah vor dem Gastbruder zwei Frauen stehen. Nach Kleidung, Haltung und Redeweise gehörte die eine den höheren Ständen an. Die zweite war die jugendliche Gestalt einer aufblühenden Jungfrau. Während die erste, von Schrecken erfüllt, in ergreifenden Klagen ihren Schmerz ausschüttelte, stand ihr das Mädchen unbeweglich und schweigend zur Seite, die Augen gesenkt und eine Starrheit in dem bildschönen Gesicht, die ebenso Übermaß von Schmerz, wie Gefühllosigkeit ausdrücken konnte.

„Meinen Gemahl und meine zwei Söhne hat er im Streite erschlagen, — mein Eigen hat er geraubt bis auf einen kleinen Rest, jetzt will er mein einziges Kind, meinen einzigen Trost, meine Jutta rauben!“ rief sie unter Tränen. „Seinen Vasallen hat er geschickt, den argen Marahwart, mit Gewalt mein Kind von hinnen zu führen. Zur Not konnten wir hieher flüchten in den Schutz des heiligen Disibod. Wohin sollen wir Arme und Wehrlose uns wenden? Nirgends Hilfe und Recht, ringsum Übeltäter und Gewaltmenschen. Lieber Bruder Gottschalk, ich bitte, melde uns dem ehrwürdigen Vater Abt, damit er uns Verlassene und Bedrohte in seinen Schutz nehme.“

„Das möchte ich schon, edle Frau! Jedoch wißt Ihr, daß keine Person weiblichen Geschlechts jemals ein Mönchskloster betreten darf. Wie könnte Euch also der ehrwürdige Vater schirmen und retten, zudem er selbst von gottlosen Menschen unterdrückt und beraubt wird?“

„Kannst Du mir nicht irgend einen Ort anweisen, wo ich und mein Kind uns verbergen? Marahwart wird uns nachfragen und erfahren, wohin wir flüchteten. Jeden Augenblick kann er kommen, — und dann, — oh — oh!“ sie verhüllte mit beiden Händen das Gesicht und weinte heftig.

„Ich könnte Euch wohl verstecken“, erwiderte mit bangvoller Miene der Bruder. „Kommt Marahwart, so wird er alle Räume durchsuchen, Euch finden und wir müssen büßen.“

„O du heiliger, barmherziger Gott,“ rief sie mit himmelwärts gerungenen Händen, „sende uns gnädig einen Helfer und Retter!“

Beim Emporheben ihres Blickes gewahrte sie Bothar am Fenster. Ihr Klagegeschrei verstummte. Prüfend betrachtete sie den jungen Mann, dessen Mienenspiel Entrüstung und lebhafteste Teilnahme verriet.

„Wer ist jener Herr?“ fragte sie mit leiser Stimme.

„Der könnte wohl Euer Helfer sein“, antwortete Gottschalk ebenso leise. „Bothar ist's, unser Gast, ein Edler aus dem Geschlecht der Wehring. Sein Knappe Tagino vertraute mir, an Rechtschaffenheit und redlicher Geradheit tue es niemand seinem Herrn zuvor. Was hingegen Ritterlichkeit und Tapferkeit anbelange, sei Bothar der kühnste und gewaltigste Held im ganzen Reiche.“

Auch Jutta vernahm das Lob. Mit forschenden Blicken betrachtete sie den Gerühmten. Er bemerkte die Prüfung der Jungfrau, und ein gütiges Lächeln,

begleitet von leichtem Erröten, erhellte sein eben noch ernstes Gesicht. Diese Merkmale menschenfreundlichen Sinnes ermutigten Jutta. Sie hob die Hände bittend nach ihm, und was ihr Mund nicht aussprach, verkündete der um Hilfe flehende Ausdruck ihres Antlitzes.

Bothar verschwand vom Fenster. Hastige Tritte auf der Stiege meldeten sein Nahen. Er trat aus dem Hause und begrüßte mit ritterlichem Anstand die Edelfrauen.

„Ich habe Eure Klage vernommen, vielwerte Frau, und bin empört über den beabsichtigten Frevel.“ fuhr er fort. „Wie heißt jener Mann, in dessen Auftrag Marahwart Eure Tochter entführen soll?“

„Robbo ist's, der mächtige Graf im Rahégau, ein gewaltthätiger, harter Mann, der weder Gerechtigkeit kennt, noch Menschenrechte achtet,“ erwiderte die Unglückliche. „Dabei ist er schlau, wie ein Fuchs, und raubgierig, wie ein Wolf. Durch böse Ränke und Anfechtungen hat er meinen Gatten so lange gereizt und beleidigt, bis mein Alfred notgedrungen zu den Waffen griff, Robbos unerträgliche Bedrückungen abzuwehren. Es entbrannte blutige Fehde, in der mein Gemahl und meine Söhne fielen. Robbo raubte unsere Besitzungen und ließ uns nichts, als einen Hof in Staudernheim und einige Hufen Ackerland. Dies tat ein Mann, der Richter ist im Rahégau und des Grafenamtes nach Recht walten soll.“

„Angestammter Graf im Rahégau ist aber doch der Salier Konrad“, entgegnete Bothar.

„Dies wohl, edler Herr! Allein der Herzog übertrug, mit des Königs Gutheißung, alle Gewalt und Gerichtsbarkeit im Rahegau an Robbo.“¹⁾

„Eine schlimme, des Saliers guten Ruf nicht erhöhende Wahl!“ sagte Bothar im Tone des Unwillens.

„Herzog Konrad ließ sich täuschen durch Robbos heuchlerisches Wesen“, versicherte die Frau. „Ihr glaubt nicht, edler Herr, wie vortrefflich es Robbo versteht, schön und süß zu tun! Gleich dem Teufel kleidete er sich in einen Engel des Lichtes, als er warb um die Hand meiner Tochter. Kaum hatte er sein junges Ehegemahl durch Roheiten und Mißhandlungen umgebracht, so erschien er bei uns zum Freien. Er schilderte mit vielen glatten Worten seine Liebe zu meiner Jutta, sowie das Glück, den Glanz und die Herrlichkeit ihres Ehestandes mit ihm. Er beteuerte seine Reue über die Fehde, welche nicht er, sondern mein Alfred angehoben, — der heuchlerische Wicht! Wir hätten dem glattzüngigen Lügner glauben, ihn für ehrenhaft halten müssen, hätten wir nicht aus bitterer, leidvoller Erfahrung den Unhold gekannt.“

„Ihr seid deshalb nicht geneigt, adeligste Jungfrau, im Rahegau Herrin zu werden?“ fragte Bothar, wohl in der Absicht, die Denkweise der Maid zu erforschen.

„Nein! Lieber in Dürftigkeit leben, als in Reichtum an der Seite eines Gottlosen,“ antwortete sie.

1) Gerdes, Geschichte des Deutschen Volkes und seiner Kultur, B. I, 506.

„Wie kann ich in treuer Minne einem Manne ergeben sein, den ich verabscheuen muß?“

„Ich theile die Ansicht und Gefühle meiner Tochter, — allein wir sind wehrlos dem Mächtigen gegenüber. Was er in Güte nicht erlangen kann, das wird er mit Gewalt nehmen und nicht zurückschrecken vor dem Frevel des Jungfrauenraubes, — Marahwarts Sendung beweist es. O edler Herr, ich bitte und beschwöre Euch bei Gott und allen Heiligen, schühet mich und mein Kind!“ rief sie weinend aus. „Gänzlich verlassen sind wir, — ohne Rechtschutz und Beistand, — eine Beute ruchloser Menschen. Der göttliche Christ wird Euch vergelten, edler Herr, wenn Ihr Euch erbarmt der unterdrückten Witwe, der schutzlosen Waise.“

„Vor meinen Augen soll Marahwart keine Untat begehen, zu deren Abwehr das Rittertum verpflichtet.“ entgegnete er.

„Dort unten kommt der schimpfliche Frauenräuber“, sagte Tagino, zu Thal deutend.

„Erschrecket nicht und seid guten Mutes“, tröstete Rothar die Geängstigten. „In Gottes Namen habt Ihr meinen Beistand angerufen, Eure Sache ist gerecht, darum wird der Allmächtige in Abwehr und Kampf mein Helfer sein. Haltet Marahwart so lange hin, bis ich zum Streite gerüstet bin. — Tagino, wappnen!“ rief er dem Knappen zu, der seinem davoneilenden Herrn auf dem Fuße in die Herberge folgte.

„Gepriesen sei Gott, dessen waltende Vorsehung

uns diesen Edlen sandte! Wird er siegen? Er ist allein, — drei stehen ihm gegenüber."

"Zweifelt nicht, Mutter! Der starke Degen wird alle bezwingen. Niemals sah ich eine Heldengestalt von solcher Macht und siegverheißender Kühnheit."

"Aha, — da seid Ihr ja!" rief der heranreitende Marahwart. "Ihr seid doch nicht vor mir etwa durchgebrannt, — he?"

"Wir machten einen Bittgang zum heiligen Disibod", antwortete die Edelfrau. "Habt Ihr uns gesucht?"

"Freilich, — das heißt, nicht die alte Frau Hedwig, wohl aber Eure Tochter, die schönste Maid im Frankenlande. Mit dem Grafen Robbo vermählt, ist Jutta die minnereichste und schönste Frau am ganzen Rhein. — was ich mit Schwert und Lanze gegen jeden Widersacher beweisen will."

"Was meint Ihr, — was soll Eure Rede bedeuten? Meine Tochter nennt Ihr Gräfin?"

"Künftige Gräfin, — ja! Hat nicht Robbo um sie geworben?"

"Er hat um sie gefreit, doch umsonst tat er's."

"Umsonst? Ha — ha!" lachte Marahwart und sprang aus dem Sattel. "Vermeint Ihr, ein Mann von des Grafen Macht und Ansehen lasse sich schnöde abweisen? Weit gefehlt! Er begehrt Eure Tochter, und Ihr könnt ihm nicht wehren. Auf Geheiß des Grafen bin ich hergeritten, in Güte oder mit Gewalt herbeizuschaffen, was er sehnlichst verlangt. Also keine Widerrede. Ich ersuche Euch, schönste Maid, diesen

Zelter zu besteigen, und zwar ohne Weile, damit wir bald nach Rothenburg kommen."

"Ich wünsche mir den Grafen nicht zum Gemahl, — sagt ihm das."

"Wie, — was, — stolz und spröde? Ihr weigert Euch, Gräfin zu werden? Wie kann man nur so ausbündig schön und doch so töricht sein!"

"Töricht wäre ich, nach Rothenburg zu reiten."

"Hört, allerschönste Maid, Wortgefechte mit Frauen behagen mir nicht, dieweilen ich auf Zungenstiche mich gar nicht verstehe. Nochmals, — besteigt den Zelter, — in Güte sag ichs!"

"Da Ihr in Güte zu mir redet, so bitte ich Eure Güte, mir den Gebrauch des Zelters zu erlassen," erwiederte Jutta, mit sehnsuchtsvollem Blick nach der Herberge.

"Das sind spitzfindige Worte, die nichts gelten. Zwingt Ihr mich, mit starker Hand Euch zu ergreifen, auf den Zelter zu setzen und am Sattel mit Stricken festzubinden? Tut also freiwillig, was Ihr durch Sprödigkeit nicht verhindern könnt."

Die schweren Tritte des Geharnischten dröhnten durch die Herberge. Bothar erschien unter dem Eingang, einer wandelnden Säule von Erz vergleichbar. Tagino folgte mit Schild und Lanze seines Gebieters.

Mit freudiger Zuversicht blickte Jutta auf ihren Kämpfer. Frau Hedwig faltete die Hände und flüsterte mit ängstlicher Miene: „Gott im Himmel, steh' ihm bei!"

Marahwarts Augen ruhten falsch und bössartig auf

dem Herantretenden, wobei er für sich, jedoch Lothar zu Gehör sagte: „Wer sollte glauben, daß jemand ein Pfaffenknecht sein kann, der eine so gute Rüstung trägt!“

Ohne die wiederholte Beschimpfung zu beachten, trat der Wehring dicht vor Marahwart.

„Ihr seid willens, schmachvolle Gewalttat gegen eine Jungfrau zu begehen, die mich um Hilfe und Rettung anrief. Demgemäß ersuche ich Euch, Eure schändliche Absicht aufzugeben und stracks von hinnen zu reiten.“

„Und wenn ich beides nicht tue?“

„Dann wird mein gutes Schwert die bedrohte Maid von einem Unhold befreien.“

„Oho, — haha!“ rief grimmig auflachend Robbos Basall. „Nur den Mund nicht so voll genommen, — ich kenne Euch! Ein Hasenfuß, wie Ihr, der sich mit dem Schilde christlichen Gehorsams deckt, wagt es nicht, den besten Degen im Rahnegau im Kampfe zu bestehen. Sogleich wird der Abt erscheinen, Euch den Waffenstreit verbieten, und der Pfaffenknecht wird gehorchen.“

„Der Abt hatte im gegebenen Fall das Recht, mir den Kampf zu untersagen, — ich hatte die Pflicht, den Satzungen unserer heiligen Kirche mich zu unterwerfen. Im gegenwärtigen Fall hat der Abt kein Recht, den Kampf zu hindern, weil Ritterpflicht gebietet, die Bubenat eines Schurken abzuwehren.“

„Was, — ein Bube, — ein Schurke, — ich?“ brüllte Marahwart. „Das sollst Du mit dem Leben

büßen, Du ganz erbärmlicher Wicht! Ziehe, — vertheidige Dich!"

Die Schwerter bligten in den Fäusten beider Recken. Die Schilde gehoben, das Visier herabgelassen, standen sie kampfbereit sich gegenüber.

Die Zeugen des bevorstehenden blutigen Ringens, Tagino, Gottschalk und Heistulf, sahen mit widersprechenden Empfindungen dem Waffengang entgegen. Während die zwei Klosterbrüder von Schrecken ergriffen wurden, stand Tagino lächelnd bei Seite.

"Heiliger Disibod steh' uns bei!" sagte Gottschalk. "Der gewaltige Marahwart wird den guten Jüngling erschlagen."

"Warum nicht gar!" versetzte Tagino. "Wenn der schandbare Frauenräuber meinen edlen Herrn im Kampfe bestehen will, so kommt mir dies gerade so vor, als ob ein wilder Stier einen Löwen bezwingen möchte."

Entgegengesetzter Meinung waren die zwei Waffenknechte, keinen Augenblick zweifelten sie an dem Siege ihres Gebieters.

"Der Pfaffenknecht hat sein letztes Stück Brot gegessen. Jawohl, bald wird er tot im Sande liegen!" sagten sie.

Jutta und ihre Mutter knieten am Boden, Gottes und der Heiligen Beistand für ihren hochherzigen Retter erslehend.

"Ich kämpfe für Freiheit und Recht der wehrlosen Jungfrau!" rief Bothar.

"Und ich schmettere einen großmaulichen Tropf

nieder“, entgegnete Marahwart, einen so unerwartet raschen und wuchtigen Hieb führend, daß Vothar mit dem Schilde sich nicht decken konnte und sein Helm, von der Gewalt des Streiches getroffen, Feuerfunken sprühte.

Ergrimmt über den fast heimtückischen Anfall, erwiederte Vothar den Streich mit einem so furchtbaren Hiebe, daß Marahwarts vorgehaltener Schild in zwei Stücken zu Boden fiel. Das scharfe Schwert, von dem Arm des Recken geschwungen, hatte die Eisenbänder durchgeschnitten und den Schild zertrümmert. Sofort senkte Vothar das Schwert.

„Kein Schild deckt Euch, fast wehrlos seid Ihr, — erklärt Ihr Euch für besiegt?“

„Nichts da. — auch ohne Schild bezwingen ich Dich!“ rief mutschnaubend der andere.

„Dann will ich gegen Euch nicht im Vortheil sein, — gleiche Sonne, gleicher Wind, gleiche Wehr, das ist Ritterfitt“, entgegnete Vothar, den Schild bei Seite werfend.

„Jetzt hat mein Herr einen Fehler begangen“, sagte Tagino. „Ritterliche Großmuth einem so rohen Bengel gegenüber, ist gerade so, als wenn man Perlen vor die Säue wirft. — Jetzt aufgepaßt, es wird ernst!“

In der That entbrannte zwischen beiden Hünen ein graufiger Kampf. Mit wildem Ungestüm und knirschend vor Wuth, fiel Marahwart den Gegner an. Keiner seiner Hiebe erreichte jedoch das Ziel. Wehring fing

mit der Parierstange jeden Streich seines plumpen, in der Fechtkunst unerfahrenen Gegners auf. Und während er sich vorsichtig deckte und in der Verteidigung beharrte, späte er auf Blößen des Feindes. Marahwart, äußerst erbittert über die Erfolglosigkeit seiner Angriffe, stieß zuweilen ein tierisches Gebrüll hervor, indessen seine Hiebe immer mehr an Kraft und Schnelligkeit verloren. Plötzlich durchschnitt Lothars Schwert tausend und grellen Schein werfend die Luft, ein zerschmetterndes Krachen folgte, und Marahwart stürzte rücklings zu Boden.

„Hab' ich's nicht gesagt?“ jubelte Tagino. „Dort liegt der wilde Stier, zerrissen vom Prankenschlag des Löwen! Dort liegt der elende Frauenräuber, bezwungen vom edlen Schirmherrn der Maid!“

Die beiden Waffenknechte eilten herbei. Sie lösten des Gefallenen Helm, der in zwei Teile gespalten war. Auch die Panzerkappe schien der Schwerthieb durchbrochen zu haben; denn ein Blutstreifen rann über Marahwarts Gesicht, der mit weit offenen, starren Augen leblos lag.

„O weh, er ist tot! Mit dem Helm ging auch sein Kopf entzwei,“ sagte einer der Knechte, ohne besondere Theilnahme für das traurige Geschick seines Herrn.

„So mag er tot heimreiten, — legen wir ihn auf sein Roß,“ sagte der andere.

Tagino war gleichfalls herbeigeeilt, hatte den Helm vom Kopfe seines Gebieters genommen und die Panzer-

lappe zurückgeschlagen, so daß ein glühendes Gesicht und zwei flammende Augen sichtbar wurden. Als jedoch die Frauen herantraten und Jutta ihrem Retter dankte, da erloschen die lodernden Flammen in den Augen des Kämpen und mild ruhte sein Blick auf der jungfräulichen Erscheinung.

Gottschalk rannte in das Kloster, dem Abte zu melden, was vor dem Tore sich begeben. Hastig durchschritt er lange, verödete Gänge, vorbei an leeren Zellen, in denen vormals die Brüder beteten, studierten und Bücher abschrieben, bis er das Zimmer des Abtes erreichte. Dieser saß vor einem geöffneten, dickleibigen Folianten, aus dem ein Kirchenvater zu ihm redete.

„Was gibt es, Bruder Gottschalk?“ fragte aufblickend der Greis. „Du bist ja ganz verstört, — was ist geschehen?“

„O heiliger Vater, eine Heilstat geschah vor dem Klostertor, — St. Georg hat den argen Drachen erschlagen!“

„Wie das, mein Sohn? Bist Du von Sinnen?“

„O nein, ehrwürdiger Vater, ich träume nicht! Seht doch, ich wache,“ — und er begann eine genaue Schilderung der Vorgänge.

„Ei, — ei, — schon wieder eine beabsichtigte Untat des Grafen!“ sagte schmerzlich bewegt der Greis.

„Und Marahwart, der gottlose Mann, erschlagen, mit dem Bannfluche unserer heiligen Kirche jählings in den Abgrund der Ewigkeit hinabgestürzt! Denn also lautet der achtunddreißigste Kanon des Konziliums

von Chalcedon: — „Wer eine Jungfrau raubt in der Absicht, mit ihr zu wohnen, der sei im Bann¹⁾ — Mein Gott, welche frevelhafte Zeit!“ schloß er, sich erhebend und vor das Kloster eilend.

Dort war gerade ein Reiter vom Pferde gestiegen, welcher sich vor Lambert ehrerbietig verbeugte und ihm ein Schreiben übergab. Der Abt löste sofort das Siegel und las die wenigen Zeilen.

„Sei willkommen im Hause des heiligen Disibod!“ grüßte er den Fremden. „Bruder Gottschalk, sei um Bewirtung und Pflege unseres Gastes besorgt.“

Nach diesen Worten betrat er die Herberge, wo ihn Lothar empfing und nach dem Zimmer geleitete, darin sich Gutta und ihre Mutter befanden.

„Wo ist die entseelte Hülle des Unglücklichen?“ fragte Lambert nach flüchtiger Begrüßung der Frauen.

„Die Knechte haben die Leiche ihres Herrn mitgenommen“, antwortete Lothar.

„Witwen und Waisen zu schirmen, ist ebenso ein Werk christlicher Barmherzigkeit, wie es himmelschreiende Sünde ist, dieselben zu vergewaltigen,“ fuhr Lambert fort. „Der gerechte Gott wird Eure Teilnahme und Barmherzigkeit für diese unterdrückten Frauen vergelten; denn mit lauter Stimme verkündete in seiner Bergpredigt der mildbreiche Gottesjohn: „Selig sind die

1) Eos qui capiunt puellas sub nomine simul habitandi, cooperantes et conibentes raptoribus, decrevit santa synodus, si quidem clerici sunt, decidant gradu proprio, si vero laici, anathematizentur. Cod. Diplom. apud Migne, c. 98. f. 525.

Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen!“ Um so größer ist Euer Verdienst, edler Herr, da Ihr, mit Einsetzung des eigenen Lebens, von dieser tugendhaften Jungfrau die Gewaltthatigkeit ruchloser Menschen abgewehrt habt.“

„Das habe ich unserem hochgesinnten Retter gerade auch gesagt, wenn auch nicht mit so schönen Worten, wie Eure Heiligkeit,“ versicherte Frau Hedwig. „Allein die Gefahr des Schrecklichsten ist keineswegs überstanden. Graf Robbo wird durch andere Waffenleute seine nichtswürdige Absicht ausführen lassen. O du mein Gott, wohin sollen wir Hilflose flüchten vor den Nachstellungen des Mächtigen!“

„Deshalb seid beruhigt, meine Tochter!“ entgegnete Lambert. „Gerade wurde mir Kunde, daß morgen ein hoher Kirchenfürst mit seinem Gefolge hieherkommt, um in der Einsamkeit des heiligen Disibod seiner Seele Heil zu bedenken und durch geistliche Übungen neue Kraft gegen Anfechtungen der bösen Welt zu gewinnen. Da sich der Kirchenfürst einige Tage hier aufhält, so wird Robbo nicht wagen, seine Missethat zu wiederholen. Und dann,“ fügte er mit sehr ernster Miene bei, „werden bald Ereignisse eintreten, welche den Grafen zwingen, für lange Zeit seinen verabscheuungswürdigen Plan aufzugeben. Deshalb, meine Töchter, lehret ohne Furcht und Besorgnis zurück in Eure Wohnung, Gott dankend, dessen väterliche Fürsorge Euch einen Retter gesandt.“

Der feste Glaube an die hohe Einsicht des heiligen

Mannes, sowie das Vertrauen in seine liebevolle Teilnahme, verscheuchten alle Unruhe der Bedrohten.

Jutta hatte während dieser Unterhaltung den stattlichen jungen Mann, sobald sie es unbeachtet tun konnte, mit prüfenden Blicken betrachtet. Indem sie jetzt beim Abschied in warmen Worten ihren Dank wiederholte, konnte sie eine Gemütsbewegung nicht unterdrücken, die ihr Angesicht mit lieblicher Röthe übergoß. Bothar, von dem bestrickenden Zauber seines Schüglings beherrscht, machte den Eindruck eines sehr befangenen Knaben.

„Was ich getan, gebot Ritterpflicht,“ erwiderte er auf Juttas Dankesworte. „Außerdem entspräche es dem Drange meines Herzens und meiner Verehrung, für Euch wiederholt mein Leben einsetzen zu dürfen.“

Die Frauen knieten nieder, empfingen den Segen des Abtes und verließen die Herberge.

III.

Um Krone und Leben.

Nachdem die Edelfrauen das Zimmer verlassen hatten, vollzog sich in des Abtes Haltung ein auffallender Wechsel. Die gewöhnliche Ruhe seiner Züge wandelte sich in sorgenvolle Beklommenheit, während das Spiel seiner Mienen verriet, daß höchst wichtige und wohl auch verwickelte und gefährliche Dinge seinen Geist beunruhigten. Er hatte sich auf seinen Stuhl niedergelassen, nebenbei mit so durchdringend prüfenden Augen den jungen Mann betrachtend, daß dieser in Verlegenheit kam. In Gedanken vertieft und mit Angelegenheiten, die ihm vor schwebten, lebhaft beschäftigt, überjah der Abt vollständig sein gegenwärtiges, beinahe verletzendes Benehmen. Rothar wurde endlich dieses befremdende Verhalten peinlich. Mit Bewußtsein verletzte er den höfischen Anstand jener Zeit, in Gegenwart eines Höheren nicht zuerst das Wort zu ergreifen.

„Habt Ihr etwa ein Anliegen mir vorzutragen, ehrwürdiger Vater?“

Beim Klang der Stimme erschraf der Greis, wie

jemand, der aus geistigem Versenktssein jählings aufgerüttelt wird.

„Gestattet mir eine Frage, edler Herr! Wie alt seid. Ihr?“

„Fünfundzwanzig Jahre.“

„Ein noch jugendliches Alter, ohne Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, — Mängel, die natürlich keinen Vorwurf bilden können,“ fuhr Lambert fort.

„Ihr habt mir bereits erzählt, daß Ihr unter dem Banner des Herzogs von Lothringen in Gallien und Italien gestritten, sohin im Heerbann des Königs bei seinem Zuge über die Alpen gewesen seid.“

„Ja, — nach Wälschland zogen wir vor zwei Jahren.“

„Sind Euch die Triebfedern bekannt, die seit Ottos glorreicher Regierung, also seit siebenzehn Jahren, durch Empörung und blutige Fehden das Innere des Reiches verwirren?“

„Nein, ehrwürdiger Vater! Ich bin einfacher Krieger und kein Staatsmann, der Einblick hat in das Getriebe der Dinge. Ich nehme die Erscheinungen, wie sie liegen, ohne darnach zu fragen, woher sie kommen.“

„Ein Vorrecht Eures Alters, mein Sohn! Verschiedene Umstände bezeugen mir, daß Ihr von der göttlichen Vorsehung zur Schlichtung einer höchst wichtigen, sogar für das ganze Reich verhängnisvollen Sache berufen seid. Ich zögere nicht, mit diesem folgenschweren Berufe Euch vertraut zu machen. Zuvor

ist aber notwendig, den inneren Kern der Vorgänge Euch zu enthüllen, damit Ihr Eure Aufgabe würdig erfaßt, mit voller Überzeugung und ganzem Vermögen für deren Lösung einsteht."

In hohem Grade überrascht, vernahm Lothar die inhaltschwere Rede, welche in nicht geringem Maße seine Neugierde erregte.

Der Abt saß einige Augenblicke nachdenkend, wie zum Vortrage sich sammelnd.

„Nach dem Tode des besten der Könige, des Herrn Heinrich, erlor das ganze Volk der Franken und Sachsen dessen Sohn Otto,“ begann der Greis. „Als Ort der allgemeinen Wahl bestimmte man die Pfalz in Aachen. Dort versammelten sich im August des Jahres der göttlichen Menschwerdung 936 die Herzoge, die vornehmsten Grafen und Vasallen in der Säulenhalle, welche mit der Basilika Karls des Großen verbunden ist. Hier saß der neue Herrscher auf einem Thron. Die Fürsten reichten ihm zur Huldigung die Hände, Treue und Hilfe gelobend wider alle Feinde. In der Basilika erwartete die Priesterschaft, an ihrer Spitze der Erzbischof Hildibert von Mainz, sowie eine große Volksmenge, den König. Als dieser eintrat, ging ihm Hildibert entgegen und geleitete ihn bis in die Mitte des Heiligtums. Jetzt rief der Erzbischof mit feierlicher Stimme: ‚Sehet, hier stelle ich Euch vor den von Gott berufenen und von allen Fürsten zum König erkorenen Herrn Otto! Gefällt Euch die Wahl, so bezeugt dies, indem ihr die rechte Hand zum

Himmel hebt.' Darauf hob alles Volk die Rechte in die Höhe und rief: ,Heil und Segen dem neuen Gebieter!' Sodann schritt der Erzbischof mit dem König zum Altar, nahm hier das Schwert mit dem Wehrgehent und sprach: ,Empfange dieses Schwert und treibe mit ihm aus alle Widersacher Christi, die Heiden und schlechten Christen, weil durch Gottes Willen Dir alle Macht des ganzen Frankenreiches übertragen ist, zum bleibenden Frieden der Christenheit.' Hierauf nahm Hildibert die Spangen und den Mantel, bekleidete damit den König und sprach: ,Dies bis zum Boden wallende Gewand möge Dich erinnern, wie Du vom Eifer im Glauben entbrennen mögest und in Wahrung des Friedens beharren müßest bis in den Tod.' Zuletzt reichte er ihm Szepter und Stab, indem er sprach: ,Bei diesen Zeichen mögest Du gedenken, daß Du mit väterlicher Zucht Deine Untertanen leitest, und vor allen den Dienern Gottes, den Witwen und Waisen die Hand der Erbarmung reichest. Möge niemals von Deinem Haupte das Öl der Barmherzigkeit versiegen, auf daß Du mit ewigem Lohn gekrönt werdest.'¹⁾

„Diese Krönungszeremonie erfaßte Herr Otto in ihrer vollen inhaltsschweren Bedeutung. Da ich nur wenige Schritte von ihm entfernt stand, so konnte ich in seinem ernstesten Gesicht den festen Vorsatz lesen, die übernommenen Pflichten des Königs gewissenhaft zu er-

1) Widukind, B. II, c. 1.

füllen; in den siebenzehen Regierungsjahren ist er bis heute seinem Vorsatz treu geblieben. — Nach Empfang des Szepters und Stabes salbten ihn die Erzbischöfe von Mainz und Köln mit dem heiligen Öl, trönten ihn mit goldenem Diadem und geleiteten ihn zum Throne, wohin man auf einer Wendeltreppe hinanstieg, und der zwischen zwei Marmorsäulen in herrlicher Schönheit und Pracht errichtet war, so daß der König von hier alle sehen und von allen gesehen werden konnte.

„Raum hatte Otto den Thron bestiegen, so empörten sich die heidnischen Barbaren des Nordens. Die Böhmen brachen in das Reich, weithin das Land verheerend durch Raub, Brand und Mord. Die Wächter der Nordmarken, die Sachsen und Thüringer, zogen wider die Feinde und wurden geschlagen. Als Herr Otto von dieser Niederlage Kunde erhielt, stürmte er an der Spitze seiner Mannen gegen die Heiden, warf sie aus den Nordmarken und züchtigte schwer die Empörer.

„Nachdem die Böhmen, durch Ottos Vater dem Reiche tributpflichtig gemacht, wieder unterworfen waren, erschienen die alten Reichsfeinde, die raubsüchtigen Ungarn. Die Tapferkeit des jungen Königs wollten sie erproben. Im Jahre 937 überfluteten sie Bayern und Franken unter graufigen Verwüstungen, und schickten sich an, in Sachsen einzufallen. König Otto eilte herbei, überwand die Heiden in blutiger Schlacht und trieb sie mit harten Schlägen in ihr Land zurück.

„So hatte sich der junge König schon in den ersten

zwei Jahren seiner Herrschaft als tapferen Helden und starken Schirmvogt der Christenheit wider die Heidenvölker erwiesen. — Doch jetzt entbrannten im Innern des Reiches unheilvolle Fehden, welche nicht bloß Ottos Tapferkeit, sondern auch dessen Klugheit und staatsmännische Weisheit erproben sollten. — Der Frankenherzog Eberhard hatte einen sächsischen Vasallen, der hieß Bruning. Die Sachsen aber waren durch Übertragung der Königswürde an ihren Stamm übermütig geworden. Sie hielten sich für berechtigt, keinem Lehnsherrn eines anderen Stammes gehorchen zu müssen. Deshalb erhob sich auch der Sachse Bruning wider seinen Gebieter, den Frankenherzog Eberhard. Darob ergrimmete Eberhard wider seinen unbotmäßigen Vasallen. Ohne den Weg gesetzlicher Ordnung, nämlich der Klage vor dem König zu beschreiten, zog Eberhard mit seinen Mannen wider Bruning, eroberte dessen Burg Elmeri, legte dieselbe in Asche und erschlug insgesamt deren Bewohner. Sobald der König sothanen Landfriedensbruch vernommen, lud er den Frankenherzog vor sein Gericht. Eberhard mußte zur Strafe hundert Pfund Gold zahlen. Jene Edelleute, die seine Kampfgenossen waren, erlitten die schimpfliche Strafe des Hundetragens. Sie mußten Hunde tragen bis zur Stadt Magdeburg. Nachdem jedoch die Frevler ihre Schuld gesühnt, nahm sie der König in Gnaden wieder auf, empfing sie mit Heuseligkeit und entließ jeden mit einem Geschenk; denn Herr Otto ist nicht bloß ein Held in den Waffen, ein unerbittlich strenger Richter gegen

Vandfriedensbrecher, sondern auch mild und hochherzig gegen Reuige.

„Im folgenden Jahre empörten sich die Bayern wider den König. Sie behaupteten, keinem Sachsen gehorchen zu müssen, verblindet von dem Wahn, daß jeder Stamm nur seinem Herzog botmäßig sei. Kaum war der Bayernherzog Arnulf gestorben, so verachteten dessen Söhne Eberhard und Berthold des Königs Befehl, ihm die Huldigung zu leisten. Herr Otto jedoch, in dem Bewußtsein, das Oberhaupt aller deutschen zu einem Reiche vereinigten Stämme zu sein, zog mit seinen Mannen nach Bayern, überwand die fürstlichen Empörer und verbannte sie einige Zeit. Dann erhob er Berthold, den Bruder des verstorbenen Herzogs Arnulf, zum Herzog in Bayern, wobei sich jedoch der König das Recht vorbehielt, die Bischöfe und Äbte in Bayern zu ernennen. Und weil Herr Otto hochherzigen Sinnes und frei ist von jeder persönlichen Rachgier, so ernannte er Arnulf, den Sohn des verbannten Eberhard, zum Pfalzgrafen. Zugleich übergab er ihm die Aufsicht über alle königlichen Güter, Lehen und Einkünfte in Bayern. Um das bayerische Fürstengeschlecht mit dem sächsischen Königshause zu versippen, vermählte Otto seinen Bruder Heinrich mit Arnulfs Tochter, Judith geheiß.

„Des Königs strenges Strafgericht über den unbotmäßigen Bayernherzog, sowie über den Frankenherzog Eberhard, enthüllte den Fürsten Ottos Herrscherbewußtsein und Entschiedenheit, die Reichsordnung mit

starker Hand zu wahren. So kam es, daß alle Liebhaber des wilden Faustrechts, hohe und niedere Frebler und Anhänger der Selbsthilfe, denen Gewalt über Recht geht, den König zu fürchten begannen. Diese unzufriedenen, gefesselten Leute traten zusammen in einen Bund wider Otto. Auch Thankmar, sein Halbbruder, über den König erbittert, weil er ihm nicht gab, was er wünschte, trat dem Bunde der Verschworenen bei. Zuerst erhob der Frankenherzog Eberhard die Fahne des Aufruhrs. Gleich Heiden und Barbaren verwüsteten die Aufrührer das Land, legten Dörfer und Weiler in Asche, eroberten Burgen und mordeten deren Bewohner.¹⁾

Thankmar umlagerte mit einer starken Schar die Burg Badilifi.²⁾ In der Burg befand sich sein Stiefbruder Heinrich, des Königs jüngerer Bruder. Thankmar erstürmte die Burg und überließ dieselbe zur Plünderung seinen Spießgesellen. Seinen Stiefbruder Heinrich mißhandelte er, führte ihn wie einen gemeinen Knecht gefangen hinweg und übergab ihn dem Frankenfürsten Eberhard in Verwahr. Darauf eroberte Thankmar die Heresburg,³⁾ setzte sich mit seiner Schar darin fest und verübte von hier aus viele Räubereien. Die

1) „Die Fehde zwischen Eberhard und Bruning kam so weit, daß offener Totschlag verübt, das Land verwüstet wurde, das Sengen und Brennen kein Ende nahm,“ schreibt der Zeitgenosse Widukind in seiner Geschichte, Zweites Buch, c. 10.

2) Beleda, südlich von Lippstadt.

3) Stadtberg an der Diemel.

Dinge wurden für den König um so drangvoller und gefährlicher, als jetzt auch der Herzog Gisbert von Lothringen sich erhob, in der Absicht, jenes Land vom Reiche zu trennen. Immer wirrnissvoller, stürmischer, frevelhafter wurde die Zeit.¹⁾ Bereits war es dahin gekommen, daß Herzog Eberhard von Franken den Plan faßte, den König vom Throne zu stoßen und sich selbst darauf zu setzen.

„In solcher Bedrängnis und Gefahr entwich dem Helden Otto keineswegs der Mut. Im Bewußtsein, das Schwert zur Züchtigung der Widersacher Christi, der Heiden und schlechten Christen empfangen zu haben, sowie im Vertrauen auf Gottes Beistand, zog er mit seinen Getreuen vor die Feste Heresburg. Durch Ottos Ankunft erschreckt, öffneten die Burgmannen das Thor. Thantmar flüchtete in die Kirche, welche von dem großen Kaiser Karl gestiftet und vom Papste Leo III. geweiht war. Die Sieger hingegen, erbittert über Thantmars Aufrührertaten, achteten nicht des Heiligtums. Sie drangen in die Kirche und durchbohrten am Altare den unseligen Thantmar. Der König beklagte seines Stiefbruders trauriges Geschick und offenbarte die Milde seines Gemüthes, indem er Thantmars Tapferkeit lobend gedachte. Zugleich aber zeigte Herr Otto die Strenge des Richters. Vier Edelleute, Thantmars Kampfge-

1) „Es geschahen viele Gräuel von aufrührerischen Menschen Mord, Meineid, Verheerungen, Sengen und Brennen; und zwischen Recht und Unrecht, Treue und Meineid, machte man in jenen Tagen wenig Unterschied.“ Widukind II, 10.

nossen, ließ er nach dem Geseze der Franken zum Stricke verdammen und hinrichten.

„Wie nun der Frankenherzog Eberhard den König siegreich sah, schmiedete der arglistige Mann einen sehr bösen Plan. Wie ich schon bemerkte, war Ottos Bruder Heinrich sein Gefangener. Diesen bat Eberhard kniefällig um Verzeihung, gab ihm die Freiheit und hegte ihn durch verlockende Vorspiegelungen wider den König. ‚Als Otto geboren wurde‘, sprach er, ‚war Euer Vater noch Herzog in Sachsen, sohin ist Otto nur eines Herzogs Sohn. Als Ihr geboren wurdet, war Euer Vater König. Ihr seid also ein Königssohn, darum gebührt Euch nach Recht die Königskrone, nicht jedoch Otto, dem Sohne des Herzogs. Besigt Ihr kühnen Mut, von Otto zu heischen, was Euch gehört, nämlich Krone und Würde des Königs, so bin ich willens, mit meiner und meiner Freunde Macht Euch beizustehen.‘ — So sprach der arge Eberhard. Der junge Heinrich, damals achtzehn Jahre alt, von heißem Blut und hochstrebenden Sinnes, ließ sich zur Empörung wider seinen Bruder verleiten. Er verzieh dem Herzog unter der Bedingung, daß er mit ihm eine Verschwörung gegen den König schließe und ihm die Krone des Reiches erstreiten helfe. Nachdem beide ihren Plan eingehend besprochen und übereingekommen waren, daß Eberhard, Neue heuchelnd, am Königshofe erscheine, kehrte Heinrich, der Gefangenschaft ledig, zu seinem Bruder zurück. Mit größter Freude empfing ihn Herr Otto, nicht ahnend, daß

er in seinem Bruder liebevoll eine Giftnatter umarme.

„Auch Eberhard erschien vor Otto, bat heuchlerisch um Verzeihung, sich und alles Eigen dem Willen des Königs anheimgebend. Da so ungeheuerere Frevel, wie solche der Frankenherzog begangen, nicht unbestraft bleiben konnten, Herr Otto jedoch in seiner Großmuth den Reuigen nach strengem Recht nicht strafen wollte, so schickte er ihn zur Sühne als Verbannten in die Stadt Hildesheim. Nach kurzer Weile verzieh er ihm vollständig, nahm ihn wieder huldreich in Gnaden auf, und gab ihm alle Güter und Würden zurück.

„Raum war Eberhards und Thantmars Empörung niedergeschlagen, da brach das wilde Heidenvolk der Ungarn wieder in das Reich. Unverweilt rückte Herr Otto in das Feld. In einigen Schlachten vernichtete er eine große Feindesmenge, so daß die Übrigen, von Schrecken ergriffen, jählings aus dem Reiche flohen. Während aber der Schirmvogt der Christenheit und Hort des Reiches wider die Heiden stritt, zog sein arggesinnter Bruder Heinrich in Sachsen umher, durch mancherlei Einreden die Leute dem König abtrünnig zu machen und für sich zu gewinnen.¹⁾ Täglich wuchs

1) „Von Begierde nach dem Königtum entflammt, gab Heinrich ein großes Fest an einem Orte, der Salaveldun — Saalfeld — genannt wird. Da er reich und mächtig war, beschenkte er mit königlicher Freigebigkeit gar viele mit großen Gütern, und gewann dadurch eine große Menge für sich zu Genossen eines solchen Anschlags.“ Widukind, II, 15.

sein Anhang; denn Ottos ernste Würde und strenge Gerechtigkeit fand nicht wenige Widersacher. Auf den Rat seiner Mitverschworenen, übergab Heinrich seine Burgen in Sachsen und Thüringen zur Verteidigung seinen Vasallen. Er selbst fuhr mit großer Gefolgschaft nach Lothringen, in der Absicht, mit dem Herzog Gisibert die Fahne des Aufbruchs zu erheben.

„Bei der Kunde von der neuen Verschwörung, glaubte Herr Otto nicht an solchen Frevel. Er hielt es für unmöglich, daß sein leiblicher Bruder ihm Krone und Leben rauben wollte. Bald jedoch überzeugten ihn Gisiberts Kriegsrüstungen und Heinrichs Waffengemeinschaft mit jenem von der großen Gefahr. Ohne Weile entbot der König sein Heergesolge und eilte nach Lothringen. In der Nähe von Xanten hatte er schon einen Teil seines Heeres über den Rhein gesetzt. Da zogen Gisibert und Heinrich mit großer Macht heran, um die kleine, bereits über den Strom gekommene Sachsenschar vor den Augen des Königs zu vernichten. Herr Otto hatte keine Fahrzeuge, sie waren noch alle jenseits. Der Rhein schied ihn von den Seinen, er konnte ihnen keine Hilfe bringen. Tatlos sollte er zusehen, wie seine Getreuen von der Übermacht erschlagen wurden. In dieser äußersten Not folgte er dem Drange seines frommen Gemüthes und Gottvertrauens. Er warf sich vor der heiligen Banze nieder, welche sein Vater dereinst vom Könige Rudolf von Burgund empfangen hatte, gebenedeit durch Nägel von der Kreuzigung des göttlichen Christ. Inbrünstig flehte

er zum Herrn der Heerscharen um Sieg und Errettung seiner Getreuen.¹⁾ Ottos Gebet fand Erhörung. Die kleine Sachsenschar überwand die feindliche Übermacht und errang einen vollständigen Sieg.

„Nach seiner Niederlage entwich Heinrich nach Sachsen, in seinen Burgen dem König zu trotzen. Dieser folgte ihm auf dem Fuße, belagerte den Verschwörer in Merseburg und zwang ihn zu dem Vertrage, innerhalb dreißig Tagen sich zu ergeben, oder Sachsen zu verlassen. Der unnatürliche Bruder wählte das Letztere und fuhr nach Lothringen.

„Otto sollte jedoch nicht Ruhe und Rast finden. Von Norden brauste ein Wettersturm heran. Abermals hatten Slavenvölker die Reichsmarken überschritten und die Sachsen geschlagen. Jetzt zog Herr Otto persönlich gegen die Heiden und warf sie über die Grenze. Von den slavischen Marken rief ihn eine neue Empörung nach dem Süden. Herzog Gisbert und Heinrich hatten sich mit König Ludwig IV. von Westfranken verbündet. Ludwig fiel in das Elsaß ein. Herr Otto zog eilends heran, schlug die Gallier aus dem Elsaß hinaus, marschierte nach Lothringen und

1) Nach des Zeitgenossen Widukind Bericht hatte des Königs Gebet folgenden Wortlaut: „O Gott, du aller Dinge Urheber und Regierer, sieh auf dein Volk, an dessen Spitze mich dein Wille gestellt, auf daß es den Feinden entrissen werde, und alle Völker daran erkennen, daß gegen deinen Willen kein Sterblicher etwas vermag, der du allmächtig bist und lebst und herrschest in Ewigkeit.“ Widukind, II, 17.

belagerte den Herzog Giselbert in der Feste Chebremont. Es wurde ihm jedoch zu langer Belagerung keine Frist gestattet. Wiederum waren Slaven in das Reich gebrochen. In Gilmärschen fuhr der König nach dem Norden und züchtigte die Heiden.

„So mußte er beständig als Schirmherr des Reiches gewappnet durch die Lande fahren, unausgesetzt hatte er feindliche Angriffe zu bestehen. Im Norden stritten wider ihn die Dänen und Slaven, im Osten die Ungarn, im Süden die Gallier, im Westen die Lothringer, und im Inneren loderte die Verschwörung der Fürsten.

„Neuerdings brach der Frankenherzog Eberhard den Treueid und erhob die Fahne des Aufbruchs. Mit seinen Mannen und einer Schar Gallier besetzte er Breisach, eine Feste, die unüberwindlich auf einer Felsinsel im Rhein trokt. Hierauf begab sich Eberhard nach Lothringen, in Gemeinschaft mit Herzog Giselbert die Anhänger des Königs am Niederrhein zu bezwingen und deren Gebiete zu verwüsten. Vor Breisach erschien der König mit seinem Heergefolge. Heftig wurde gestritten, die Feste jedoch blieb unbezungen. Tage und Wochen vergingen ohne den mindesten Erfolg. Otto war festgebannt vor Breisach, obwohl seine Gegenwart an anderen Orten sehr von Nöten. Als ihm Kunde wurde, daß seine Getreuen am Niederrhein durch Giselbert und Eberhard bedrängt werden, sandte er ihnen den Schwabenherzog Hermann und den Grafen Udo zu Hilfe, vermeinend, mit der übrigen Mannschaft die Feste brechen zu können. Er täuschte sich und

machte die bittere Erfahrung, daß sogar in seiner nächsten Umgebung schnöder Verrat lauerte. Es gelangte nämlich in das Lager die Botschaft, daß Eberhard und Gisbert mit starker Macht anrücken. Unterhalb Mainz seien sie über den Rhein gegangen, in das Erzstift eingefallen, alles verheerend und verwüstend. Im Lager vor Breisach befand sich auch Erzbischof Friedrich von Mainz, der nun seine Anhänglichkeit und Treue an den König mit der Verwüstung seines Landes büßen mußte. Jetzt glaubte er, Otto sei unrettbar verloren, kein Widerstand möglich. Die gleiche Überzeugung redete er auch den Bischöfen von Metz und Straßburg ein. In der Nacht zogen die Kirchenfürsten in aller Stille mit ihren Scharen von dannen. So rasch und heimlich war ihr Abzug, daß sie ihre Zelte und alles Geräte zurückließen. Da begann im Lager ein allgemeines Ausreißen. Sogar die meisten Sachsen entwichen in ihre Heimat, weil sie glaubten, unabwendbar sei des Königs Untergang. Anstatt mit ihrem Herrn, dem sie Treue geschworen, kämpfend zu fallen, ließen ihn diese Verräter in äußerster Not im Stiche. Nur wenige Getreue blieben bei Otto, unter diesen auch der tapfere Salier Konrad der Rote, nachmals Herzog von Lothringen. In solchem Unglück, von fast allen verlassen und gleichsam am Rande des offenen Abgrundes, bewies Herr Otto kühnen Mut und Geistesgröße. Er sagte: „Immerhin ist es besser, ehrenvoll zu sterben, als schimpflich zu fliehen. Diese schwere Bedrängnis

gering achtend, hoffe ich auf Gottes allmächtigen Beistand, weil ich in seinem Heiligtum in seinem Namen zum König gesalbt bin und in seinem Namen walte im Reiche.' Als ein Graf für sein treues Ausharren in solcher Not die Abtei Borsch begehrte, da sprach Herr Otto: „Was heilig ist, darf man nicht den Hunden vorwerfen; jenes Kloster ist den Priestern und Armen geweiht. Willst auch Du mich verlassen, so gehe nur gleich'. — Tief beschämt, stürzte der Graf zu des Königs Füßen und gelobte ewige Treue.

„Seht doch diesen Heldenkönig und bewundert ihn!“ rief Abt Lambert begeistert aus. „Wie herrlich strahlt sein königliches Gemüt! Obwohl von fast allen verlassen und der Übermacht seiner Feinde preisgegeben, bewahrte er doch Ruhe und Standhaftigkeit in diesen Tagen des Unglücks.¹⁾

„Nicht umsonst hoffte Herr Otto vertrauensvoll auf die Hilfe des Allmächtigen, dessen Hand alle Dinge lenkt. Mit dem Hauche seines Mundes zerstreute Gott die verderbenschwangeren Wetterwolken, und plötzlich leuchtete über dem Könige die Sonne des Sieges

1) „Da entfernten sich viele aus dem Lager und alle Hoffnung schwand, daß die Sachsen noch ferner am Reiche bleiben würden. Allein der König zeigte sich bei dieser Verwirrung so standhaft und von solcher Herrscherkraft, obgleich er von nur wenigen Vasallen umgeben war, als ob ihm gar keine Schwierigkeit in den Weg getreten wäre. Denn sogar die geistlichen Fürsten ließen ihre Zelte und alles Geräte im Stiche und fielen vom Könige ab.“ Widukind, II, 24.

und Triumphes über seine Feinde. Dies kam so! Gisbert und Eberhard, die mächtigen Herzoge, hatten die Lande der königstreuen Grafen Konrad und Udo verwüstet. Bei Andernach setzten sie das Heer über den Rhein. Nur wenige Truppen waren noch mit beiden Herzogen diesseits des Stromes. Unter den Ausgeplünderten war auch ein Pfarrer, dessen Kühe geraubt wurden. Dieser Priester eilte zu den Grafen Udo und Konrad, welche in der Nähe mit ihren Mannen lagerten, und meldete, die Feinde seien über den Rhein gefahren, nur die zwei Herzoge und wenige Krieger seien noch diesseits des Stromes. Sofort erhoben sich die Grafen und überrumpelten die Herzoge, welche gerade beim Brettspiel saßen. Herzog Eberhard fiel im Kampfe. Herzog Gisbert flüchtete mit seinen Mannen auf ein Schiff, das unter der Last sank. Alle ertranken, auch der Herzog. Mit diesem Ereignisse war alles entschieden. Die Verschwörung hatte ihre Seele verloren, die Empörung ihr Haupt.

„Mit großer Schnelligkeit flog die Kunde vom Untergang der fürstlichen Auführer nach Breisach. Seiner Gewohnheit gemäß, ritt gerade Herr Otto am frühen Morgen zur heiligen Messe nach der nahen Kirche. Da sprengte ein Bote heran und hielt vor dem Könige. ‚Was bringst Du?‘ fragte der Monarch. Außer Atem vor Eile und erregt durch die Gegenwart des Herrschers, brachte der Bote nur die Worte hervor: ‚Eberhard und Gisbert sind tot‘. Da blickte der König himmelwärts, wobei inniger Dank und Über-

raschung in seinen Zügen sich spiegelten. Er stieg vom Pferde, kniete nieder, betete mit vieler Inbrunst und vergoß reichliche Tränen, erschüttert durch die Siegesbotschaft und Gottes sichtbare Fügung. Hierauf stieg er wieder in den Sattel und ritt nach der Kirche zur heiligen Messe.

„Mit dem Tode der Herzoge war der Aufruhr erloschen, die Verwirrung unter den Feinden des Königs allgemein. Jeder dachte nicht anders, als wie er sich rechtfertigen und der Gnade des Herrschers empfehlen könne. Breisach ergab sich. Die Bürger von Mainz verschlossen ihrem Erzbischof die Tore, und so fiel er in Ottos Gewalt. Heinrich floh zu Giselberts Witwe Gerberga, Ottos Schwester. Die Herzogin wies den Verschwörer zurück und bedeutete ihm, vor dem Könige sich zu stellen. Notgedrungen tat es Heinrich. Uner-schütterlich und streng gegen Trotzige, jedoch großmütig gegen Besiegte, verzieh Otto seinem Bruder, bestrafte ihn nur mit kurzer Haft und übergab ihm später das Herzogtum Lothringen. Zur Bücktigung des westfränkischen Königs Ludwig IV., welcher in das Elsaß eingefallen war, führte Otto sein Heer nach Frankreich machte dieses Land vom Reiche abhängig, zwang, Ludwig zum Frieden und gab ihm seine Schwester Gerberga zur Gemahlin. Auch den schuldigen Bischöfen verzieh er nach gelinder Strafe und gab ihnen Güter und Ämter zurück. — So schloß das verhängnisvolle Jahr 939 mit einem allgemeinen Frieden.

„Im folgenden Jahre konnte Otto als Sachwalter

staatlicher Ordnung seines Amtes warten. Er fuhr durch das Reich, allenthalben Recht zu sprechen. Er hielt kirchliche Synoden zur Besserung des Klerus und Volkes. Die Fürsten berief er zu Versammlungen, um der bürgerlichen Gesellschaft Bestes zu beraten, und strenge Handhabung der Gesetze den Grafen einzuprägen. So wurde allen rechtlich gesinnten Leuten die königliche Würde als segensbringend fühlbar gemacht. Herr Otto gewann die Herzen, flößte den Gutgesinnten Achtung, den Böswilligen aber Furcht ein.

„Jedoch der Menschenfeind schläft nicht, unablässig bemüht, Unheil zu stiften, Hader und gräuliche Verwirrung. Groß ist die Macht des Fürsten dieser Welt, weil gar viele durch frevelhafte Gesinnung und böse Werke ihm dienstbar sind. — Heinrich, des Königs Bruder, war nicht gebessert. In Lothringen stiftete er Unheil. Deshalb entzog ihm der König das Herzogtum. Die Absetzung spornte Heinrich zu ganz unerhörter Untat, die er in Sachsen auszuführen gedachte. Dort, im Norden des Reiches, waltete Markgraf Gero, ein tapferer und kühner Mann, welcher in zahlreichen Kämpfen die Barbaren überwand. Diesem verdienstvollen, von dem Könige hochgeschätzten Degen waren manche vom sächsischen Adel neidig gesinnt. Wiederholt brachten sie Klagen wider ihn vor den Herrscher, dessen Vertrauen in den bewährten Helden Gero jedoch unerschüttert blieb. Darauf wandten sich Unmut und Zorn jener Sachsen wider den König selbst. Mit diesen Unzufriedenen schloß Heinrich eine Ver-

schwörung. Sie faßten den schauerlichen Plan, am heiligen Osterfest den König zu ermorden und Heinrich auf den Thron zu erheben. — Otto feierte Ostern zu Quedlinburg, umgeben von Fürsten des Reiches. Dorthin kamen auch die Verschworenen, den tückischen Mordstahl bereit. Aber die göttliche Vorsehung wachte über das bedrohte Leben des Herrschers, der noch rechtzeitig von der beabsichtigten Ruchlosigkeit Kunde erhielt. Otto tat, als wisse er nichts, weil er die hehre Festfeier durch Waffenlärm nicht stören wollte. Jedoch umgab er sich mit einer starken Wache, so daß die Verschwörer ihre Untat nicht ausführen konnten. Nach dem Feste ließ er die Unholde verhaften. Graf Erich widersehte sich und wurde im Kampfe erschlagen. Sodann berief Otto die in Quedlinburg anwesenden Fürsten, unter diesen Herzog Hermann von Schwaben, den Grafen Udo, den Salier Konrad den Roten, und legte ihnen die Sache vor. Die Fürsten sprachen nach dem Befehl über die Frevler das Todesurteil. Auf des Königs Befehl wurden die Grafen Buiko, Hermann, Reinward, Wirin und Eserik enthauptet. — Seinen Bruder Heinrich ließ er zur Haft bringen in die Pfalz zu Jügelheim.

„Nach einigen Monaten wurde dem stolzen Heinrich die Haft unerträglich. Mit Hilfe seines Freundes, des Diakons Ruotbert, entwich er aus Jügelheim und eilte hinüber nach Frankfurt. Dort feierte der König Weihnachten. Gerade sang man in der Kirche den Hymnus der Engel: „Ehre sei Gott in den Höhen und Friede

den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“ Da stürzte ein Mann im Bußgewand dem König zu Füßen. Dieser Mann war Heinrich. Frommen Gemüthes, der gnadenreichen Geburt des göttlichen Christ gedenkend, sowie erschüttert durch den Anblick seines reinigen Bruders im Bußkleide, richtete Otto den Flehenden auf, umarmte ihn und schenkte dem Bernürchten, der ihm nach Krone und Leben getrachtet, völlige Verzeihung. Solche Großmut zermalmte Heinrichs stolzes Herz. Fürderhin war er vollständig umgewandelt, Ottos treuester Anhänger und liebender Bruder. Nach dem Tode des Herzogs von Bayern übergab ihm der König dieses Herzogtum, sowie die Reichshut gegen die Ungarn. In blutigen Schlachten überwand Heinrich die Heiden und drang wiederholt mit schwerer Büchtigung in ihr Land.

„Auch gegen seinen getreuen Heergefellen, den tapferen Helden Konrad den Roten, erwies sich Otto huldreich. Er gab ihm das Herzogtum Lothringen und seine Tochter Liudgarde zur Gemahlin.“

Hier brach der Abt seine Erzählung ab. Er mochte Dingen nahe gekommen sein, die ihn zu den vorausgegangenen Schilderungen veranlaßten.

„Ich habe Euch in kurzen Umrissen Ottos Kämpfe um Krone und Leben gezeigt,“ fuhr er nach flüchtiger Pause fort. „Alle feindseligen Angriffe wider ihn entsprangen scharfen Gegensätzen zwischen Ottos Regierungsweise und dem argen Geiste der Zeit. An Unbotmäßigkeit und persönliche Willkür gewöhnt, wollten

sich die Reichsgroßen dem Königtum nicht unterwerfen. Jeder Herzog betrachtete sich als unverantwortlichen Landesherrn und schaltete nach Belieben. Die Folgen solcher Anschauungen waren endlose Fehden, Ungerechtigkeit und Verwirrung im Reiche. König Otto zerbrach die stolzen Nacken der Herzoge. Sein starker Arm zwang sie zur Anerkennung dessen, was sie sein sollen, nämlich die höchsten Reichsbeamten und dem Herrscher botmäßig. Weil Ottos ganze Regierungsweise belebt und getragen wird vom Geiste des Christentums, und weil er mit der ihm eigentümlichen Entschiedenheit und beharrlichen Kraft sothanen Geist im Reiche herrschend machen will, so erweckt er sich zahllose Feinde. Alle Räuber, Diebe, Mörder, Fehdestifter und Anhänger des Faustrechts, sind des Königs unversöhnliche Feinde. In ohnmächtiger Wut schmähen sie und knirschen mit den Zähnen gegen den gerecht und christlich waltenden Herrscher. Nicht Ruhe und gesetzhche Ordnung wollen sie im Reiche, sondern Verwirrung und Aufruhr, damit sie siraßlos ihre schlechten Leidenschaften befriedigen können.“

Diese Beurteilung der Zeitlage war keine persönliche Auffassung des Abtes Lambert, vielmehr eine damals sehr verbreitete, von allen Einsichtsvollen geteilte. Ein anderer Zeitgenosse Ottos, Ruotger von Köln, Brunos Biograph, schreibt: „Das Gift ihrer Nichtswürdigkeit verbreiteten sie — die Aufrührer — durch alle Teile des Reiches. Und wenn dies den Untergang der Geseze und das Verderben des Volkes

durch Raub und Mord überall herbeizuführen drohte, so wütete die Pest doch nirgends entsetzlicher, als in den westlichen Gegenden. Hier wünschten an Willkür, an Raubherrschaft gewöhnte Fürsten, hier ein nach Empörung gieriges Volk, alle nur auf den Ausbruch der inneren Zwistigkeiten wartend, durch das Elend der Andern Schätze zu sammeln.“¹⁾

Auch die rettende Bedeutung der Persönlichkeit Ottos, gegenüber den Mächten des Umsturzes, war keine vereinzelte Ansicht des Abtes vom Disibodenberg; denn Ruotger sagt: „Genossen des Teufels faßten den Entschluß, den König, durch den alles Heil im Volke war, ihn, das Licht der Erde, zu ermorden.“

Niedergedrückt von Besorgnis und Schmerz, kostete es Lambert große Überwindung, schreckliche Dinge zu enthüllen, deren Tragweite und Bedeutung er dem jungen Mann durch den vorausgegangenen Bericht verständlich gemacht hatte. Wohl aus schonender Milde für die Schuldigen, schob er jetzt den Hauptanteil des Frevels dem Teufel in die Schuhe.

„Die Mächte der Finsternis können das Walten und Wirken des Lichtes nicht ertragen,“ fuhr er fort. „Darum verblendete Satans arge Tücke und schwarze Kunst die Fürsten und spiegelte ihnen vor, durch Erhebung wider den König gerecht und ehrenhaft zu handeln. Die neueste Verschwörung ist für Otto jedenfalls die schmerzlichste, vielleicht auch die gefährlichste

1) Ruotger, vita Brunonis, c. 10.

von allen. Wie Euch bekannt, hat er seinen Sohn Rudolf vermählt mit Ida, der Tochter des Schwabenherzogs Herimann, nach dessen Tod er Rudolf zum Herzog in Schwaben erhob. Die Häupter der neuesten, unnatürlichen Verschwörung wider den König sind dessen Sohn Rudolf und sein Schwiegersohn, Herzog Konrad von Lothringen.“

Die letzten Worte machten auf den lauschenden Wehring einen solchen Eindruck namenloser Bestürzung, daß er vom Sitze sprang und den Greis sprachlos anstarrte.

„Fasset Euch!“ sprach der Abt. „Von der Wahrheit dessen, was ich sagte, werdet Ihr in den nächsten Tagen Euch selbst durch den Augenschein überzeugen.“

„Himmel und Erde, — Herzog Konrad treubruchig dem König, — ein eidvergeffener Empörer, — es ist ja nicht möglich!“ rief Bothar mit wildblickenden Augen.

„Nochmals, fasset Euch, mein Sohn! Höret meinen Rat und meine inständige Bitte.“

„Und ich sollte in Treubruch, Empörung und Verrat verwickelt werden!“ unterbrach ihn der heftig erregte Wehring. „Ha, — dieses Bubenstück!“

Der Greis wartete, bis der stürmisch bewegte Rector seine Empfindungen von Schmerz, Scham und Zorn ausgeschüttet und ernstern Vorstellungen zugänglich geworden.

„Ihr seid ohne Zweifel ein Werkzeug in Gottes Hand, den nichts ahnenden König zu warnen, vielleicht sogar vor drohendem Untergang zu bewahren,“ hob

der Greis wieder an. „Höret meinen Rat! Reitet nach Rothenburg, wohin Euch Herzog Konrad eingeladen. Graf Robbo ist ein tätiges Glied der Verschwörung. Dem Waffenfreunde des Herzogs von Lothringen wird er auf Befragen alle Fäden und Ziele der Verschwörung aufdecken. Da Euch Robbo für einen Teilnehmer an der Ausführung des geheimen Planes hält, so habt Ihr ein Recht, in denselben genau eingeweiht zu werden. Nur hütet Euch vor jeder mißbilligenden Äußerung. Beherrscht Euch, drückt jede Aufwallung des Unmutes nieder, damit Robbos Verdacht nicht rege wird. Vielleicht planen die Bösewichte Ottos Ermordung durch jähen Überfall, wie damals zu Quedlinburg. Als Ausgeburt der Nacht schleicht das Ungeheuer im Verborgenen, um plötzlich, wenn seine Stunde gekommen, den Gesalbten Gottes meuchlerisch zu überfallen. — Habt Ihr die Verschworenen ausgeforscht, dann reitet eilends an den Königshof und überbringt dem beklagenswerten Vater die schauerliche Mär. — Ihr hört mich doch, mein Sohn?“ unterbrach sich Lambert, als der junge Mann regungslos, mit starrem Blicke vor ihm saß. „Ihr begreift doch Eure wichtige Aufgabe und habt meinen Rat vernommen?“

„Keines Eurer Worte entging mir“, versetzte Lothar mit düsterem Ernst. „Ich bin auch des festen Willens, eine Aufgabe zu übernehmen, zu deren Lösung mich Gott und das Vaterland verpflichten. Ebenso begreife ich die Klugheit Eurer Ratschläge und werde sie befolgen. Jedoch Meineid und Verrat des Herzogs

Konrad, den ich für den getreuesten aller Menschen hielt, begreife ich noch weniger, als Rudolfs Empörung wider seinen hochgesinnten, ruhmreichen Vater."

"Allerdings Erscheinungen so gräulicher Art, daß sie jedes redliche Gemüt empören müssen," bestätigte Lambert. "Herzog Rudolf ist ein unerfahrener Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, jedenfalls verführt und verheßt durch arglistige Leute. Was den Herzog von Lothringen betrifft, so scheiterte seine Rechtschaffenheit an der gefährlichen Klippe des Stolzes. Hat nicht der Stolz sogar die Engel zur Untreue und zum Abfall von ihrem göttlichen Herrn gebracht? Weil jedoch Herzog Konrad wohlthätigen Sinnes und von großer Barmherzigkeit gegen die Armen ist, so wird er nicht untergehen. Er wird zur Einsicht seiner Missethat und durch Gottes Gnade zur Reue über sein Verbrechen gelangen."

"Für solchen Trost danke ich Euch, ehrwürdiger Vater!" sprach Bothar, der aus dem Munde des heiligen Mannes eine Prophezeiung zu hören glaubte.

"Was in der Zukunft verborgen liegt", erwiderte bescheiden der Abt, "müssen wir vertrauensvoll göttlicher Fügung überlassen. — Seid Ihr dem Monarchen persönlich bekannt?"

"Nein! Ich aber sah ihn im Feldlager und auch in der Pfalz zu Aachen."

"Ich werde Euch zur Beglaubigung einen Brief an unseren Herrn Otto mitgeben."

„Wo werde ich den König, der beständig durch das Reich fährt, treffen können?“

„Wohl nicht weit von hier. Die Nähe des Königs deutet das Verhalten des Erzbischofs Friedrich von Mainz an; denn er ist es, der morgen hieher kommt. Alljährlich zieht er sich in der Fastenzeit zur geistigen Sammlung in die Einsamkeit zurück, wie solches alle frommen Bischöfe tun. Niemals meldete er sein Kommen so knapp vor seiner Ankunft, wie es heute geschah. Seine Fahrt nach dem Disibodenberg entspringt offenbar einem plötzlichen Entschlusse. Es mag ihm das bevorstehende Erscheinen Ottos in Mainz oder in der Pfalz zu Ingelheim mitgeteilt worden sein. Der Erzbischof, wiederholt in Feindseligkeiten der Fürsten gegen Otto verwickelt, möchte wohl dem König ausweichen. Wann und wohin der Monarch kommt, werdet Ihr jedenfalls in Rothenburg erfahren.“

„Es drängt mich zum Ausbruch, ehrwürdiger Vater! Verzeiht meine Bitte, ohne Weile den Brief zu schreiben.“

„Heute noch, mein Sohn! Der Tag ist bereits vorgerückt, der Ritt nach Rothenburg beschwerlich. Reiset also morgen in der Frühe. Ich werde eine heilige Messe zur göttlichen Vorsehung lesen, auf daß Gott, um der unendlichen Verdienste Christi willen, Euer Unternehmen segne, der König gerettet und die Anschläge der Bösen zu Schanden werden. Nach der heiligen Messe, in der sich Eure Gebete mit den meinigen vereinigen mögen, fahret Ihr von hinnen.“

Bothar nickte beistimmend, drehte am Schnurrbart

und schaute vor sich hin, wobei sein Mienenspiel verriet, daß mit einem Male ganz andere Geister, als jene des Zornes und Schmerzes von ihm Besitz genommen. Diese Geister waren augenscheinlich überaus zarte und verschämte Wesen, wie sein verlegenes Benehmen und die anfliegende Röthe seiner Wangen bewiesen.

„Seid Ihr der zweifellosen Gewißheit, daß keine weitere Gefahr die wehrlose Jutta bedroht?“ fragte er und der unsichere Klang seiner Stimme verriet bedeutende Gemütsregung. „Ich nehme den innigsten Anteil an ihrem Geschick, weil ich in ihr ein Wesen entdeckt zu haben glaube, das ebenso durch Sittsamkeit, wie durch leibliche Schönheit hervorragt.“

„Euer Urteil entspricht der Wahrheit“, entgegnete Lambert. „Jutta ist eine liebevolle, gehorsame Tochter, ein fleißiges und bescheidenes Mädchen, eine frommsinnige Jungfrau, deren körperliche Schönheit mit der geistigen Schönheit ihrer tugendhaften Seele harmoniert. Oft bewunderte ich ihre stille Ergebung in das Unglück, und ihre Opferwilligkeit. Der Räuber Robbo hat ihnen nur ein kleines Gut mit zwei Eigenleuten und dem zugehörigen Ackerfeld und Wiesenland gelassen. Bei so dürftigen Verhältnissen ist Jutta auf stete Arbeit angewiesen, welche sie ohne Murren, mit beharrlichem Fleiße verrichtet. Gar oft sah ich sie mit ihren Hörigen auf dem Felde und im Garten tätig. Hierbei muß man bedenken, daß Jutta eine vorzügliche Ausbildung im Frauenkloster zu Mainz genossen hat.

Aller weiblichen Arbeiten ist sie kundig, das Saitenspiel des Psalterions schlägt sie meisterhaft und begleitet das Spiel mit einer trefflich geschulten wunderbaren Stimme. Als fünfjähriges Kind kam sie in das Kloster, wo sie bis vor drei Jahren weilte, und nach dem Tode ihres Vaters und ihrer Brüder zur verlassenen, harmvollen Mutter zurückkehrte. — Was nun ihre Sicherheit betrifft, so wird Robbo während der Anwesenheit des Erzbischofs seinen beabsichtigten Trebel nicht wiederholen. Später werden ihn die Folgen der Verschwörung sobald nicht an die Ausführung seines ruchlosen Vorhabens denken lassen."

"Eure Ansicht mag wohl der Wahrscheinlichkeit entsprechen", erwiderte Lothar. "Immerhin ist die Handlungsweise eines gewalttätigen, rohen, von glühender Leidenschaft besessenen Mannes unberechenbar."

Das Läuten eines Glöckleins unterbrach das Zwiegespräch. Sofort erhob sich der Abt.

"Die Glocke ruft zur Hora, — auf Wiedersehen, Herr Lothar!" sagte er und verließ mit einer Verbeugung das Zimmer.

IV.

Die Verschworenen.

Die steten Einfälle der Normannen, Ungarn und Slaven im neunten und zehnten Jahrhundert zwangen die Deutschen zu Anlagen von festen Plätzen oder Burgen. Zur Abwehr und Bekämpfung der Ungarn übte König Heinrich I., Ottos Vater, die schwerfälligen deutschen Krieger nicht bloß im Reiterdienste und in Waffenspielen, er baute auch zahlreiche Burgen und belegte dieselben mit ständigen Besatzungen. Diese Burgen waren keine Bergschlösser im Sinne des späteren Mittelalters, sondern ausgedehnte, durch Gräben, Wälle und Schutzwerte befestigte Plätze. Zogen die Reiter Schwärme der Ungarn heran, so flüchteten alle Bewohner des offenen Landes in diese Burgen und fanden Schutz, bis die Feinde, welche mit ihren Pfeilen keine Festen erstürmen konnten, vorübergebraust oder vertrieben waren.

Eine ähnliche Feste war die Rothenburg des Grafen Robbo im Raxetal. Auf künstlich abgerundetem Hügel erhob sich ein gewaltiger, von rohen Quadern gefügter Turm, Bergfried genannt. Das rechteckig aufgeführte Gebäude machte durch seine plumpe Bauart,

bei der möglichste Festigkeit berücksichtigt wurde, einen düsteren, fast unheimlichen Eindruck, einigermaßen gemildert durch schmale Fenster, von denen jedes Stockwerk einige enthielt. Zur ebenen Erde befand sich der Saal, eine rohe Halle, welche fast den ganzen unteren Raum einnahm und bei großen Versammlungen benützt wurde. In den übrigen Stockwerken lagen die gräßlichen Wohnräume und verschiedene Kammern zur Beherbergung vornehmer Gäste. Das weitgedehnte, bis zur Talsohle sich abflachende Gelände um den Bergfried umstanden Wirtschaftsgebäude, Herbergshäuser, Wohnungen für das Gesinde und Stallungen. Das Ganze umgab hohes und starkes Pfahlwerk, Zingel genannt. An das Pfahlwerk schloß sich ein tiefer Graben, welcher durch einen Kanal mit der unweit vorbeifließenden Nahe in Verbindung stand, so daß bei Feindesgefahr der Burggraben mit Wasser gefüllt werden konnte. Über den Wallgraben führte eine Zugbrücke zunächst in einen Turm, dessen Thor den Eingang zur Burg öffnete.

Als an vorgerücktem Nachmittag Lothar vor der Grafenburg anlangte, war die Zugbrücke zwar herabgelassen, das Thor jedoch geschlossen. Tagino setzte den eisernen Klopfer in Bewegung. Durch das Guckloch im Thor spähten zwei Augen, die sogleich wieder verschwanden. Querbalken wurden zurückgeschoben, Riegel rasselten, das Thor tat sich auf.

„Guer Gnaden sei allhier willkommen!“ grüßte der Wärtel den einreitenden Edelmann.

Ein Knechte eilte heran, ein zweiter hastete nach dem Bergfried.

Der Wehring sprang aus dem Sattel, betrachtete mit sorgfältiger Aufmerksamkeit seinen Rappen und schlug ihm vertraut den breiten Hals. Das edle Tier, als verstehe es die wohlmeinende Gesinnung seines Herrn, erwiderte die Biebfosung durch schallendes Wiehern.

„Seht doch, Guer Gnaden, er ist gar nicht feucht, vielweniger naß!“ rühmte Tagino, mit flacher Hand dem Streitroß über die Weichen fahrend. „Keine Spur von Nässe, obschon wir die weite Strecke auf holperigen Wegen, mit vielen Böchern und Steingeröll, zurückgelegt haben.“

„Warte ihm gut, habe auf Jegliches Dein Augenmerk,“ mahnte Bothar.

Von dem Herrensitze nahte in gravitätischer Haltung der Seneschall, zu dessen Beruf der Empfang und die Anmeldung vornehmer Gäste gehörte. Diese gewichtige Persönlichkeit war in eine kurze Ärmeltunika gekleidet, hatte buntfarbige Hosen an den Beinen und silbergestickte Schuhe an den Füßen. Als Zeichen seiner Würde trug er einen Stab mit vergoldetem Knopf, den er zugleich als Züchtigungsmittel für ungehorsames Burgesfinde zu gebrauchen pflegte.

„Im Namen meines gnädigen Herrn, des gestrengen Grafen Robbo, heiße ich Guer Edlen willkommen!“ sprach er mit tiefer Verbeugung. „Wen darf ich anmelden?“

„Den Wehring Rothar aus dem Bliesgau.“

„Ich bitte Euer Edlen, mir zu folgen!“ sprach mit einer zweiten Verbeugung der Hösling des zehnten Jahrhunderts, warf den Kopf selbstbewußt nach dem Nacken und schritt voran.

Als sie in unmittelbare Nähe des Turmes kamen, schallte lebhafteste Unterhaltung und Stimmengetöse aus der Halle.

„Geruhet einige Augenblicke hier zu rasten“, wandte sich in der Vorhalle der Seneschall an den Gast und verschwand im Saale. Gleich darauf verstummte der Lärm, wohl infolge des Eindruckes, den Rothars erwartete Ankunft auf die Edelleute machte.

Die Saaltüre öffnete sich und ein hochragender Mann, in der einfachen Hausstracht höherer Stände, nahte Rothar. Forschend ruhte sein Blick auf dem Gaste, während gezwungenes Lächeln den arglistigen und heimtückischen Ausdruck seines Gesichtes gerade nicht verbesserte.

„Graf Robbo heißt mit Gruß und Handschlag den kühnen Helden Rothar willkommen,“ sprach er, dem jungen Mann die Hand reichend. „Es ergötzt mich, den Heergefellen des Herzogs von Lothringen persönlich kennen zu lernen. Zugleich erblicke ich eine Ehre in dem Auftrage des Fürsten, Euch in meinem Hause beherbergen und von hier nach Bingen geleiten zu dürfen, sobald Herzog Konrad daselbst eingetroffen sein wird.“

„Eure freundliche Aufnahme verdient meinen Dank“,

erwiederte Bothar, kalt und förmlich einem Mann gegenüber, den er als Frauenräuber und Verschwörer kannte.

„Ihr seid wohl ermüdet“, sagte Robbo, dem Bothars Zurückhaltung nicht entging. „Gestattet mir ohne Weile die Ausübung der Gastfreundschaft. Gebhard, geleite den edlen Herrn nach seiner Kammer,“ gebot er dem Seneschall. „Heiße meinen Knappen, ihm bei der Entwappnung behilflich zu sein. Sodann erwarte ich Euch, Herr Bothar, im Saale, im Kreise unserer Freunde.“

Der Seneschall führte Wehring nach einer Stube des dritten Stockwerkes. In Tisch, Stühlen und Bett bestand die ganze Einrichtung eines Raumes mit einem Fenster und mit kahlen Wänden, die nicht einmal weißgetüncht waren, wohl aber glatt bearbeitete Flächen mächtiger Sandsteinquader zeigten. Trotz dieser ärmlichen Ausstattung vermifste der Edelmann, bei den anspruchslosen und rauen Sitten jener Zeit, gar nichts. Mit Hilfe des gräflichen Knappen begann er, seine Rüstung abzulegen. Lagino erschien mit der Haus-tracht, die er anlegte und nach der Halle hinabstieg.

Am einen Tisch saß der Graf mit seinen Gästen, einigen jungen Edelleuten, Vasallen des Saliers. Ihre geröteten Gesichter und erregten Züge gaben Zeugnis von leidenschaftlicher Eingenommenheit für den Gegenstand, der sie zusammenführte. In dem gedehnten Raum herrschte Dämmerung, da bei der außerordentlichen Tiefe der Mauer das volle Tageslicht durch die

engen und niederen Fenster nicht eindringen konnte. Starker Weingeruch erfüllte die Halle, der aus mächtigen Humpen emporstieg und deren reichlich genossener Inhalt bereits die Köpfe der Zecher eingenommen hatte.

Bei Wehrings Erscheinen erhob sich der Graf zur Vorstellung.

„Der Beitritt des gefeierten Helden und Waffengenossen des Herzogs Konrad zu unserem Bunde,“ schloß er, „sichert vollständig unserer gerechten Sache den Sieg.“

Die Tischgenossen griffen zu dem Humpen und riefen: „Heiltrunk dem kühnen Degen Vothar! Dem tapferen Wehring Heil!“

Graf Robbo geleitete seinen Gast zu dem Sitze, wo ihn bereits ein aufgetragenes Mahl erwartete, dem Herr Vothar kräftig zusprach, ohne jedoch ein Wort der Gespräche zu verlieren.

Die Edelleute hatten ihre unterbrochene Unterhaltung wieder aufgenommen. Da sie den Waffengenossen des Herzogs in die Verschwörung völlig eingeweiht glaubten, so äußerten sie sich ohne Rückhalt. Vothar vernahm Dinge, die ihn entrüsteten. Zuweilen bedurfte es seiner ganzen Selbstbeherrschung, die Fassung zu bewahren und seine Denkwaise nicht zu verraten.

„Was ich vorhin zeigen wollte, ist die Schlaueit dieses heuchlerischen Wichtes,“ rief mit funkelnden Augen ein Erbitterter. „Dieser fromme König Otto stiftet Klöster, baut Kirchen, sogar Münster, wie jenen zu Magdeburg. Dort hat er bei der Einweihung in

öffentlichem Umzug gar vortrefflich den Heiligen gespielt, — der tückische Heuchler! Mit den Mönchen hat er gefastet und vor den Augen des Volkes das Abendmahl empfangen. Bei jeder Messe war er zugegen, hat sogar den nächtlichen Metten beigewohnt, — der heilige Mann! Beständig läßt er den Armen und Notleidenden Almosen reichen, und wird nicht müde, sein Gut den Pfaffen zu schenken. Bei jedem Anlaß rühmt er sich, ein Vater der Armen und Schirmvogt der Unterdrückten zu sein. Warum tut er dies alles? Pfaffen und gemeines Volk will er gewinnen und für einen frommen Diener Gottes gehalten werden. Solches gelingt ihm. Überall hört man törichte Leute sagen: Wir haben einen guten König, — einen heiligen Mann, einen gerechten Richter haben wir zum Herrn. — O du heuchlerische Wicht!"

„Eure Auffassung ist doch nicht ganz richtig, Ritter Wernher!" sagte Robbo. „Der König tut dies alles, was Ihr vorgebracht, — das ist wahr. Er tut es aber nicht, um für einen Heiligen gehalten zu werden, sondern aus politischen Absichten. Er will sich auf die Pfaffheit und das gemeine Volk stützen, um tyrannisch wider Adel und Fürsten verfahren zu können."

„So ist's!" bestätigte ein anderer. „Auf Unterdrückung unserer Rechte und Freiheiten geht sein Trachten. Wie ist er mit den Herzogen in Bayern umgegangen! Abgesetzt hat er sie, von Band und Beuten hat er sie vertrieben, gleich hörigen Knechten hat er sie behandelt."

„Weil sie ihm die Huldigung versagten“, warf Bothar unwillkürlich ein.

„Jawohl, — ganz recht!“ fuhr der Redner fort, welcher Bothars Äußerung falsch deutete. „Sie versagten ihm die Huldigung, weil sie ihm keine schuldig waren, ebensowenig wie wir Franken. Seit Eberhards Tod ist der Salier Konrad unser angestammter Herzog, nicht der Sachse Otto. Was fragen wir Franken, Schwaben und Bayern nach dem Sachsen Otto? — Tod dem Tyrannen!“

„Ich theile Euren Zorn gegen den Tyrannen und auch Eure Meinung, daß Konrad der Salier unser Herzog ist nach Recht und Fug,“ versetzte Robbo. „Vergeßt aber nicht, Ritter Ditwin, daß nicht alle Franken ebenso denken. Bei Eberhards Fehde standen manche Franken auf des Sachsenkönigs Seite.“

„Heute reut es sie“, versicherte Ditwin. „Als der Tyrann den guten, heiteren, tapferen Eberhard absetzte und ebenso vergewaltigte, wie die Herzoge in Bayern, da gingen allen Franken die Augen auf. Wäre Eberhard bei Andernach nicht jählings überfallen und erschlagen worden, — heute wäre er König.“

Bothar hatte gespeist und stand im Begriffe, die vernommenen zahlreichen Entstellungen der Wahrheit und der Tatsachen zu berichtigen. Er gedachte jedoch der Mahnung des Abtes Lambert, seine Gesinnung zu verbergen, um die Pläne der Verschworenen erforschen zu können, und schwieg.

„Und wer ist heute Herzog in Franken?“ fuhr

Ditwin fort. „Der Sachse Otto ist's. Unseren angestammten Herzog hat der Unhold gestürzt, jetzt behält der Raubfahse das Frankenland für sich. Ist solches nicht wider alles Recht und Herkommen? Darum nochmals: Tod dem Tyrannen!“

„Das gesetzwidrige Verfahren des heuchlerischen Wichtes Otto gegen die Herzoge und andere Reichsgroßen ist noch lange nicht sein ärgstes Unrecht,“ behauptete Wernher. „Es liegt doch klar am Tage, daß er sämtliche angestammte Rechte und Freiheiten des Adels vernichten will. Was ihm von Satzungen, Gerechtsamen und Freiheiten, die aus grauer Vorzeit uns eigen sind, nicht behagt, das will er auslöschen und dafür Satzungen vorschreiben, die im Evangelium stehen. Donnerwetter, was fragen wir Edelleute nach dem Evangelium und den Pfaffen? Er aber, der heilige Otto, hält Versammlungen und Synoden mit den Bischöfen. Was sie dort, unter Eingebung des heiligen Geistes, für Recht finden, das soll gelten. Nichts da! Freie Männer sind wir, — keine Pfaffenknechte!“

„Übrigens, meine Freunde, dürfen wir nicht, wie man sagt, das Kind mit dem Bade ausschütten, — das heißt, nicht alle Kleriker sind geneigt, nach des Sachsenkönigs Pfeife zu tanzen,“ nahm der Graf mit wichtiger Miene das Wort. „Es gibt nicht wenige freigesinnte Pfaffen, tüchtige und rechte Männer, denen jegliche Tyrannei ebenso verhaßt ist, wie uns. Gerade diesen ehrenwerten Pfaffen, die sich vor dem Zwingherrn nicht ducken, vielmehr nach althergebrachten

Sitten leben wollen, — gerade diesen freisinnigen Männern setzt der fromme und herrschsüchtige König den ehernen Fuß in den Nacken. Ihr wißt, im August vorigen Jahres berief der Sachse nach Augsburg einen Reichstag. Mit unserem Herzog Konrad ritt auch ich nach Augsburg. Neben den weltlichen Reichsgroßen waren dort vierundzwanzig Erzbischöfe und Bischöfe. Mit ihnen hielt der König eine Synode. Jetzt hört, welche Beschlüsse da gefaßt wurden, — einige davon habe ich mir genau gemerkt! Die ehrwürdigen Väter des heiligen Otto beschlossen und geboten folgendermaßen: — „Jeder Bischof, Priester, Diakon, und Subdiakon, welcher ein Weib genommen hat, ist abzusetzen, ebenso jeder, welcher Jagdhunde und Stoßvögel hält, oder dem Würfelspiel sich ergibt. Eine als verdächtig bezeichnete Weibsperson, welche dessenungeachtet bei einem Geistlichen sich aufhält, werde mit Ruten gestrichen und geschoren. Mönche dürfen ohne Erlaubnis des Abtes nicht aus dem Kloster, und dem Diözesanbischof steht es zu, ohne weiteres einzuschreiten, wenn es in Klöstern an Zucht gebricht. Nicht Laien, sondern Bischöfe haben Priester bei Kirchen anzustellen oder zu entfernen, und über allen Zehnten zu verfügen.“¹⁾ — Ist solches nicht hübsch?“

1) Damberger, synchronist. Gesch. B. IV, S. 824. — Die angeführten Beschlüsse wurden tatsächlich auf der Synode im Jahre 952 zu Augsburg gefaßt, allein gerade diese Kanones beweisen die Sittenverwilderung und die Reformationsbedürftigkeit jener Zeit, sowie die Notwendigkeit kräftigen Einschreitens durch den königlichen Schirmvogt der Kirche.

„Das sind saure Äpfel!“ riefen lachend die Tischgenossen. „Wer mag da anbeißen?“

„Mir dünkt, es sei dies abermals ein Meisterstück des Zwingherrn,“ bemerkte ein Kluger. „Den ehrsamem Teil der Pfaffheit will er unterdrücken, aus diesem Grunde allein hat er die Bischöfe zu solchen knechtenden Säkungen beredet.“

„Einverstanden, Ritter Goswin!“ bestätigt Robbo. „Der fromme König gelobte, mit aller Kraft den Beschlüssen Geltung zu verschaffen. Wir und alle freieitliebenden Männer können mit sothauen Beschlüssen weiblich zufrieden sein, — warum? Weil sämtliche beweihte Pfaffen und Freunde von Würfelspiel und Jagd, sowie alle Mönche, die sich in Klöster nicht wollen einsperren lassen, dem König feindlich gesinnt werden und gegen ihn arbeiten. Des Königs Feinde aber sind unsere Freunde.“

Beistimmend nickten alle Köpfe.

„Nicht allein den Pfaffen will der Sachse die Lebensfreuden verderben und herkömmliche Rechte rauben, sondern auch dem Adel,“ fuhr Robbo fort. „Seit grauer Vorzeit war es deutsche Sitte und Brauch, daß jeder freie Mann eine Jungfrau entführen durfte, die ihm gefiel. Der Frauenräuber verstieß wider keine Säkung, war jedoch pflichtig, den festgesetzten Preis für die Jungfrau an deren Gesippte zu zahlen. Wie steht es heute? Auch dieses Vorrecht freier Männer hat der heilige Otto unterdrückt. Jeden Frauenräuber läßt er hängen, das heißt, wenn er Macht über ihn hat.“

„Auf das straflose Wegfangen hübscher Mägdelein könnte man noch verzichten, nicht aber auf andere Rechte freier Leute,“ erklärte Ditwin. „Unsere tapferen und kriegerischen Vorfahren, denen Kampf und Fehde Lebenslust war, schlugen sich einander die Schädel ein, und dem Sieger gehörte alles Eigen des Besiegten. Niemand wurde ob solcher Waffenspiele vor Gericht gezogen. Heute soll jeder feige, träge, blutscheue Bube unbehelligt auf seinem Gute sitzen können, auch nicht der Tapferste darf ihm ein Haar krümmen. Greift ein kühner Degen mit gewaltiger Faust zu und gewinnt im Kampfe, wonach sein Sinn strebt, so wird er als Räuber und Mörder am Leben gestraft. Entbrennt zwischen zwei streitbaren Edelleuten Fehde, so werden beide als Landfriedensbrecher hart gezüchtigt, weil sie Faustrecht übten, und nicht vor dem König oder seinen Grafen Recht und Austrag suchten. Und so ist's in vielen Stücken. Überall Unterdrückung unserer Gerechtsame, Freiheiten und Vorrechte. Nieder mit dem Zwingherrs!“

„Freiheit, — Freiheit!“ riefen stürmisch die Umstehenden.

„Seht doch, was der fromme König dem Adel verbietet, das tut er selber, — der heuchlerische Wicht!“ behauptete Wernher. „Nicht bloß angestammte Herzoge vertreibt er von Land und Leuten und raubt deren Besitz, er raubt auch Frauen. So hat er den König von Italien vertrieben, dessen schönes, junges Weib geraubt und geheiratet. Seht doch diesen Heimtücker!“

Hier konnte sich Lothar nicht enthalten, für die Wahrheit einzutreten.

„Diese Sache liegt sehr viel anders“, hob er an. „Ich kenne den Handel genau, weil ich selber im Heerfolge des Königs Otto, unter dem Banner des Herzogs von Lothringen, über die Alpen fuhr. Die gemeinte Königin von Italien, Adelheid genannt, ist die Tochter des Königs Rudolf II. von Burgund. Sie war vermählt mit König Lothar von Italien. Sie ist eine überaus schöne, tugendsame und kluge Frau. Erst achtzehn Jahre zählte sie, als ihr Gemahl vor drei Jahren starb. Obwohl nun Adelheid nach geltendem Recht die Herrschaft über Italien gebührte, so verdrängte sie doch der Markgraf Berengar von Ivrea. Um ein Recht auf den geraubten Thron zu erlangen, wollte er seinen Sohn Adalbert mit Adelheid vermählen. Diese jedoch wies die Bewerbung zurück. Sie verschmähte jede Verbindung mit Berengars schlechter Sippschaft. Deshalb ergrimmt, mißhandelte er die Fürstin durch Faustschläge und Fußtritte. Berengars Weib, die böse Willa, schmähte in gröblichster Weise die Königin und raufte sie an den Haaren. Schließlich warf sie Berengar in ein dunkles Verließ der Burg Garda. Die Leute in Lombardien hörte ich sagen, Berengar wollte die Königin elend umkommen lassen im Turm von Garda, weil er fürchtete, sie werde einen kühnen Mann heiraten und dieser werde ihn, den Berengar, vom angemessenen

Thron stürzen.¹⁾ — Während nun die arme Frau im Kerfergewölbe schmachtete und alle guten Leute Italiens ihr harmvolles Leid und ihre Qualen beklagten, so rührte sich doch keine Hand zu ihrer Rettung. Die Burg Garda wurde von tapferen Männern gehütet, und diese schreckten nicht minder alle Befreier ab, wie des grimmen Berengar grausame Rache. Dennoch wagte ein Mann die Rettung der unglücklichen Fürstin. Dieser wackere Mann war Bischof Adelard von Reggio. Er beriet Martin, den Burgkaplan von Garda, wie er Adelheid befreien solle. Mit vieler Klugheit und großer Mühe gelang die Rettung. Auf des Bischofs Geheiß brachte Ritter Azzo, Adelards Lehensmann, die Königin nach der unbezwingbaren Feste Canossa. Nach Deutschland sandte der Bischof Eilboten, des Königs Schutz für Adelheid anzurufen. Inzwischen erfuhr Berengar die Zufluchtsstätte der Fürstin. An der Spitze eines Heerhaufens erschien er vor Canossa und forderte Adelheids Auslieferung. Der gute Ritter Azzo wies die Forderung zurück. Berengar umlagerte die Feste, Sturmböcke, Steinschleudern und anderes Belagerungszeug aufführend. Canossa spottete aller Angriffe; denn auf steilen Felsen troht die Burg, durch Mauern und Thürme geschützt, dazu umspült vom Gewässer der Enz. Berengar lag noch mit seinen Scharen vor Canossa, da stürmten von den Alpenbergen unsere Mannen in die lombardische Ebene herab.

1) Odilo, epitaphium Adalheidæ c. 3.

Der Markgraf flüchtete und verkroch sich in unzugängliche Schlupfwinkel. Bald darauf kam Herr Otto in die Stadt Pavia. Nach Canossa schickte er einige seiner Helden, ließ der Königin prächtige Geschenke überreichen und sie bitten, zu ihm nach Pavia zu kommen. Als sie herannahte, ritt ihr Ottos Bruder, Herzog Heinrich, mit glänzender Ehrenschar entgegen, und großartig war ihr Einzug in die Stadt Pavia. Als der König die in Schönheit strahlende junge Frau sah, ihr sittsames Wesen und kluge Art bewunderte, da ergriff ihn zarte Minne, und weil seine erste Gemahlin, die hochgesinnte Editha, vor Jahren gestorben war, so bat er um Adelheids Hand. Ohne Sträuben gewährte sie die Bitte des glorreichen, ruhmgekrönten Heldenkönigs. Nach kurzer Frist wurde mit großer Pracht die Hochzeit gefeiert, Otto als König von Italien ausgerufen und im Dom zu Mailand gekrönt.¹⁾ — Sohin,“ schloß Lothar seine Erzählung, „ist Otto kein Thron- und Frauenräuber, — im Gegentheil. Er hat den Thronräuber Berengar gezüchtigt, die vergewaltigte Königin Adelheid aus dem Turmgewölbe des Todes befreit und zur höchsten Würde erhoben. Otto hat

1) *Hroswithae monialis et virginis de gestis Oddae Imperatoris*, 480—690. Die Nonne Hroswitha, eine Zeitgenossin der Ottonen, schrieb neben dem Gedichte über die Gründung des Klosters Gandersheim und sechs Dramen, in lateinischen Hexametern die Gefangenschaft, Rettung und Vermählung der Königin Adelheid. — Thietmari, *episcopi Merseburg. Chronicon*. II, 3.

Fehler; denn er ist ein Mensch. Jedoch soll man auch dem Feinde mit Unrecht keine schmachvollen Dinge nachsagen.“

„Edel gedacht!“ rühmte Robbo. „Dem Waffenfreunde des Herzogs Konrad danken wir für die Verbesserung unseres Wissens.“

„Na, — so hoch darf man dem Sachsenkönig diese That nicht anrechnen, hat er doch ein hübsches Weib und eine Königskrone dabei gewonnen,“ sagte Goswin im Tone des Spottes.

„Auch dieser falschen Auffassung muß ich widerreden, Herr Ritter,“ entgegnete Lothar. „Ganz Europa kennt wohl einen König der Deutschen, jedoch keinen Sachsenkönig. Solches würdet auch Ihr sagen, hättet Ihr gesehen, was ich sah. Auf Ostern vor zwei Jahren befand ich mich im Gefolge des Herzogs Konrad am Königshofe zu Aachen. Dort zeigte es sich, daß Otto nicht bloß Oberhaupt des deutschen Reiches, sondern auch waltender Herr von ganz Europa ist. Zu Aachen erschienen vor ihm huldigend die Fürsten und Gesandten fremdländischer Herrscher. Die Boten des Königs Ludwig von Westfranken kamen mit Klagen über unbotmäßige gallische Reichsgroßen und baten um Hilfe. Die Gesandten des Frankenkönigs standen vor Otto, wie Vasallen vor ihrem Lehensherrn. Auch Herzog Hugo, der mächtigste Herr des Westfrankenreiches, erschien klagend und bittend um Ottos Beistand, und schenkte ihm zwei große schöne Löwen. Aus dem Reiche der Griechen kamen Boten

des Kaisers in Konstantinopel, sie redeten von Freundschaft und Bündnis und brachten reiche Geschenke. Aus England kamen Gesandte des Königs Edbred, um Hilfe bittend wider nordische Heiden. Aus Italien erschienen Boten des Königs Berengar, der Gnade unseres Herrn das Reich der Lombarden empfehlend. Wie der Gebieter Europas waltete Otto in Aachen, — nicht als Sachsenkönig, sondern als König aller deutschen Stämme. Niemals würden fremde Nationen dem Sachsenfürsten huldigen, — einzig vor dem Leiter der Gesamtmacht des deutschen Reiches beugen sie das Knie, von ihm Hilfe und Schutz erwartend.¹⁾ — Wir sollen uns nicht geringer achten, als wir sind, — auch nicht den König."

"Einverstanden, Herr Lothar!" bestätigte Graf Robbo. "Und eben, weil auf der Freiheit die Macht des Reiches ruht, darum bekämpfen wir den Feind deutscher Freiheit."

1) „Durch so viele Siege berühmt und verherrlicht, erweckte der König die Furcht ebenso, wie die Gunst vieler Könige und Völker; daher erhielt er zahlreiche Gesandtschaften, nämlich von den Römern und Griechen und Saracenen und durch dieselben Geschenke verschiedener Art, goldene und silberne Gefäße, auch eiserne und kunstreich gearbeitete von wunderbarer Mannigfaltigkeit, Gefäße von Glas, auch von Elfenbein und verziert auf alle mögliche Weise, Teppiche, Balsam und Spezereien aller Art, Tiere, welche die Sachsen vorher nie gesehen hatten, Löwen und Kamele, Affen und Strauße, und die ganze Christenheit schaute und hoffte auf ihn." Widukind, III, 56.

„Jawohl, — so ist's! Wir streiten für Freiheit und Recht. Tod aller Zwingherrschaft!“ riefen die Edelleute.

„Auch ich bin Kampfgenosse Jener, die streiten für Freiheit und Recht,“ jagte Lothar, als er die argwöhnischen Blicke der Ritter gewahrte.

Die Rechtfertigung des Königs und der Hinweis auf die Abhängigkeit fremder Nationen von Ottos weltbeherrschender Macht, hatte zwar die Verschworenen für den Gerühmten nicht günstig gestimmt, sie mäßigten jedoch ihre Sprache. Diese Zurückhaltung mochte ihnen lästig fallen und sie zum vorzeitigen Ausbruch bestimmen. Robbo geleitete sie in den Hof. Während die Pferde gesattelt wurden, umringten sie den Grafen. Lothar stand unter der offenen Saaltüre und vernahm einige sehr laute Äußerungen.

„Der Wehring gefällt mir gar nicht“, rief eine Stimme. „Wie kann jemand wider Einen streiten, oder des Willens sein, ihm bei günstiger Gelegenheit den Garaus zu machen, dem er Preislieder singt? Nein, der Wehring mißfällt mir ganz und gar!“

„Deshalb seid beruhigt“, erwiederte Robbo. „Der Wehring hat viele Länder gesehen und weiß manches, was wir nicht wissen. Er wollte seine Gelehrtheit vor uns leuchten lassen, — das ist alles. Wo das Banner des Herzogs Konrad weht, dort wird auch der Wehring kämpfen, darauf könnt ihr Euch verlassen. — Die nächsten Schritte, zur Ausführung unseres Planes, wird Herzog Konrad bestimmen, sobald er auf seiner

Burg Klopp eintrifft, was jeden Augenblick geschehen kann. Auch der Schwabenherzog Rudolf wird auf Klopp erwartet. Durch Eilboten werde ich Euch von allem unterrichten. Inzwischen haltet Euch bereit."

Die Edelleute bestiegen ihre Pferde und ritten davon.

Lothar trat in die Halle zurück und ließ sich an seinem Plaze nieder.

"Ei, — ei, das ist ja eine wahre Meuchlerbande!" sprach er vor sich hin. "Diese Buben sind fähig, den edelsten der Könige jählings zu überfallen und zu erschlagen. Und das Haupt solcher Buben ist Konrad, — Himmel und Erde! Es ist unmöglich, — ich kann es nicht glauben, — es sei denn, aus seinem Munde höre ich sein Verdammungsurteil."

Der Graf kehrte zurück und setzte sich dem jungen Mann gegenüber.

"Das Gerede unserer Freunde hat Euch verdrossen, Herr Lothar!" begann er mit freundlichem Grinsen. "Nun ja, Leute von vieler Geradheit und von noch mehr Unwissenheit sind zu Übertreibungen geneigt. Man muß ihnen manches zu Gute halten und darf ihre Worte nicht auf die Goldwage legen."

"Dies tue ich auch nicht, — Euch jedoch bin ich eine Erklärung schuldig, Herr Graf! Habt Ihr nicht einen Vasallen, Marahwart geheißen?"

"Doch! Was ist mit Marahwart?" forschte Robbo mit lauerndem Blick.

"Ich traf mit ihm gestern auf dem Disibodenberg zusammen", antwortete Lothar und erzählte umständ-

lich die Ursache des bestandenen Zweikampfes, sowie dessen Ausgang.

Robbo folgte aufmerksam dem Erzähler, wobei dunkle Schatten niedergehaltener Leidenschaft über sein unheimliches Gesicht hinglitten. Nachdem Wehring seinen Bericht geschlossen, brach Robbo in schallendes Gelächter aus, das jedoch keine heitere Laune ausdrückte, das vielmehr Klang, wie ohnmächtiger Grimm verhaltender Wut.

„Die bedrohte Jungfrau rief meinen Schutz an“, erklärte Wehring. „Ritterpflicht gebot, ihrer Bitte zu willfahren. So muß ich es beklagen, im aufgezwungenen Schwertkampfe eines tapferen Vasallen Euch beraubt zu haben.“

„Laßt dies gut sein, Herr Rothar! Ganz rittermäßig war Euer Verfahren, — Ihr habt gehandelt, wie Ihr mußtet. Marahwart hingegen hat gehandelt, wie ein zweifacher Narr. Ich muß Euch dies klar machen, damit in Euren Augen an meiner Ehre kein Schandfleck beabsichtigter Untat haftet. — Jutta ist eine Edelmaid von seltener Schönheit, was auch Euch nicht wird entgangen sein. Da mein Weib starb und Jutta mir gefiel, so möchte ich sie zum Ehegemahl, obgleich ich mit ihrem Vater in Fehde lag. Nach Sitte und Brauch warb ich um ihre Hand und erhielt bedingte Zusage. „Meine Tochter ist noch etwas zu jung“, — sagte ihre Mutter. Wiederholt ritt ich nach Staudernheim, und machte Fortschritte in der Gunst der spröden Maid. Bei meinem jüngsten Be-

suche lud ich sie nach Rothenburg ein, — sie lehnte nicht ab. Ich schickte daher Marahwart mit einem Zelter, um Jutta hierher zu geleiten. Ihr wißt, wie der tölpelhafteste Mensch seine Botschaft ausgerichtet hat. Was Jutta freiwillig tun sollte, gedachte er mit Gewalt durchzuführen. Das ist Marahwarts erste Narrheit. Seine zweite Tollheit bestehe darin, daß er den Schwertkampf mit einem der gefeiertsten Helden des ganzen Reiches aufnahm. Er war allerdings ein tapferer Kämpfer, dennoch ist seine Kühnheit, mit dem Wehring Bothar den Kampf bestehen zu wollen, eine Narrheit.“

Der junge Edelmann erkannte in Robbos Erklärung die leere Ausrede, dessen Fertigkeit im raschen Erfinden derselben bewundernd.

„Es freut mich, daß Ihr deshalb mir nicht unhold seid, Herr Graf!“ entgegnete er, und in dem Bestreben, des Glenden weitere Absichten mit Jutta zu erforschen, fuhr er fort: „Da Marahwart vor Jutta versicherte, daß ihm gewaltsame Entführung von Euch geboten wurde, so dürfte es notwendig sein, vor einer Jungfrau, die Ihr zur Ehe begehrt, von dem angedichteten Frevel Euch zu reinigen.“

„Dies wird geschehen, — doch jetzt nicht. — anderes drängt,“ erwiederte Robbo. „Ich werde Jutta heimführen, sobald das bevorstehende Unternehmen ausgetragen ist. König Otto soll bereits, wie sichere Kunde meldet, im Elsaß zu Gericht sitzen und dort seines Amtes walten. Aus dem Elsaß wird er ohne

Zweifel nach Mainz kommen und dann geht's los. Zum Heiraten bleibt also vorläufig keine Zeit."

"Und wenn er nach Mainz kommt, was gedenkt wohl Herzog Konrad zu tun? Will er etwa den König gefangen nehmen? Halbe Arbeit, wie mir dünkt."

"Getroffen, — ganz meine und meiner Freunde Ansicht!" erwiderte Robbo. "Wir wollen ganze Arbeit, keine halbe. Ein scharfer Schwerthieb oder sicherer Dolchstoß schlichtet gänzlich den Handel."

"Wenn Schwerthieb oder Dolchstoß gelingen," forschte Lothar weiter. "Der König kennt ohne Zweifel die Gefahr; er wird sich schirmen, wie damals zu Quedlinburg."

"Er ahnt nicht die Größe der Gefahr," versicherte Robbo. "Es gibt Männer, die berechtigt sind, in des Königs unmittelbarer Nähe zu stehen. Einer dieser Männer wird zum Todesstoße den günstigen Augenblick erspähen."

Aus dem begleitenden Mienenspiel des Grafen erkannte Lothar, daß Robbo selbst den Todesstoß zu führen gedachte.

Angeekelt von der Nähe des Unholdes, erhob sich Wehring. Müdigkeit vorjchüzend, stieg er nach seiner Kammer empor.

Im Laufe der Nacht erschien von Bingen ein Kenner mit der Nachricht, daß Herzog Konrad daselbst eingetroffen sei. Am frühen Morgen ließ der Graf seinem Gast hievon Mitteilung machen und ihn er-

suchen, sich zur Fahrt nach der Burg Klopp ohne Verzug zu rüsten.

Die Burg Klopp, damals im Besitze der Salier, erhebt sich auf einem Felskegel in der Stadt Bingen am Rhein. Ursprünglich war sie ein römisches Castell, wahrscheinlich von Drusus, dem Erbauer der Brücke über die Nahe, errichtet. Nach mancherlei Veränderungen in früheren Zeiten, hatte Konrad der Rote die Burg erweitert und wohnlicher umgebaut, sowie deren natürliche feste Lage durch Thürme verstärkt. Obwohl der Ausbruch des Krieges bevorstand, so verrieten doch keine außerordentlichen Vorgänge und Rüstungen in der Beste den nahen Aufstand. Wohl ritten seit Konrads Anwesenheit häufig Krieger aus und ein, jedoch nicht mehr, als sich durch die bloße Gegenwart des Fürsten erklären ließ. In möglichster Stille hatte er an verschiedenen Orten so viele Bewaffnete gleichsam versteckt, daß dieselben nach ihrer Vereinigung eine bedeutende Streitkraft bildeten. Weithin erstreckte sich sein Einfluß; denn er war nicht bloß Graf in den Gauen Worms, Speyer und der Nahe, in denen er zahlreiche Erbgüter und Vasallen besaß, sondern auch im Badengau und am oberen Rheinstrom. Er zeichnete sich aus durch Unternehmungsgeist, Tatkraft und löwenhafte Tapferkeit.¹⁾ In Würdigung seiner Vorzüge und

1) „Mit Löwenmut erhob er seine Fahne und erschlug eine unglaubliche Feindesmenge mit eigener Hand, da er durch das Blut seines Gesippten, den er im Treffen verlor, wie ein reißendes Tier ergrimmete. Da also ihm, dem starken Helden“ usw. Widukind III, 17.

Verdienste um das Reich, übertrug ihm König Otto im Jahre 944 das Herzogtum Lothringen und gab ihm seine Tochter Liudgard zur Gemahlin. Aus dieser Verbindung entsprang Herzog Otto, der Großvater des salfränkischen Kaisers Konrad II. Sohin ist Konrad der Rote Ahnherr des salischen Kaiserhauses, und durch seine Vermählung mit Liudgard das salfränkische Kaisergeschlecht mit dem sächsischen blutsverwandt.

Neben glänzenden Eigenschaften besaß Konrad große Fehler. Sein Zeitgenosse Ruotger entwirft von ihm kein anziehendes Charakterbild, indem er schreibt: „Im Heere der Ungarn befand sich auch Konrad mit seinem Gefolge, früher ein ausgezeichnete Herzog, sei es, um seinen Haß gegen den Gottesmann Bruno, welcher doch gegen alle Guten so sanftmütig war, durch dieses schmachvolle Blutbad zu befriedigen, sei es, um einigen Freunden Hilfe zu leisten: aber jene erstere war die allgemeinere Ansicht. Denn schon vorher hatte er gegen Bruno mit Arglist, da ihm zu Gewalttaten die Macht fehlte, zu arbeiten gesucht, sich durch Hinterlist in Besitz der reichen Stadt Meß gesetzt, den Verdacht gleicher Absicht auf Köln und andere Burgen des Reichs erregt; immer in Schmähungen sich ergangen und Drohungen ausgestoßen. Und auch später beharrte er noch einige Zeit bei derselben rücksichtslosen Wildheit. Nichts ließ er unversucht, wodurch er glaubte, den in unserem Volke durch die Weisheit seines Lehrers gestifteten Frieden stören zu können. Eben war Konrad noch

ein Mann gewesen von größter Macht und größtem Glück, aber unfähig, das Glück würdig zu genießen. Durch Mißbrauch verscherzte er es und wütete nun maßlos unbändig gegen die Guten; immer jedoch wurden seine abscheulichen Anschläge durch Gottes Fügung vereitelt, so daß es ihn später nicht wenig reute, so ungeheuerliche Taten begonnen zu haben.¹⁾

Zimmerhin war Konrad ein hervorragender Charakter, der sich später, nach Erkenntnis des begangenen Unrechts, durch heldenmütige Sühne äußerte.

Der Herzog, ein junger Mann von gewaltigem Körperbau, empfing Bothar freudig erregt und nicht ohne einige Verlegenheit. Er kannte Wehrings lautere Gesinnung, sowie dessen Abscheu gegen jedes treulose, verräterische Unternehmen. Wenn er ihn dessenungeachtet zur Teilnahme an dem Aufstande einlud, so geschah dies, weil er seine Sache als eine gerechte darstellen zu können glaubte. Das hohe Ansehen Bothars in der fränkischen Ritterschaft mußte die Erhebung wesentlich fördern, sobald er der Verschwörung beitrug. Der glänzende Ruf des jungen Helden, sowie der Umstand, daß er dem Herzog in Italien, bei einem Hinterhalt der Wälschen, das Leben rettete, veranlaßten Konrad, mit dem Gefeierten Waffenbruderschaft zu schließen und ihn als vertrauten Freund zu behandeln.

Wehring benützte die erste günstige Gelegenheit, den Fürsten über den geplanten Kriegszug zu befragen.

1) Ruotger, vita Brunonis 24.

„Du hast mich eingeladen, für Deine gerechte Sache zu kämpfen, — dessen bin ich willens. Nun sage mir, wem gilt die Fehde? Wer ist Dein Feind?“

Bei der Frage änderten sich die Gesichtszüge des Saliers. Seine Augen flammten, in wildem Grimm zuckten seine Mienen. Krampfhast fuhr seine Hand durch das herabwallende Lockenhaar, dessen Farbe ihm den Namen „der Rote“ gegeben hatte. Ohne die Frage zu beantworten, erhob er sich vom Sitz, mit stampfenden Tritten das Zimmer durchmessend, wobei das heftige Arbeiten der Brust seine leicht entzündbare und leidenschaftliche Gemüthsart bekundete. Mit rascher Wendung stand er vor Bothar, kniff die Lippen fest zusammen, verschränkte vor der Brust die Arme, und Blicke zuckten aus seinen Augen auf den vor ihm Sitzenden.

„Mein Feind ist Jener“, begann er mit tiefer, vor Leidenschaft bebender Stimme, „der an mir treulos gehandelt, — der mich beschimpfte und entehrte vor dem ganzen Reiche. Ha, — Rache, — blutige Rache!“

„Wer könnte es wagen, den Herzog von Lothringen in solcher Weise zu behandeln?“

„Heiße mich nicht Herzog, — ich bin es nicht mehr! Der König enthob mich dieses Amtes.“

„Wie, — was, — warum?“ fragte Bothar bestürzt.

„Weil mich die Lothringer, dieses niederträchtige Gefindel, mit Unrecht vor ihm verklagten. Er jedoch, mein weiser und gerechter Schwiegervater, schätzte meine Worte geringer, als jene der Lothringer. Abgesetzt

bin ich, schimpflich davongejagt, wie ein höriger Knecht, — ich, der Salier! Ha, — ha, — Rache!"

"Demnach gilt die Fehde Deinen Verleumdern in Lothringen?"

"Nein, — dem König!"

"Konrad!" rief Wehring im Tone äußerster Bestürzung.

"Warte, — schweige, — ich weiß, was Du sagen willst! Höre zuvor, dann urteile. Genannter Schimpf ist noch das Geringste. Du weißt, daß ich als Statthalter meines Schwiegervaters in Pavia zurückblieb. Berengars Partei, des gestürzten Lombardenkönigs, war zahlreich im Lande und rührig. Demzufolge mußte es bald zum Aufruhr kommen, — dies wollte ich verhüten und lud Berengar zu mir nach Pavia ein. Ich beredete ihn, er möge Lombardien von Otto zu Lehen nehmen, er sei dann wieder König wie zuvor, abgesehen von seinem Abhängigkeitsverhältnis zum Reiche. Mit vieler Mühe bestimmte ich ihn zum Eingehen auf meinen Antrag. Es wurde ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, nachdem ich meine Ehre für die Annahme der Bedingungen von Seite Ottos verpfändet hatte. Hörst Du, — meine Ehre hatte ich verpfändet! Wir fuhren nach Deutschland und fanden Otto in Magdeburg. Dort schickte Otto zwar einige Höflinge dem Berengar als Ehrengelitte entgegen, verweigerte ihm jedoch, vor sein Angesicht treten zu dürfen. Ebenso verwarf er den Vertrag. Alle meine Vorstellungen halfen nichts. ,Du hast Deine Voll-

macht überschritten, — der Vertrag widerspricht meinen Ansichten über die Wohlfahrt des Reichs,‘ — sagte mein weiser Schwiegervater, dem meine verpfändete Ehre nichts galt. Erst nach drei Tagen wurde Berengar vorgelassen. Otto geruhte zwar, ihn als König von Lombardien unter deutscher Oberhoheit anzuerkennen, — allein Berengar mußte die Marken Verona und Aquileia an Herzog Heinrich von Bayern abtreten, ebenso bedeutende Lehen an jenen Azzo von Canossa, auf dessen Burg Adelheid Schutz gefunden. Endlich mußte Berengar verbrieften, einen jährlichen Tribut von 1200 Pfund Gold an das Reich zu zahlen. Mit Ausnahme der Lehenspflicht zum Reiche, enthält mein Vertrag mit Berengar von allen diesen harten Bedingungen keine Silbe. Ich jedoch hatte bei Wort und Ehre die Annahme des Vertrags versprochen. Sohin stehe ich vor dem Lombardenkönig und seiner Ritterschaft als wortbrüchig und ehrlos, — ha!“¹⁾

Er stürmte durch das Zimmer und ballte die Fäuste, während Laute kochender Wut in heftigen Stößen über seine Lippen fuhren.

„Wortbrüchig, — ehrlos, — Rache!“

Lothar sah mit Besorgnis in den Gemütssturm des Fürsten und saß überlegend, bis Konrad wieder vor ihn trat.

„Todfeind von mir und Rudolf ist Ottos Bruder, der ränkesüchtige Herzog Heinrich,“ fuhr er fort.

1) Widukind, III, 10.

„Durch unterwürfiges Wesen und Sämehlei hat er Adelheids Gunst erworben, und diese schöne Frau beherrscht ihren Gatten vollständig. So ist der Bayernherzog am Königshof allmächtig, alles vermag er. Soweit geht sein frecher Übermut, daß er Ottos Sohn Rudolf mit höhnischen Worten kränkt und verächtlich behandelt. Auf des Königs Geheiß mußte sogar Rudolf von seinem Herzogtum Land und Leute an den Ränkemacher Heinrich abtreten.¹⁾ Nicht genug, — als dem eigenen Sohn handelt Otto treulos. Bereits vor acht Jahren hat er ihn zum Thronfolger bestimmt. Ich und sämtliche Reichsfürsten haben das Recht der Thronfolge dem Rudolf feierlich zugeschworen.²⁾ Nun aber will der König seinem Sohne dieses Recht entziehen und das Söhnlein der Adelheid dereinst auf den Thron erhoben wissen. Also bricht Otto sein Wort und wagt es, von den Reichsfürsten die Ehrlosigkeit des Meineides zu fordern. Haha, — daraus wird nichts!“ rief er, grimmig auflachend. „Bald wird Herr Otto erfahren, daß wir Reichsfürsten keine ehrlosen Buben sind, mit deren Eiden man spielen, — die man nach königlichem Belieben davonjagen kann. Ganz Franken und Schwaben werden sich erheben. Auch in Sachsen hat Rudolf viele Freunde. Zunächst gilt es dem schuppengepanzerten Giftdrachen Heinrich — sollte auch der Weg zum Siege über des Königs Leiche gehen.“

Wieder stürmte er in dem Zimmer hin und her.

1) Widukind, III, 10.

2) Widukind, III, 1.

Bothar sprach kein Wort. Er kannte des Herzogs Jähzorn und wollte abwarten, bis derselbe erkaltete.

Konrads Schritte wurden immer langsamer, die Flammen in seinen Augen erloschen. Forschend trat er vor den Freund.

„Du bist sinnend und stumm — was denkst Du?“

„Deine Reden belasten mit schwerer Kummernis meine Seele,“ antwortete Bothar betrübt. „Die höllischen Mächte des Bürgerkrieges und Aufruhrs sollen im Reiche entseßelt werden, — unter dem Banner des Helden Konrad sollen sich die Feinde scharen, — den reinen Schild meines Freundes sollen Treubruch und Meineid besudeln.“

„Falsch!“ unterbrach ihn der Salier. „Zur Verteidigung von Ehre und Eidestreue heben wir die Schilde.“

„Wozu? Dessen bedarf es nicht. Die Reichsfürsten bleiben ihrem Eide treu und führen nach Ottos Tod zum König dessen Sohn Rudolf.“

Der Fürst betrachtete überrascht seinen Waffenbruder.

„Findig bist Du und klug, — daran dachte ich nicht. Man könnte die schimpfliche Zumutung des Meineides verwinden, — christlichen Sinnes könnte auch der Herzog von Bothringen seine Absetzung verzeihen, — jedoch die zugefügte Schmach der Ehrlosigkeit kann ich niemals vergeben. Dem Lombardenkönig ist meine Ehre verpfändet — Otto verbot deren Einlösung, — das heißt Rache.“

„Du hattest Deine Vollmacht überschritten, — der König muß des Reiches Nutzen wahren.“

„Gleichviel! Meine Ehre wiegt schwerer, als ganz Lombardien, — dies sollte Otto erwägen.“

„Die Schätzung Deiner Ehre gefällt mir,“ lobte Wehring. „Nicht um ein Königreich ist die Ehre feil, — bin gleichen Bedünkens. Aber noch höher im Werte, als die Ehre, steht der Heldenmut des Christen, die Ehrenkränkung hochherzig zu verzeihen. Ich denke groß genug von meinem Waffenbruder, solch eine Heldentat von ihm zu erwarten.“

„Höchst klug und weise!“ versetzte geschmeichelt der Herzog. „Selbst dieses Opfer könnte ich meinem Selbstbewußtsein abringen, wäre es nicht zwecklos. Gar zu unerträglich ist Ottos Regierungsweise, welche die Launen eines schönen Weibes und die Einflüsterungen des ränkevollen Giftdrachen Heinrich vorschreiben. Die Schmach der Weiberherrschaft wollen die Fürsten länger nicht ertragen, — die ganze Ritterschaft ist empört. Otto muß die Krone einem Manne überlassen, der gerecht waltet und die Reichsgroßen nicht behandelst, wie Knechte und hörige Leute.“

„Konrad, vergib meiner Geradheit! Mir dünkt, erduldete Kränkung und Mißvergnügen leiten Dein Urteil irre. Der Heldenkönig Otto ist nicht der Mann, der sich von einem Weibe und Ränkeschmied beherrschen läßt. Alle seine Taten beweisen die Festigkeit persönlicher Überzeugung und eisernen Willen. Wenn Herzoge dem König die schuldige Botmäßigkeit und Huldigung

versagen, so tat er recht, die Unbotmäßigen zu strafen, die Ordnung im Reiche mit starker Hand zu wahren. Dem Herrscher steht die öffentliche Wohlfahrt höher, als persönliche Rücksichten. Du würdest in gleicher Lage ebenso handeln. Zum anderen hat Otto seine Großmut des Öfteren bewiesen, indem er seinen Todfeinden verzieh, reuigen Empörern verwirkte Lehen und Würden zurückgab. Was die Ritterschaft betrifft, so gebe ich zu, daß gar viele des niederen Adels dem Könige grollen. Was sind dies für Leute? Räuber sind es, Diebe, lüsterne Beutemacher und Mörder, Menschen ohne Rechtsinn und Gewissen, denen jeder Aufruhr willkommen ist, um ihre schlechten Leidenschaften zu befriedigen. Unmöglich kann der Salier Konrad mit solcher Sippchaft gemeinsame Sache machen."

"Nein, — jedoch willkommen ist gemeinte Ritterschaft zum Streite wider eine Sippchaft, die noch schlimmer ist, als die ihrige. Abgesehen hievon, — ich kann nicht mehr zurück. Die Fürsten sind zum Kriege gerüstet. Mit Wort und Handschlag habe ich Rudolf meinen Beistand zugesagt."

"Ein Versprechen zum Bösen bindet nicht. Was ihr beginnt, ist böse, weil Empörung wider den König, dem ihr geschworene Treue schuldet. Konrad, ich bitte und beschwöre Dich, trete zurück von dieser unheilvollen Verschwörung!"

"Nein, — unerschütterlich beharre ich bei meiner Zusage und bei dem, was ich für notwendig und recht erkenne," erwiderte mit Festigkeit der Salier.

„Dann beklage ich den jammervollen Zwang, unter Deinem Banner diesmal nicht kämpfen zu dürfen,“ sprach niedergedrückt der junge Held.

„Bothar, Du könntest mir abtrünnig werden?“

„Dir nicht, — treue Freundschaft habe ich Dir oft bewiesen, wiederholt mein Leben für Dich eingesetzt. Zunächst aber bin ich Gott pflichtig. Gehorsam den Geboten des allmächtigen Himmelsherrn geht über menschliche Freundschaft. Mein Gewissen sagt mir, Aufruhr wider den König sei Unrecht und Frevel.“

„So tue nach Belieben!“ versetzte hart der Salier.

„Nicht nach Belieben, sondern nach Pflicht,“ erwiderte Bothar. „Nochmals bitte ich inständig, verlasse eine Bahn, die zeitlich und ewig in das Verderben führt!“

„Spare Deinen Atem. bringe nicht weiter mit fruchtlosen Beschwörungen in mich,“ unterbrach ihn der Herzog in stolzer Abwehr. „Die Brücke zwischen mir und Otto ist abgebrochen, ich kann nicht mehr zurück und — will es nicht.“

Schwere Tritte nahen im Sturmschritt. Die Türe wurde aufgerissen. Konrads Vasall, Graf Kobbo, trat hastig ein.

„Was bringst Du, Graf? Wichtige Botschaft, wenn ich die Schrift Deines Gesichtes richtig deute.“

„Ja, mein Gebieter, höchst wichtige und frohe Botschaft! Der König ist gestern Abend in der Pfalz zu Ingelheim eingetroffen, nur von seinem Hofgesinde begleitet. Er wollte in Mainz einziehen. Die Bürger

verschlossen ihm die Tore, weil Herr Friedrich abwesend sei. Das ist nur Vorwand. Mainz steht auf unserer Seite."

"Wer brachte Botschaft?" fragte Konrad, der seine Erregung kaum zu beherrschen vermochte.

"Euer Dienstmann, Ritter Wolfram von Eppstein."

"Ich muß ihn ohne Weile hören," sprach der Herzog und verließ mit Robbo das Zimmer.

V.

König Otto.

B zwischen Bingen und Mainz liegt auf sanft ansteigender Höhe das Reichsdorf Ingelheim. Über demselben, mit herrlicher Aussicht in den Rheingau, erhebt sich die kaiserliche Pfalz, von Karl dem Großen in den Jahren 768—74 erbaut. Pracht und Großartigkeit dieses Palastes machten dem Erbauer Ehre, und geschichtlich hervorragende Begebenheiten knüpfen sich an denselben. In dem großen Saale, der von hundert Marmorsäulen getragen wurde, hielten Karl der Große und dessen Nachfolger Kirchenversammlungen und Reichstage. Auch Otto der Große hielt hier 948 eine Versammlung, die von zwei päpstlichen Legaten, vierunddreißig Bischöfen und vielen weltlichen Fürsten besucht wurde.

Otto beabsichtigte, im Jahre 953 Ostern in der Pfalz Ingelheim zu feiern. Er kam aus dem Elsaß. Während der Fahrt bemerkte er allenthalben Zeichen der Unzufriedenheit und gährenden Aufruhrs. Manche feste Plätze schlossen ihm die Tore, unter diesen auch Mainz. Die Häupter der glimmenden Empörung blieben ihm nicht verborgen. Er kannte den Zorn des

stolzen Saliers Konrad, den kochenden Mißmut seines Sohnes Rudolf wegen der Thronfolge, sowie den Grimm Beider gegen Herzog Heinrich von Bayern. Bislang hoffte der König, die zwei jungen Hitzköpfe beruhigen und mit der Gerechtigkeit seiner Maßnahmen versöhnen zu können. An das Ungeheuerere der Empörung des Sohnes wider den Vater und des Eidams wider den Schwiegervater wollte er nicht glauben, bis ihn die Vorgänge von dem Schmerzlichsten für ein Vaterherz überzeugten.

Nur von seinem Hofgesinde umgeben, befand er sich jetzt zu Ingelheim, in der Gewalt Konrads des Roten.

Obwohl ein Held im Schlachtgewühl, unerbittlich streng in der Pflege der Gerechtigkeit und furchtbar gegen verstockte Bosheit, war Otto mild und versöhnlich gegen persönliche Feinde und hatte ein tiefes, zartes Gemüt. Rührend ist Ottos Liebe zu seiner Mutter Mathilde, obgleich diese ihren zweiten Sohn Heinrich weit mehr begünstigte. Um seine Mutter, deren naher Tod ihm gemeldet wurde, noch einmal zu sehen, eilte er von Italien nach Sachsen. Er fand sie keineswegs hinsterbend, vielmehr gesund und weilte einige Tage bei ihr. Vor seinem Abschied in Nordhausen wohnten Mutter und Sohn der heiligen Messe bei, verließen mit einander die Kirche, umarmten sich und schieden unter Tränen. Mathilde kehrte in das Gotteshaus zurück, kniete nieder und küßte die Stelle, wo ihr Otto während der Messe gestanden. Dieses

wurde sofort dem Kaiser gemeldet. Er stieg vom Pferde, eilte in die Kirche zurück, wo seine Mutter noch betete, warf sich vor ihr zur Erde, weinte und sprach: „O ehrwürdige Mutter, durch welchen Dienst kann ich diese Tränen Euch vergelten!“ Ein solches Benehmen und die Äußerung kindlich zarten Gemüthes erscheinen wohlthuend an einem Mann, dessen Anblick noch im hohen Alter majestätisch und furchterregend sein mochte; denn seine Zeitgenossen pflegten ihn den „roten Löwen“ zu nennen.¹⁾

Ein gelehrter Zeitgenosse, der Geschichtsschreiber Widukind von Corvey, charakterisiert Otto folgendermaßen: „Der großmächtige Gebieter, der älteste und beste der Brüder, war vor allem ausgezeichnet durch Frömmigkeit, in seinen Unternehmungen unter allen Sterblichen der beständige, abgesehen von dem Schrecken des königlichen Ernstes immer freundlich, im Schenken freigebig, im Schlafen mäßig, und während des Schlafes redet er immer, so daß es den Anschein hat, als ob er stets wache. Seinen Freunden ist er in allem willfährig und von mehr als menschlicher Treue. Denn wir haben gehört, daß einige Angeklagte und ihres Verbrechens Überführte an ihm selbst einen Verteidiger und Fürsprecher hatten, welcher durchaus an

1) „Und der König — Otto II. — sprach zu den Mönchen: ‚Gott, in dessen Hand die Herzen der Könige sind, möge für Euch meinen Löwen mild und versöhnlich stimmen‘. — ‚Anders wage ich nicht, euch, wie ihr es begehrt, vor meinen Löwen zu bringen‘. Ekkehardi Casus sancti Galli, XVI, 128.

ihre Schuld nicht glauben wollte, und sie auch nachher so behandelte, als ob sie nie etwas gegen ihn verbrochen hätten. Seine Geistesgaben sind bewunderungswürdig; denn nach dem Tode der Königin Edid lernte er die Schrift, welche er vorher nicht kannte, so gut, daß er vollkommen Bücher lesen und verstehen kann. Außerdem versteht er, in romanischer und slavischer Sprache zu reden. Doch geschieht es selten, daß er es für angemessen hält, sich derselben zu bedienen. Auf die Jagd geht er häufig, das Brettspiel liebt er, die Anmut des Reiterspiels übt er zuweilen mit königlichem Anstand. Hiezu gesellt sich noch der gewaltige Körperbau, der die volle königliche Würde zeigt, das Haupt mit ergrauenden Haaren bedeckt, die Augen funkelnd und nach Art des Blikes durch plötzlich treffenden Blick einen gewissen Glanz ausstrahlend, das Gesicht rötlich, der Bart reichlich niederwallend und länger, als es bisher Sitte war, eine Löwenbrust mit Haaren bewachsen, der Schritt sonst rasch, jetzt gemessener, seine Kleidung die heimische, die er nie mit fremder Tracht vertauscht. So oft er aber die Krone tragen muß, bereitet er sich, wie man für wahr versichert, stets durch Fasten vor.“¹⁾

Im Jahre 958 war Ottos Haupt keineswegs mit „ergrauenden Haaren bedeckt“, vielmehr wallte ihm deutsches Goldhaar in reicher Fülle über die breiten Schultern herab; denn er stand damals im kräftigsten

1) Widukind, II, 36.

Mannesalter von einundvierzig Jahren. Von gewaltiger Kraft strotzte seine Riesengestalt, und der Blick seiner leuchtenden Augen verriet ebenso geistige Tätigkeit, wie kühne Entschlossenheit. Seine Haltung war gemessen und getragen von dem Bewußtsein höchster Würde.

Gegenwärtig liegt düsteres Gewölk über seiner Stirne, sowie eine Mischung von Schmerz und drohendem Ernst in seinen Zügen; denn er bespricht mit seinem Pfalzgrafen Adelaar die gefährliche Verirrung seiner Söhne Rudolf und Konrad.

„Ich habe den Erzbischof Friedrich von Mainz im Verdacht, daß auch er dieser neuesten Verschwörung angehört,“ klang des Königs tiefe Stimme durch das Gemach. „Er ist abwesend und verschwand, als er mein Herannahen erfuhr. Wohl im Einklang mit Friedrichs Gesinnung, verschloß mir seine Stadt Mainz die Tore.“

„An offene Empörung des Erzbischofs glaube ich nicht,“ versetzte der Pfalzgraf, ein klugblickender Herr in vorgerückten Jahren. „Allerdings war er in frühere Händel verwickelt, doch niemals erhob er wider den König den Schild. Friedrich ist ein alter, furchtsamer Mann, der es mit keinem verderben möchte, am wenigsten mit Konrad, dem gestrengen Herrn im Rheingau.“

„Wer nicht für mich ist, der ist wider mich,“ sprach kurz der Monarch.

„Solche Entschiedenheit liegt nicht im Charakter

des Erzbischofs," entgegnete Adelarb. „Dagegen versteht er sich auf das Vermitteln und Friedestiften."

„Vielleicht auch auf das Schüren und Fehdestiften," ergänzte Otto.

„Zweifellos verführten arge Leute den Schwabenherzog Rudolf, — dem Erzbischof verbieten Gefinnung und Würde, auf Seite der Hezer zu stehen," versicherte Adelarb. „Es ist eben wieder die alte Geschichte."

„Wie meinst Du?" forschte Otto, als der Pfalzgraf schwieg.

„Im Widerspruch der Zeitströmung zur Herrscherweise meines Gebieters liegt der wahre Grund zu allen früheren Empörungen, — auch zur gegenwärtigen," antwortete Adelarb. „Wiederholt hat mein König in großen Versammlungen ausgesprochen, daß er die Regierungsweise des Kaisers Karl bewundere, und dort anknüpfen wolle, wo Karl der Große in der Reichsverwaltung stehen geblieben, das heißt, durch den Tod seinem Walten entrissen wurde. Zwischen uns und Eurem ruhmgekrönten Vorgänger auf dem Throne liegt aber eine lange, wirrnisvolle Zeit. Was Karl mit viel Staatsweisheit und tapferer Beharrlichkeit aufgebaut, das rissen hundertjährige Kriegsstürme nieder. Karls Nachfolger waren unfähige und teilweise schwachsinrige Männer, die in blutigen Familienfehden ihre Kräfte aufrieben, jegliche Ordnung im Reiche verkommen und zerfallen ließen. Daher Rückgang auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens,

Niedergang in Schulen und Bildungsanstalten, in Handel, Gewerben und Ackerbau, — namentlich eine folgenschwere Verschiebung fürstlicher Stellung zum König. Die Grafen und Herzoge hatten die inneren Kriege der Karolinger benützt, um sich von der Krone unabhängig zu machen. Kurz, — zwischen den blühenden und geordneten Zuständen im Staatsleben Karls und unserer Zeit liegt eine tiefe Kluft. Nun will mein Gebieter mit starker Hand angehäuften Übelstände hinwegräumen. Ordnung wollt Ihr schaffen im Reiche und Gehorsam vor den Gesetzen. Gar manches gelang in siebenzehnjähriger Anstrengung. Ihr habt den Trotz unbotmäßiger Stammesherzoge gebrochen und selbe zur Anerkennung königlicher Oberhoheit gezwungen. Ihr habt den sehdesüchtigen, raubgierigen Adel scharf gestraft und in die Schranken gesetzlicher Ordnung gewiesen. Ihr habt neue Klöster gestiftet und alte mit zerfallener Disziplin reformiert. Ihr habt die Kirche aufgerufen zum Beistand wider Sittenverwilderung und sie mit Mitteln ausgerüstet, tätig zu sein für Besserung des Volkes und Adels, für Förderung der Schulen, des Ackerbaues und der Gewerbe. Indem so mein Gebieter im Geiste und mit der Kraft des Kaisers Karl regiert, ruft er das ganze Heer unholder Mächte wider sich in den Kampf. Mächte, denen Gesetzlosigkeit und Faustrecht Bedürfnis, zumal sie an ungestrafte Freveltaten gewöhnt waren. Deshalb jetzt die landläufigen Schlagwörter wider den König. Man schmäht ihn Unterdrücker der Freiheit, Vergewaltiger ange-

stammter Fürsten. Man schimpft über Hof-, Weiber- und Pfaffenherrschaft, schlägt an das Schwert und fordert unterdrückte Rechte und Freiheiten zurück. — Das sind die Geister, welche bisher meines Gebieters gerechter und weiser Herrschaft sich widersetzen, die auch den gegenwärtig drohenden Aufruhr anstifteten. Darum jagte ich, die alte Geschichte!"

Otto war aufmerksam dem Vortrage des Pfalzgrafen gefolgt.

„Richtig hast Du mein Walten und Streben dargestellt, und auch die Denkweise meiner Feinde," sprach er. „Doch einen höchst wichtigen Punkt hast Du übersehen. — den Rückfall des Rechtsbewußtseins in die Heidenzeit.¹⁾ Was vormals in der Heidenzeit Recht war, soll wieder Recht sein, vorab das Recht der Selbsthilfe, also das Faustrecht, dessen entscheidende Geltung einzig in der Stärke liegt, sowie das Recht, Fehde zu erheben aus bloßer Kauflust, und das Recht auf Raub und schrankenlose Freiheit. Es soll auch kein Recht geben für die Gesamtheit der Reichsbewölkerung. Jeder Stamm hat sein eigenes Recht. Die Franken, die Schwaben, die Sachsen, die Bayern, die Thüringer, alle haben ihre eigenen, aus der Heidenzeit hergebrachten Sonderrechte. Kaiser Karl ließ zwar jedem Volksstamm sein überkommenes Recht, jedoch nur insoweit es sich in das christliche Staatsgebäude einfügen ließ. Alle widerchristlichen und heidnischen

1) Zöpfl, *Altertümer des deutschen Reiches und Rechts*.

Sakungen unterdrückte er mit eiserner Hand. Das Gleiche will auch ich, sowohl aus religiösen, wie aus politischen Beweggründen. Haben die deutschen Stämme verschiedene, sich oft widersprechende Rechte und Gesetze, wie mögen sie zusammen ein Reich bilden können? Die Einheit des Reiches kann nur bestehen auf dem Boden der Rechtseinheit und Gleichmäßigkeit der Gesetze in wesentlichen Dingen. Söhin muß der Geist des Christentums alle gesetzlichen Bestimmungen durchbringen. Was dem Willen und Gebot des göttlichen Christ widerspricht, darf nicht Recht sein. Die entfesselte und straflose Gesetzlosigkeit nach dem Tode Karls hat das christliche Rechtsbewußtsein erschüttert und allgemach untergraben. So vollzog sich der Rückfall in die Rechtsgewohnheiten der Heidenzeit. Darum sind meine Feinde nicht bloß Empörer wider den König, sondern auch Widersacher Gottes und seiner Heilsbotschaft. Den Anschlägen und Hekereien dieser Verbündeten der Finsternis fielen meine Söhne Rudolf und Konrad zum Opfer; denn alle nichtigen Anklagen und Vorwürfe der Verschwörer sind nur Deckmäntel ihrer abgründigen Bosheit. Bei meiner Krönung und Salbung in Aachen gelobte ich, alle Widersacher Christi, die Heiden und schlechten Christen niederzuwerfen, — das will ich. Kein schwachsinniger Merovinger oder kindischer Karolinger ist Heinrichs Sohn, — kein Schattenkönig!" schloß er mit eiserner Entschiedenheit.

Der Eintritt eines Dieners unterbrach ein Gespräch, das Ottos Denkweise und hohe Ziele beleuchtete.

„Ein Bote des Abtes Lambert vom Disibodenberg bittet in höchst wichtiger und dringender Sache um Gehör.“

Der König nickte Gewährung. Der Diener verschwand.

„Der Abt ist mir bekannt, ein ehrwürdiger, frommer Priester,“ sagte Otto. „Zweimal bat er mich, die Räuber des Klostersgutes vor meinen Richterstuhl zu laden und sie zu zwingen, dem Kloster zurückzugeben, was ihm widerrechtlich entrisen wurde. Kriegszüge und andere Hindernisse gestatteten bisher nicht, der Abtei Recht zu schaffen. Können wir den gegenwärtigen Verhältnissen die notwendige Frist abringen, dann soll dem Kloster des heiligen Disibod endlich Recht werden; denn dies allein kann der Zweck der Botschaft des Abtes sein.“

Der Pfalzgraf schrieb einige Worte auf das vor ihm auf dem Tische liegende Pergamentblatt.

Schwere Tritte dröhnten auf den Steinplatten des Ganges. Die Türe öffnete sich und herein trat in voller Rüstung der Wehring. Der König hatte in dem Boten des Abtes einen Mönch erwartet, — jetzt trat ein Gewappneter vor ihn, dessen reckenhafte Gestalt ihn überraschte.

Lothar näherte sich dem Monarchen und übergab ihm knieend Lamberts Schreiben. Otto hielt den Brief in der Hand und betrachtete wohlgefällig den vor ihm stehenden Helden.

„Wer bist Du?“

„Der Wehring Bothar aus dem Bliessgau.“

„Demnach kein Vasall der Abtei im Rahegau.“

„Nein, Herr König! Mein Geschlecht besitzt keine Lehen, es wohnt auf seinem Erbgut und ist keines Herrn Vasall.“

„Also unabhängig und frei, wie der König.“ versetzte lächelnd der Fürst.

„Jedoch mit dem Unterschied,“ erwiderte Bothar, „daß wir dem Haupte des Reiches Treue schulden und zum Dienste des Reiches pflichtig sind.“

Die Geradheit und kühne Art des Reden gefiel sichtlich dem Monarchen. Guldvoll ruhte sein Blick auf ihm, bis er sich in die nächste Fensternische zurückzog. Er löste das Siegel und las den Brief.

Der Pfalzgraf beobachtete den Lesenden und gewahrte in dessen Mienenspiel Zeichen der Überraschung.

„Ist der Erzbischof von Mainz während Deiner Anwesenheit auf dem Disibodenberg eingetroffen?“ fragte herantretend der König.

„Nein! Am Tage meiner Abreise sollte er kommen.“

„Wann war dies?“

„Vor drei Tagen.“

„Der Abt rühmt Deine Rechtschaffenheit und meldet, Du habest mir wichtige Dinge mitzuteilen. Welche Botschaft bringst Du?“

„Traurige Botschaft!“ antwortete Bothar und begann, seine Erlebnisse auf dem Disibodenberg, in Rothenburg und Bingen umständlich zu erzählen.

Während des langen Berichtes lauschte Otto auf-

merksam, ohne den Erzähler zu unterbrechen. Dagegen wechselte er mit dem Pfalzgrafen bedeutame Blicke, namentlich bei Wiederholung der Tischreden in Rothenburg und der Äußerungen Konrads.

Nachdem Bothar geschlossen, saß der Monarch in schweigendem Sinnen. Mehr und mehr verbreitete sich über sein Angesicht dräuende Strenge.

„Hältst Du jene Elenden für fähig, den König zu ermorden?“ forschte er aufblickend.

„Ja! Leute, weniger Christen, als Heiden, dazu voll Grimm und Mut, sind jeglichen Frevels fähig. Sehet Euch wohl vor, Herr König! Ihr seid hier ohne Waffengeleite, wehrlos in der Gewalt ruchloser Feinde, — wahret Euer Leben!“

Die ängstliche Besorgnis in Worten und Mienenspiel kleideten den eisernen Hünen komisch und erregten Ottos heitere Laune.

„Deine bangvolle Treue behagt mir, — zu fürchten brauchen wir uns aber nicht. Streiten wir beide in voller Rüstung unter dem Burgtor, im Rücken gedeckt durch hohe Mauern, dann mögen wir ein ganzes Heer meineidiger Leute siegreich im Kampfe bestehen. Bist Du nicht gleichen Bedünkens?“

„Gewiß, mein Gebieter! Mir wäre es große Wonne und Ehre, an der Seite meines Königs wider ungezählte Feinde kämpfen zu dürfen,“ erwiderte Bothar, wobei seine von Kampflust sprühenden Augen die Aufrichtigkeit seiner Versicherung bewiesen.

„Indessen, — da es ungebührlich wäre für den

Vater, die eigenen Söhne im Schwertstreite zu erschlagen," fuhr Otto schmerzlich bewegt fort, „so wollen wir eine andere Bahn beschreiten. Ich vertraue Deiner Klugheit und Treue. Wärest Du erbötig, dem Erzbischof Friedrich nach dem Disibodenberg meine schriftliche Botschaft zu tragen?" ¹⁾

„Ja, Herr König! Weil jedoch die Verschwörer in Scharen durch das Nahetal fahren, so wäre der weitere Weg durch das Hügelland auf der rechten Naheseite rätlich.“

„Klug gedacht!“ bestätigte Otto. „Du sollst einen kundigen Wegweiser haben. Morgen reitest Du mit Tagesanbruch. Inzwischen bist Du mein Gast. Entwappne Dich und rastet.“

Nach damaliger Sitte bog Rothar vor dem Monarchen das Knie und verließ im Geleite des Pfalzgrafen das Zimmer.

1) „Nun aber hörte der König, als er die Lande und Burgen der Franken besuchte, daß ihm von seinem Sohn und Sidam Nachstellungen bereitet würden; deshalb befahl er dem Erzbischof, welcher nach gewohnter Weise vor dem Osterfeste ein strengeres Leben mit Einsiedlern und Eremiten führte, zurückzukommen, und dieser empfing den König zu Mainz und bewirtete ihn dort einige Zeit.“ Widukind, III, 13.

VI.

Wie Lothar um Jutta wirbt.

Erzbischof Friedrich von Mainz, fürstlichem Geschlecht entsprossen, wird von den Gegnern des sächsischen Kaiserhauses gerühmt, von den Anhängern desselben der Untreue angeklagt, jedoch nicht verdammt, sogar zugestanden, daß er ein frommsinniger Mann sei.

Friedrichs Stellung in den Kämpfen wider Otto war eine ganz eigentümliche und sehr schwierige. König Heinrich I., Ottos Vater, hatte dem Mainzer Bistum Güter entzogen und Otto dieselben nicht zurückgegeben. Die entzogenen Güter waren in Mainz nicht vergessen. Die Erinnerung an erlittene Gewaltthat konnte Mainz für die Biudolfinger nicht freundlich stimmen. Mit dem fränkischen Fürstengeschlecht, aus dem König Konrad I. hervorgegangen war, stand Mainz in enger Beziehung. Der Frankenherzog Eberhard, des Königs Konrads Bruder, war im Kampfe mit Otto untergegangen, und auch dieser Umstand konnte sympathische Gefühle seiner Freunde für die Sachsen nicht erwecken. Außerdem war Erzbischof Friedrich persönlich sehr schmerzlich berührt worden

durch das Unglück seines Bruders, des Herzogs Gisbert von Lothringen, der im Kriege mit Otto das Leben verlor. Otto selbst erkannte, daß weder die Verhältnisse des erzbischöflichen Stuhles, noch die Gefühle in der menschlichen Brust Friedrich erlaubten, sein ergebenster Freund zu sein. Trotzdem ließ sich der Erzbischof niemals zur Schilderhebung gegen den König fortreißen, niemals standen die Mannen des Erzstuhles in den Schlachtreihen der Feinde Ottos. Ein Chronist jener Zeit sagt zwar, man beschuldige Friedrich, er habe nicht gehandelt, sobald irgend ein Feind wider den König sich erhob,¹⁾ — allein die Kampfesweise des Erzbischofs beschränkte sich immer nur auf gesetzlich erlaubte Vorstellungen, Klagen und Leidenden Widerstand.

Ein Anhänger des sächsischen Kaiserhauses, Runtger von Köln, charakterisiert Friedrich also: „Über den Erzbischof war das Urtheil der Fürsten und des Volkes geteilt. Einige erhoben seine Unschuld bis in den Himmel, rühmten seine Tugenden und erklärten, daß alle Unruhen, die an verschiedenen Orten und besonders in dieser Gegend ausgebrochen, ihm vor allem verhaßt wären; er verwünsche die Parteiungen und habe sich deshalb vom Schauplatz ihrer Kämpfe entfernt. Dies ungefähr war das Urtheil derer, welche in jene scheußliche Empörung verwickelt waren und sich rühmten, auf seinen Beistand und Rath in allen Dingen volles

1) Contin. Reg. an. 954.

Vertrauen zu haben, und damit ihre Sache verteidigten, daß sie behaupteten, dieselbe könne nicht schlecht sein, da ein solcher Mann ihr anhinge. Andere hingegen und beinahe alle, welche die göttliche Gnade dazu anleitete, die von Gott geordnete Obrigkeit zu ehren, folgten mit aller Ergebenheit dem Kaiser, dem Verteidiger des Eigentums, dem Rächer der Verbrechen, dem Spender der Ehren. Auch jene, denen zu Haus ihr Eigentum, ihre Frauen und Kinder am Herzen lagen, oder welche dem Frieden aufrichtig ergeben waren, urteilten ganz anders über den Wert dieses Mannes. Wir überlassen dies der Entscheidung Gottes.“¹⁾

Selbst Ruotger wagte es nicht, den Erzbischof zu verurteilen, eine unentschiedene Sache Gottes Allwissenheit anheimgebend.

Als Lothar im Kloster Disibodenberg eintraf, empfing ihn der Erzbischof, ein Greis von ehrwürdigem Aussehen, in ärmlich ausgestatteter Zelle. Der Geist der Andacht und Beschaulichkeit lag noch auf seinen Zügen; denn gerade hatte er dem Abt Lambert seine Sünden reumütig gebeichtet, und die Wirkungen des Empfanges des heiligen Bußsakramentes äußerten sich in dem milden Seelenfrieden seines Angesichtes. Kaum hatte er nun Ottos Brief gelesen, als Besorgnis und Ängstlichkeit die Ruhe seines Gemütes verscheuchten.

„Unglücklich handelte die Bürgerschaft von Mainz, dem König die Stadttore zu verschließen,“ wandte er

1) Ruotger, vita Brunonis, c. 16.

sich an Bothar. „Ich beklage dieses Verfahren um so mehr, weil es meine schuldige Treue zum Oberhaupte des Reiches verdächtigen könnte. Der Monarch befiehlt mir, augenblicklich nach Mainz zurückzukehren und ihn dort zu empfangen. Ich werde dem Gebote gehorchen, kann es aber nicht vor Ablauf von vier Tagen, weil die geistlichen Übungen nicht unterbrochen werden dürfen. Das Seelenheil steht weit höher, als politische Rücksichten. — Wie der Brief meldet, bist Du der Wehring Bothar, des Königs Getreuer und wohl geneigt, nach flüchtiger Rast mit meiner schriftlichen Botschaft nach Ingelheim zurückzukehren.“

„Ich bedauere, heiliger Vater, Euren Wunsch nicht erfüllen zu können! Nach des Königs Befehl muß ich Euer Gnaden gegen Mainz geleiten.“

„Gut!“ erwiderte Friedrich nach einiger Überlegung. „Ich werde aus meiner Gefolgschaft sofort einen Eilboten nach Mainz schicken, mit der Weisung an die Bürgerschaft, dem König die Stadt zu öffnen. Einen zweiten Kenner sende ich nach der Kaiserpfalz, dem Monarchen die Öffnung der Stadt und meine nahe Ankunft zu melden. — Nun, mein Sohn, gehe in Frieden! Benütze die Rastzeit an diesem gebenedeiten Gnadenorte, zur Förderung Deines Seelenheiles.“

Bothar empfing den Segen und verließ die Zelle mit Gefühlen der Hochachtung für den greisen Erzbischof.

Friedrich kniete nieder, faltete die Hände und verharrte geraume Zeit in Gebet und Betrachtung, dann

erhob er sich und begann, den Brief an Otto zu schreiben.

Bothar hatte den Abt begrüßt, ihm alle Vorgänge mitgeteilt, hierauf in der Herberge seine Rüstung abgelegt und seinen Hunger an dürftiger Klosterkost gestillt. Dem Zuge seines Herzens folgend, verließ er die Herberge.

In den Vorwerken des Klosters herrschte einiges Leben. Die ritterlichen Vasallen des Kirchenfürsten, welche dessen Geleite bildeten, gingen oder standen umher, in lebhafter Unterhaltung begriffen, oder die anziehende Aussicht genießend. Vorübergehend, grüßte Wehring die Herren, ohne sich jedoch in Gespräche mit ihnen einzulassen, und deren sichtliche Neugierde über den Zweck seiner Ankunft zu befriedigen. In dem Hofraum vor den Scheunen verdiente ein Wagen Bothars besondere Aufmerksamkeit. Das Gefährt war mit einem Leinwanddach überdeckt und hatte Lebensmittel für das erzbischöfliche Gefolge hieher gebracht. Bothar besichtigte den Wagen genau, mochte ihn für seine Absichten passend finden, und schritt talwärts gegen Staudernheim.

In derselben Stunde saß Tutta geschäftig am Webstuhl, indes ihre Mutter emsig die Spindel drehte. Seit einigen Tagen bildete Robbo's beabsichtigte Gewaltthat und die Rettung durch Bothar den einzigen Gegenstand ihrer Unterhaltung. Auch der Zukunft gedachten sie und der Wahrscheinlichkeit, daß Robbo seinen verruchten Anschlag bei günstiger Zeit dennoch

ausführen werde. Sobald auf diesen Punkt das Gespräch kam, rang Hedwig die Hände und Tränen brachen aus ihren Augen hervor. War jedoch von Lothar die Rede, wie eben jetzt, so konnte sie nicht genug Worte des Rühmens und der Bewunderung finden.

„Bedenke doch, mein Kind, welcher Edelsinn dazu gehört, für eine fremde Maid das Leben einzusetzen! Ja, es war ein Kampf auf Leben und Tod, und Marahwart ein furchtbarer Gegner! Alle Feinde bezwang er und rühmte sich, daß keiner im Streite ihn bestehen könne. Dennoch zögerte Lothar keinen Augenblick, für Dich mit dem schrecklichen, grimmvollen Mann zu kämpfen.“

„Lothar kannte wohl nicht die Gefährlichkeit seines Gegners, der ihm ja völlig fremd war,“ erwiderte Tutta.

„Gewiß kannte er sie! So gut wir Frauen die Eigenschaften aller Dinge beurteilen können, die zum Haushalt gehören, ebenso gut verstehen es die Kämpen, die Streitbarkeit ihrer Gegner zu schätzen. Deshalb entging auch nicht dem edlen Jüngling die gewaltige Stärke und Tapferkeit Marahwarts.“

„Ich bin kein Ritter und sah doch auf den ersten Blick, daß der gewandte, schnelle, von Jugendkraft strotzende Lothar dem schwerfälligen, plumpen Marahwart in der Waffenkunst überlegen sei. Überhaupt schaute ich niemals eine stattlichere, siegverheißende Heldengestalt, als jene Lothars.“

„Vergiß nicht seine Bescheidenheit und menschenfreundliche Güte,“ ergänzte Frau Hedwig. „Wie hat er uns in der Herberge getröstet und Mut einge=prochen, bevor der ehrwürdige Abt kam! Keine Spur von Aufgeblasenheit und Stolz ist an ihm. Und dieselben Augen, welche im Kampfe Flammen sprühen und Schrecken einflößen, — wie milde und wohlwollend leuchteten sie im Verkehr mit uns armen, verlassenen Frauen. Kein Wunder, wenn Herzog Konrad so viel auf ihn hält. Bruder Gottschalk sagte mir, Tagino habe ihm vertraut, sein Ritter sei des Herzogs Busenfreund, und gelte mehr am Fürstenhof, als jeder andere, ob seines ritterlichen Sinnes und seiner Heldentaten. Jetzt ist der edle Degen um eine Heldentat reicher, da er im Schwertkampf den Drachen Marahwart bezwang, und eine hilflose Waise aus der Gewalt des Mächtigen befreite.“

Hedwig schloß ihren Lobgesang mit schwerem Seufzen, welches den Übergang ihres Denkens auf schreckenerregende Aussichten andeutete. Jutta kannte aus Erfahrung diese inneren Vorgänge und beeilte sich, ihre Mutter zu trösten.

„Ängstige Dich nicht, liebe Mutter! Du weißt ja, was der ehrwürdige Vater Abt gesagt hat. In Gegenwart des Erzbischofs von Mainz, wagt Robbo nicht, uns zu belästigen.“

„Wenn aber in einigen Tagen der Erzbischof von hinnen gefahren, — was dann?“

„Hat nicht Herr Lambert gesagt, dem Grafen

würden kommende Ereignisse verbieten, seinen mißlungenen Raub auszuführen? Nun also!"

Frau Hedwig erwiderte nichts, wahrscheinlich in der Absicht, ihre Besorgniß nicht auf Jutta zu übertragen. Allein die Tränen, welche über ihre Wangen herabrollten, verrieten die Größe ihrer Angst und ihres Kummerß.

Tiefe Stille herrschte im Zimmer, kaum unterbrochen durch das regelmäßige Geräusch von Juttas kleinem Webstuhl.

Da klangen dumpfe Tritte vor dem Hause. Die Frauen erschraßen, stellten die Arbeit ein und lauschten. Die schweren Tritte kamen näher. Sie dröhnten im Hausflur, begleitet von leisem Klirren der Sporne und der Ketten des Wehrgehängß.

„Gott steh uns bei, — der Graf!" hauchte bestürzt die Mutter.

Juttas Angesicht wurde lilienweiß, und ihre Hand legte sich über die heftig pochende Brust.

Die Thür öffnete sich. Unter dem Eingang erschien Bothars männlich schöne Gestalt. Freundlich grüßend betrat er das Zimmer, nicht wenig betroffen über das Entsetzen Juttas und ihrer Mutter, die gleich erstarrten Bildsäulen vor ihm saßen. Die Merkmale des Schreckens waren jedoch nur augenblickliche und wechselten mit der freudigsten Überraschung.

„Ach, unser edler Retter!" rief Frau Hedwig. „Welche unerwartete Freude! Seid uns herzlich willkommen, Herr Bothar! Denkt Euch, wir meinten, es

käme wieder Graf Robbo, — graufiger Schrecken überfiel uns. Und jetzt diese Glückseligkeit und Ehre, Euch empfangen zu dürfen. Seid uns tausendmal willkommen in unserem Heim! Erlaubt mir, Euch sagen zu dürfen, daß ein größeres Glück uns gar nicht widerfahren könnte."

Sie hätte noch weiter im Überschwang ihrer Gefühle sich ergossen, wäre sie nicht durch Jutta unterbrochen worden.

"Herr Lothar, ich grüße Euch! Es freut mich sehr, Euch hier zu sehen," sprach sie, nach damaliger Sitte dem jungen Mann die Hand reichend.

Mehr als diese einfachen Worte, verkündeten das Erglühen ihrer Wangen und das Leuchten ihrer Augen die Empfindungen der Maid. Lothar entging dies nicht; hohes Glück über seine Wahrnehmung glänzte auf seinem Angesicht.

"Als ich vor kurzer Frist von hinnen ritt, ahnte ich nicht, so schnell wieder hieher zu kommen," erklärte er. "In der Kaiserpfalz zu Ingelheim übergab mir Herr Otto eine Botschaft an den ehrwürdigen Erzbischof Friedrich. Diese habe ich ausgerichtet, und wollte zugleich Eurem Befinden nachfragen."

"Im Vertrauen des Königs zu stehen, ist große Ehre," entgegnete Jutta, während ihre Mutter durch Handbewegungen und Mienenspiel ihr Staunen und ihre Hochachtung für den Königsboten ausdrückte. "Nicht minder groß ist unsere Ehre, wenn Ihr bei dieser Gelegenheit Euch herablaßt, uns zu besuchen."

Sie sprach diese Worte mit aufrichtiger Freude und Herzlichkeit, indes Bothars Blick bewundernd auf der in Anmut und Schönheit blühenden Jungfrau ruhte. Im Banne dieser Macht, fand er augenblicklich keine Worte der Entgegnung, und seine Unbeholfenheit im gesellschaftlichen Verkehr keinen schicklichen Ausweg. Seiner Befangenheit bewußt, übergoß hohe Röthe sein Angesicht, und es war komisch, den kühnen Degen und Helden in der Schlacht, der Maid gegenüber hilflos zu sehen. Auf Jutta wirkte seine Bekommenheit ansteckend. Auch sie verlor die ruhige Haltung, senkte den Blick und stand verlegen. Beiden erwünscht, unterbrach Frau Hedwig die Pause seelischer Verwirrung.

„Herr Bothar, ich bitte, laßt Euch hier nieder und seid unser vielwerter Gast!“ sprach sie, einen Stuhl an den Tisch rückend. „Jutta, trage das Beste in Küche und Keller auf.“

„Ich danke für die zgedachte Bewirtung, die ich, gerade vom Mahle aufgestanden, ablehnen muß. Dagegen,“ fuhr er fort, auf dem angebotenen Stuhl sich niederlassend, „bitte ich um Gehör in einer Sache, welche der edlen Jungfrau Sicherheit und meine Herzensangelegenheit betrifft.“

Der tiefe Ernst, in dem er die letzten Worte sprach, weckte sofort Hedwigs mütterliche Besorgnis.

„Juttas Sicherheit?“ wiederholte sie ängstlich forschend. „Wie Bruder Gottschalk erzählte, seid Ihr

nach Rothenburg gefahren, — droht uns von dort abermals Gefahr?"

„Ich war des Grafen Gast und lernte in ihm einen Bösewicht kennen, der jeglicher Untat fähig ist,“ antwortete Lothar. „In vier Tagen kehrt Herr Friedrich nach Mainz zurück, sodann wird Robbo wiederholen, was ihm jüngst mißlang.“

„Heiliger Gott, — was steht uns bevor!“ jammerte Hedwig. „Welches Unglück! Mein Kind, — mein einziger Trost in der Gewalt jenes Unmenschen! Und wir sind hilflos und verlassen, — ohne Schild und Abwehr des Schrecklichsten!“ und reichlich flossen ihre Tränen.

Während ihre Mutter von Schrecken ergriffen wurde, saß Tutta unbeweglich und blickte vertrauensvoll auf ihren Retter.

„Seid ohne Furcht und Kummerniß, vielwerte Frau!“ beruhigte er. „Graf Robbo wird niemals sein Bubenstück ausführen; dasselbe zu verhindern, bin ich hier, — das heißt, wenn Ihr meinen ausgedachten Rettungsplan billigt.“

„Alles billigen wir,“ versicherte Hedwig. „Was Ihr ausgedacht, kann nur edel, gut und recht sein.“

„Der ehrwürdige Abt sagte, Tutta sei im Frauenkloster zu Mainz erzogen und gebildet worden.“

„Ja, das ist sie!“ bestätigte Hedwig. „Mit fünf Jahren kam sie in das Kloster und blieb zehn Jahre dort, nämlich bis zum Tode meines trauten Gemahls

und meiner Söhne, die vor drei Jahren von dem grausamen Robbo erschlagen wurden."

"Gefiel Euch der Aufenthalt im Kloster?" wandte er sich an Jutta.

"Sehr! Mit inniger Freude gedenke ich der verlebten glücklichen Jahre in einer Gemeinschaft, darin gute, reine Seelen gleich liebenden Geschwistern zusammenleben. Zuweilen überkommt es mich wie Heimweh nach jener glücklichen, wonnevollen Zeit.¹⁾

"Das zu hören ergötzt mich," erwiderte er. "Das Frauenkloster in Mainz soll nach meiner Absicht das Rettungshaus für Euch und Eure Mutter sein."

"Frohen Mutes wollten wir Euren Rettungsplan begrüßen, wäre dessen Ausführung möglich," erklärte Jutta. "Graf Robbo beraubte uns fast aller Besitzungen und Einkünfte. Wir können die Mittel zu langem Aufenthalte im Kloster nicht erschwingen."

"Diesen Punkt überlaßt der Huld des frommen, mildreichen Erzbischofs, insofern Ihr gestattet, diese Angelegenheit ihm vorzutragen."

Jutta blickte forschend auf ihre Mutter, welche nicht das Zartgefühl ihrer Tochter besaß und den Sinn von Bothars gestellter Bedingung gar nicht verstand.

"Welche Güte, edler Herr!" rief sie aus. "Gott lohne Euch diese Barmherzigkeit an uns dürftigen und schwer bedrängten Frauen."

Der hochgefeierte Rämpe, von dem man annehmen

1) Agius, vita Hathumodae, c. 3.

konnte, daß sein ganzes Sinnen und Trachten auf kühne Abenteuer und Heldentaten gerichtet sei, hielt es jetzt für zweckmäßig, sein Verstandnis für häusliche und wirtschaftliche Angelegenheiten zu zeigen. Hierdurch stieg er noch höher in Hedwigs Gunst, die eine vorzügliche Hausfrau und der Meinung war, das irdische Himmelreich des Weibes könne nur im geordneten Haushalt und in der Freude daran bestehen.

„Zur Reise nach Mainz benützt ihr den gedeckten Proviantwagen des Erzbischofs, darin ihr auch Kisten und Körbe mit fahrender Habe bergen könnt,“ fuhr er mit hausväterlicher Miene fort. „Wie ich wahrgenommen, sind die Felder um den Hof gut bearbeitet und bestellt, — ein vortreffliches Zeugnis für eure Eigenleute, deren Treue ihr für geraume Zeit Haus und Land überlassen könnt. Im Vorbeigehen warf ich durch die offene Thüre einen Blick in den Stall, sah blankgeputzte Rühe und Rinder wiederkäuend in frisch aufgeschichteter Streu liegen, und im Hofraum alle Gerätschaften für den Ackerbau in bester Ordnung aufgestellt. Diese und andere Merkmale überzeugten mich von der Tüchtigkeit eurer Eigenleute, denen ihr ohne Besorgnis das Hauswesen anvertrauen könnt.“

Jutta lächelte. Frau Hedwig betrachtete mit Entzücken den jungen Mann.

„Ei, Herr Lothar, ich muß staunen über Euer Verstandnis für die Hauswirtschaft!“

„Mein kundiger Blick für solche Dinge ist natürlich,“ entgegnete er, in der sich bald enthüllenden Ab-

sicht, seine Persönlichkeit zu empfehlen und die Wege für seine „Herzensangelegenheit“ zu ebnen. „Was man von Jugend auf beständig vor Augen hat und gelehrt wird, prägt tief sich ein, bildet gleichsam einen Teil von unserer Persönlichkeit. Mein Vater ist Landwirt. Mit Umsicht und großer Vorliebe für den Ackerbau verwaltet er unsere Besitzungen. Nach seiner Ansicht ehrt die Arbeit den Menschen ebenso, wie Trägheit ihn verunglimpft. Drängen die Feldarbeiten und können unsere hörigen Leute dieselben nicht bewältigen, dann greift mein Vater selbst zu, bindet und verladet Fruchtgarben, oder geht hinter dem Pfluge. In diesem Geiste wurde ich erzogen. Kam ich in den Ferien aus der Klosterschule Gemünd nach Hause, so war ich mit Lust auf den Feldern tätig. Solches Tun, in Verbindung mit Jagd und ritterlichen Waffenspielen, reiften und stählten die Kraft meiner Glieder. Als ich mit neunzehn Jahren zum ersten Male mit Herzog Konrad in den Krieg zog, ertrug ich ohne Beschwerden solche Anstrengungen, die manche vom Adel erschlafften, weil sie in Verweichlichung erzogen wurden. — Nun werdet Ihr, gnädige Frau, mein Verständnis von der Landwirtschaft natürlich finden.“

Juttas weiblichem Scharfsinn entging nicht, daß ganz andere Beweggründe den jungen Mann zu dieser etwas ausführlichen Erklärung bestimmt hatten, als der Vorwand, die Berechtigung seines Urtheils in der Landwirtschaft zu zeigen. Er wollte augenscheinlich seine Vergangenheit und Erziehung, die Stellung seiner

Familie und den in derselben herrschenden Geist darlegen. Zu welchem Zweck er dieses tat, ahnte sie nicht, sollte es aber sogleich erfahren und die schlichte, redliche Denkweise Bothars kennen lernen.

„Euer Vater ist von gleicher Sinnesart, wie mein seliger Gatte,“ sagte Hedwig. „Auch mein Alfred war kein fehdesüchtiger Kaufdegen, kein habgieriger Räuber, wie dormalen gar viele vom Adel. Auch er wirtschaftete mit Umsicht, war den Eigenleuten ein milder Herr, und sah den Pflug lieber, als das Schwert. Und wie mein Alfred, so waren meine Söhne. Vielleicht wäre es doch klüger gewesen, wenn sie im Waffengewerk sich und ihre Knechte geübt hätten, um den schrecklichen Robbo zu bezwingen. Doch, wie gesagt, mein Gatte wollte keine Waffenknechte, — tüchtige Ackerknechte waren seine Freude. — Um wieder auf unseren Gegenstand zu kommen, gestehe ich offen, daß Eure edle Absicht, uns in den Schutz des Frauenklosters zu bringen, unsere Erlösung aus jammervoller Lage und entsetzlicher Gefahr bedeutet. Dagegen weiß ich nicht, wie alles schließlich werden soll. Wir können doch nicht auf Lebenszeit im Kloster bleiben?“

„Nur für einige Zeit, — bis zum Ausgang des bevorstehenden Krieges,“ erklärte er.

„Und dann, Herr Bothar? Nehren wir aus Mainz zurück, so besteht für uns die gleiche Gefahr,“ wandte Hedwig ein.

„Dies zu verhüten, ist mein eifrigstes Bestreben und meine innigste Herzensangelegenheit,“ antwortete

er befangen. „Meines Herzens Angelegenheit, welches den Besitz eines kostbaren Kleinods ersehnt, muß allerdings anmaßend erscheinen von Seite eines Mannes, der Euch bisher völlig fremd war. Ich habe Euch vorhin den Familiengeist der Wehring geschildert, und dieser ist keineswegs ein unruhiger, fehdesüchtiger, nach Raub und Schwertbeute gieriger, sondern ein friedfertiger, die Arbeit ehrender, die Landwirtschaft liebender. Wenn ich seit sechs Jahren nur mit kurzen Unterbrechungen nicht aus der Rüstung kam, so geschah dies, weil ich pflichtig war, dem Reiche und der guten Sache zu dienen. Blutige Fehden sind nicht nach meinem Sinn, vielmehr schwere Plagen für Land und Leute. In christlicher Denkart und Handlungsweise, in trauter Häuslichkeit und Arbeitsamkeit finde ich das Lebensglück des Menschen. Darum glaube ich, gnädige Frau, daß Ihr Euer kostbarstes Gut mir wohl anvertrauen könnt.“

Frau Hedwig vernahm mit Verwunderung Worte, die sie falsch deutete, und die mit gesenkten Blicken und brennenden Wangen vorgetragen wurden. Jutta hingegen begriff, wohin der Fährmann steuerte; denn ein glückliches und schelmisches Lächeln begleitete Rothars Rede.

„Ach, edler Herr, was Ihr gesagt habt, grämt mich fast!“ erwiderte Hedwig. „Niemals zweifelte ich an Eurer Frommheit und Ritterlichkeit. Niemals hielt ich Euch für einen fehdesüchtigen Degen oder Straßenräuber, weshalb Eure Verteidigung überflüssig

war. Haltet mich doch nicht für so töricht, einen Mann zu beargwohnen und böses von ihm zu denken, welchen der ehrwürdige Vater Abt mit gar vielen Worten rühmte. Haltet mich auch nicht für undankbar gegen einen kühnen Recken, der unser Helfer und Retter ist aus schwerer Not. Gern vertraue ich Euch mein kostbarstes Gut an, — nur sagt mir, welche Sache in meinem Besiz Ihr als kostbares Gut betrachtet."

"Euer kostbarstes Gut und mein ersehntes Kleinod ist Eure Tochter Jutta," antwortete er beklommen.

Hedwigs freudige Überraschung war maßlos und beraubte sie vorübergehend der Sprache, so daß sie anfänglich nur durch Gestikulationen und Tränen das Übermaß ihrer Empfindungen äußern konnte.

"Erwiedert Ihr meine treue Minne, adeligste Maid," wandte er sich zaghaft an Jutta, „seid Ihr von Herzen mir zugetan und haltet mich der Gegenliebe würdig, dann werbe ich in Büchten um Eure Hand zum ehelichen Bunde."

"Ach, welche Banne, welches Glück!" schluchzte Hedwig.

"Euer Werben ehrt und beglückt mich," antwortete die minnigliche Maid. „Reiche ich Euch meine Hand zum heiligen Ehebund, so folgt meine Hand dem Ersehnen meines Herzens."

Ihre Worte lösten den Bann, welchen Lothars Wesen in ängstlicher Erwartung und Beklommenheit gefangen hielt. Sein Gesicht leuchtete vor Banne und Glückseligkeit. Er zog seine Braut an sich und küßte sie.

„Dieser Kuß besiegele unseren Treubund!“ sprach er feierlich. „Keine Fremde steht fürderhin unter meiner Hut. Ich habe das Recht und die Pflicht, für das Wohlergehen meiner Braut Sorge zu tragen, und meiner Liebe fiele es leicht, für sie das Leben hinzugeben.“

Auch Frau Hedwig fand jetzt geziemende Worte, zur Anerkennung des hochwichtigen und glücklichen Ereignisses.

„Mein Muttersegen begleite Euren Bund, liebe Kinder! Seid glücklich und einander treu bis in den Tod. Nicht umsonst haben wir täglich Gott um Beistand und Errettung aus des Grafen Gewalt angefleht. Preis und Dank der gütigen Vorsehung, die alles zum Besten fügte!“

Nach eingehender Besprechung über die bevorstehende Abreise, kehrte Lothar nach dem Kloster zurück, dem Erzbischof seine Bitte vorzutragen. Dieses Vorhaben war jedoch mit einiger Schwierigkeit verbunden. Der Prälat lehnte die störende Unterbrechung seiner geistlichen Übungen ab. Erst gegen Abend empfing Lothar den Besuch des Abtes, dem er seine Verlobung, sowie den Inhalt seiner Bitte an den Kirchenfürsten mittheilte.

„Eure Wahl ist eine glückliche, mein Sohn, zugleich auch ein Werk christlicher Barmherzigkeit,“ sprach der Greis. „Jutta ist eine gar züchtige, tugendsame Jungfrau, deren vorzügliche Eigenschaften Treue und Glück im Eheleben verbürgen. Zum anderen habt Ihr Jutta

einer gefährlichen Lage entrissen, weil sie früher oder später die Beute des rohen, gewissenlosen Robbo werden konnte. Gott segne Euch, mein Sohn, und vergelte Eure Barmherzigkeit, die wehrlose Jungfrau den Raubkrallen jenes Ruchlosen entrückt zu haben! — Ich werde die erste Gelegenheit wahrnehmen, unserem Herrn Friedrich Eure Verlobung und Euer Anliegen fürsprechend zu melden.“

Am folgenden Morgen harrete Wehring vergebens und mit steigender Unruhe auf die Erlaubnis, vor dem Kirchenfürsten erscheinen zu dürfen. Erst am Nachmittag kam der Kaplan des Erzbischofs und geleitete ihn nach dessen Zelle.

„Der ehrwürdige Abt erzählte mir von Deinem Aufenthalt in Rothenburg,“ begann der Prälat nach Entfernung des Kaplans. „Waren Robbos Gäste viele?“

„Zehn Edelleute aus dem Nahe- und Wormsgau.“

„Nach Lamberts Bericht sollen höchst bedenkliche Reden gefallen sein.“

„So ist es, heiliger Vater! Nicht Christenleute, sondern Heiden glaubte ich zu hören; denn sie rühmten die Freiheiten und Gerechtigkeiten der Heidenzeit, verachteten christliche Sitten, schalteten Otto einen Zwingherrn, weil er nach der Heilsbotschaft des göttlichen Christ im Reiche schalte und auf die Pfaffheit sich stütze.“

„Schimpfliche Äußerungen unchristlicher Denkweise! Hast Du hievon dem König Mitteilung gemacht?“

„Ja, — ich hielt mich dazu verpflichtet.“

„Wie nahm Herr Otto die Sache auf?“

„Mit ruhiger Strenge. Er sprach kein Borneswort, scherzte sogar über meine Warnung, auf der Hut zu sein.“

„Du kennst die Art des Löwen nicht, mein Sohn! Der Löwe ist großmütig und schrecklich, furchtlos und vorsichtig. — Und Herzog Konrad?“

„Erwartet die Ankunft des Schwabenherzogs Rudolf, im Bunde mit ihm die Fahne der Empörung zu erheben und Rache zu nehmen für erlittenen Schimpf.“

Der greise Erzbischof faltete die Hände und blickte himmelwärts, wobei Unruhe und Trauer sein Gesicht überschatteten.

„Ich kenne die giftigen Sümpfe des Stolzes, der Selbstsucht und Härte, aus denen die Nebel der Argheit emporsteigen und sich zu drohenden Wetterwolken zusammenballen,“ sprach er gedrückt und seufzend. „Muß gerade in meinem Sprengel das Kriegswetter sich entladen, mich friedliebenden Mann in eine Fehde verwickeln, die abschreckender nicht gedacht werden kann! Sohn und Schwiegersohn im Kampfe wider ihren Vater, — wie unnatürlich und harmvoll!“

„Verzeiht meine Kühnheit, heiliger Vater, wenn ich sage, Eurem Einfluß dürfte es wohl gelingen, den Ausbruch des Krieges zu verhindern.“

„Dessen bin ich willens und auch pflichtig, mein Sohn! Ich habe deshalb meinen Aufenthalt in dieser beschaulichen Einsamkeit verkürzt. Übermorgen fahren wir von hinnen. — Dein Anliegen bezüglich der Edel-

frauen hat mir der ehrwürdige Abt vorgetragen. Du handelst rühmlich an diesen mehrlosen Opfern eines frevelsinnigen Gewaltmenschen. Für die mir gebotene Gelegenheit, ein gottgefälliges Werk zu üben, danke ich Dir; denn also schreibt der Apostel Jakobus: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott ist es, der Waisen und Witwen in ihrer Trübsal sich anzunehmen.“ So möge die Witwe und Waise nach Deinem Vorschlage den Proviantwagen benützen und gegen Mainz fahren. Dagegen ist es wegen streng geregelter Disziplin nicht angängig, die Verlassenen im Frauenkloster zu bergen. Ich nehme sie jedoch unter meinen Schutz, und werde ihnen eine gute und sichere Herberge anweisen.“

Bothar dankte für die bewiesene Huld und eilte nach Staudernheim, nicht ahnend, welche leidenvolle Tage er sich bereitete durch Juttas Versetzung nach Mainz.

VII.

In Feindesgewalt.

Die Chronisten lassen es zweifelhaft, ob die Verschworenen beabsichtigten, den König in Ingelheim aufzuheben und in ihre Gewalt zu bringen. Bestand diese Absicht, so verhinderte deren Ausführung der Lauf der Dinge. Konrad der Rote wollte vor Ankunft des Schwabenherzogs nichts Entscheidendes unternehmen. Rudolf kam verspätet nach Bingen, nämlich an demselben Tage, als Otto gegen Mainz aufbrach, nachdem er die Ankunft des Erzbischofs daselbst erfahren hatte.

Die Verschworenen empfangen durch ihre Späher von Ottos Abreise unverzüglich Kunde. Sie hielten Rat und beschloffen, dem König unverweilt nach Mainz zu folgen.

Friedrich war mit einem Ehrengelcit dem Monarchen entgegengezogen, hatte ihn ehrerbietig begrüßt und in seine Pfalz aufgenommen. Die erzbischöfliche Pfalz, ein stattlicher Palast, lag am Rhein, mit hübscher Aussicht auf den stolzen grünen Strom und die gegenüber sich ausbreitende Landschaft. Dem König wurde zum Aufenthalt ein Saal angewiesen, dessen Wände

der kunstliebende und frommsinnige Friedrich mit Darstellungen aus der Bibel hatte bemalen lassen. Die Kunstgebilde waren roh, die Farben grell, die Gestalten technisch sehr unvollkommen. Das Ganze ließ aber doch erraten, was der Künstler zur Anschauung bringen wollte. An diese geräumige, zu Versammlungen geeignete Halle schlossen sich zur Linken kleine Gemächer, zur Rechten zwei Vorzimmer, in denen Ottos Hofgesinde Wache hielt. Zu diesen Getreuen zählte auch Bothar, welchen der Monarch unter seine Gefolgschaft aufgenommen hatte.

Nach vorausgegangener Rast und Labung bat der Erzbischof um Gehör. Otto empfing ihn mit förmlicher Würde, indem er sich schweigend erhob und Friedrichs tiefe Verbeugung durch leichtes Kopfnicken erwiederte. Durch fast gebietende Handbewegung lud er den Prälaten zum Niedersitzen ein, und erwartete, ohne ein Wort zu sprechen, dessen Vortrag. Dieser ernste Empfang, in Verbindung mit Ottos majestätischer Erscheinung und dem strengen Ausdruck seiner blizenden Augen, mußte auf Jeden niederdrückend und verwirrend wirken, der sich schuldbewußt dem Gewaltigen nahte. Friedrich hingegen blieb vollkommen ruhig, ohne Spur von Verlegenheit oder Schuldbewußtsein.

„Ich halte es für angemessen,“ begann er, „vor Eurer Hoheit mich von jedem Verdacht bezüglich meiner Abwesenheit von Mainz zu reinigen. Jedes Jahr pflege ich zur Fastenzeit in der Einsamkeit des Disibodenberges durch ernste Betrachtungen meinen Seelen-

zustand zu prüfen. So geschah es auch jetzt. Die Anwesenheit des Königs im Elsaß war mir bekannt, nicht jedoch dessen Absicht, in den Rheingau zu fahren. Hätte ich hievon Kenntniss gehabt, so würde ich meine religiösen Übungen verschoben haben, um meinen Herrn und König gebührend zu empfangen."

"Die fromme Gewohnheit Eurer Ehrwürdigkeit muß ich loben und bedauere, dieselbe gestört zu haben," erwiderte Otto mit der Miene eines Mannes, der eine leere Entschuldigung vernahm. „Vielleicht könnt Ihr mir sagen, weshalb die Burgmannen von Mainz in Eurer Abwesenheit dem König die Stadttore verriegelten."

"Dies tat Parteilidenschaft, wandelbar gleich wechselndem Winde," antwortete Friedrich. „Auch mir, ihrem Erzbischof, verschloß die Bürgerschaft vor vierzehn Jahren, bei meiner Rückkehr von Breisach, die Tore, weil sie mich für einen Gegner des Königs hielt. Gegenwärtig ist die Volksgunst umgeschlagen, sie hat sich in Unbotmäßigkeit wider den König gewandelt, — was ich beklagen muß."

"Woher kommt diese Wandlung?"

"Von Einflüssen mächtiger Leute, die mit Arglist das Volk wider den König hegen," antwortete freimütig der Greis. „Jenes Geschlecht, dem Konrad angehört, ist durch tausend Fäden mit den Rheinfranken verbunden. Zahlreich sind die Eigenleute und Vasallen der Salier in den Gauen von Mainz, Worms und Speyer, zahlreich sind auch ihre großmütigen Stiftungen

und demzufolge ihre Anhänger im Erzstift Mainz. Die vorgebliche Ehrenkränkung des Saliers Konrad durch Eure Hoheit erbittert die Franken, treibt die erregten Gemüther zum Ungehorsam, selbst zur Empörung wider den König. Hierzu kommt der unruhige, schlaglustige Adel, welchem der streng gehandhabte Landfriede ein unerträgliches Joch ist, und der sich aufbäumt wider das gerechte Walten, wozu Eure Hoheit vor Gott das Königsamt verpflichtet."

Beifällig nickte Otto.

"Was Ihr gesagt, bestätigen meine Erfahrungen und Beobachtungen," erwiderte er. "Das Rühmen meines Waltens läßt erwarten, daß ich auf Treue und Beistand des Erzbischofs Friedrich im bevorstehenden Aufruhr rechnen kann."

"Zur Treue verpflichtet mein Eid," entgegnete Friedrich. "Ein Ausfluß dieser Treue ist mein Rath und meine inständige Bitte, durch Milde und Versöhnlichkeit den drohenden Aufruhr zu dämpfen."

"Ja, — insoweit Milde mit Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit mit der Würde des Königtums vereinbar sind," sprach mit strenger Miene Herr Otto.

"Soeben wurde mir Kunde, daß Herzog Rudolf heute mit Tagesanbruch an der Spitze vieler Ritter in Bingen eintraf," fuhr der Prälat fort. "Die Verbündeten hielten Rath und beschlossen ihre Fahrt nach Mainz."

"Wer brachte die eilige Botschaft?"

"Ein Kenner Konrads."

„Ihr steht, wie es scheint, mit dem Salier in enger Verbindung,“ sprach der Monarch mit ungnädigem Blick.

„So wie der Hirt mit den anvertrauten Schafen,“ erwiderte der Erzbischof. „Ich bin gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war,“ — verkündet Gottes Sohn. Er geht in die Wüste dem verlorenen Schafe nach und trägt es heimwärts auf seinen Schultern. Dieses Vorbild des guten Hirten der Menschheit nachzuahmen, bin ich vor Gott schuldig, und Konrad gehört zu meiner Herde. Von diesem Gesichtspunkte ist mein Verkehr mit dem Fürsten zu beurteilen, — seine Seele möchte ich retten. Hat er sein Hieherkommen gemeldet, so tat er es wohl in der Voraussetzung, ich würde den König hievon verständigen.“

Die einfache und zugleich würdevolle Art, in der Friedrich den tränkenden Verdacht des Einverständnisses mit den Verschworenen zurückwies, machte auf Otto einen lebhaften Eindruck. Sein religiöses Gemüt zwang ihn zur Hochachtung für den guten Hirten, und sein Edelstinn wurde beschämt durch die milde Abwehr seines beleidigenden Vorwurfs. Von politischen Gegnern des Erzbischofs wurde ihm derselbe oft als Widersacher des sächsischen Königshauses dargestellt. Zweimal hatte ihn Otto, zur Sühne für scheinbare Teilnahme an feindseligen Antrieben, in ein Kloster geschickt, und doch konnte niemals dem Kirchenfürsten eine That der Untreue bewiesen werden. Wohlwollend ruhte Ottos Blick jetzt auf dem vor ihm sitzenden Greise, über

dessen Beweggründe zur politischen Stellungnahme ihm plötzlich ein überraschendes Licht aufging.

„Eure Ehrwürdigkeit ist gerechtfertigt, sowohl wegen der Fahrt nach dem Disibodenberg, wie auch wegen des Verkehrs mit meinem Schwiegersohn. Gott verhüte, daß sich der König hindernd zwischen Euch und Eure Hirtenpflichten stelle! König- und Priestertum haben die gleichen Ziele: — Besserung und sittliche Veredlung der Menschen. Auf dieser Grundlage erbaut sich naturgemäß die öffentliche Wohlfahrt, Friede und Eintracht, höheres Streben auf allen Gebieten. Demgemäß ist es mein Bemühen, im Zusammenwirken mit dem Priestertum der Völker irdisches und ewiges Heil zu fördern.“

„Ich danke Eurer Hoheit für diese huldvolle und weise Erklärung! Eurer oft bewiesenen Großmut und Hochherzigkeit gedenkend, wage ich die Bitte, die Fürsten Rudolf und Konrad, obgleich sie vom geraden Pfade abgewichen, mit väterlicher Nachsicht zu empfangen.“

„Rehren die Genannten zurück, wie der verlorene Sohn im Evangelium, in Reue und Sinnesänderung, dann sollen ihnen die Arme des verzeihenden Vaters offen sein. Kommen sie jedoch in der Haltung trotziger Empörer vor mein Angesicht, so darf das Vaterherz den König nicht verleiten, mit den Schuldigen wider Recht und Gesetz zu verfahren.“

Mit diesen Worten erhob er sich und begleitete den Erzbischof durch die Halle bis zur Türe, wo er ihn mit warmem Händedruck entließ.

Nach Entfernung des Prälaten schritt der König lange, in ernstes Nachdenken vertieft, hin und her. Wechselvoll war hiebei der Ausdruck seines Gesichtes. Bald lag es wie Härte und eiserne Strenge in seinen Zügen, bald prägte sich in demselben herber Seelenschmerz aus. Bereits warf der Abend seine Schatten in den Saal, als er dem Diener, welcher regungslos neben dem Eingang stand, gebot, den Pfalzgrafen Adelard zu rufen. Bis in die Nacht dauerten die Erwägungen. Was jedoch beide berieten, hat kein Chronist verzeichnet.

Als der König am folgenden Morgen vom Gottesdienst im Münster nach der Pfalz zurückkehrte, klangen aus der Ferne Posaunen und Trompeten. Diese Kriegsmusik machte nicht den Eindruck freundlicher Begrüßung nahender Freunde, sie hatte etwas troziges, herausforderndes und feindseliges. Das dumpfe Dröhnen der Posaunen und das Geschmetter der Trompeten rauschten unheilverkündend über die Stadt, wie mahnende Vorzeichen kommender Drangsale. Die Bürgerschaft, in ihrer Mehrheit dem Salier zugetan, empfing mit Jubelrufen, Hüteschwenken und anderen Zeichen freudigen Willkommgrußes die Einziehenden. An der Spitze des langen Reiterzuges ritten Trompeter und Posaunisten, deren ohrenbetäubenden Leistungen dem Geschmack jener rauhen Zeit entsprachen. Hierauf kamen etwa achthundert Ritter, deren Schuppenrüstungen und blanke Helme in der Morgensonne schimmerten. Einige alemannische Grafen, Vasallen des Schwabenherzogs

Rudolf, prangten in goldverbrämten Waffenröcken, welche sie über den reich eingelegten Rüstungen trugen. Die meiste Anziehungskraft für die neugierigen Zuschauer hatten die beiden Herzoge, welche in fürstlicher Gewandung auf stattlichen Rossen saßen. Sobald sie erschienen, brach die zusammengelaufene Menge in stürmisches Jubelgeschrei aus. Konrad erwiederte diese Äußerungen der Volksgunst durch freundliches Kopfnicken nach allen Seiten, sowie durch grüßende Handbewegungen. Rudolf hingegen blickte stolz und finster auf die wogende Masse, ohne Zeichen des Dankes und der Anerkennung für den frohen Empfang der lebhaften Rheinfranken. Nach dem Marktplatz ging der Zug, wo die Ritter aus den Sätteln sprangen, begrüßt von den Vornehmsten der Bürgerchaft und von diesen nach ihren Herbergen geleitet.

Während sich dieser kriegerische Aufzug in den Straßen und auf dem Marktplatz abspielte, stand Vothar im Vorzimmer des Königs Wache. Gleichsam über Nacht hatte sich sein Äußeres verändert. Statt der einfachen Wollentunika kleidete ihn ein goldverbrämtes, bis zu den Knien hinabreichendes Prachtgewand, ein Geschenk des Königs für den verlässigen Botschafter nach dem Disibodenberg. Dem höfischen Gewande ebenbürtig, bedeckte eine golddurchwirkte Mütze sein Haupt. Er stand lauschend am geöffneten Fenster, horchend auf das Getöse in der Ferne, bis es allmählich verhallte.

„Die Häupter der Verschwörung sind eingezogen,“

sagte er vor sich hin. „Was mögen die nächsten Stunden bringen? Wird unter den Verschworenen einer jener Unholde sein, die eine günstige Gelegenheit erspähen, den Tyrannen zu morden? Ha, die Elenden! — Wie sagte Robbo? ‚Es gibt Männer, die berechtigt sind, in des Königs unmittelbarer Nähe zu stehen. Einer dieser Männer wird zum Todesstoß den günstigen Augenblick erspähen.‘ — Schon gut! Auch ich bin heute berechtigt, in des Königs unmittelbarer Nähe zu stehen, — ich werde meine Augen offen halten.“

Seine jugendliche Einbildungskraft spiegelte ihm stürmische, für den Monarchen gefährliche Szenen vor, bis er endlich in solchen Betrachtungen durch Taginos Eintritt gestört wurde.

In glühender Hast, mit verstörtem Gesicht trat der Knappe vor seinen Ritter.

„Herr, — ich habe ein Gespenst gesehen!“

Das Gespenst am hellen Tage und Taginos Gesicht verscheuchten mit einem Schlage Bothars trüben Ernst. Ohne Zweifel würde er laut aufgelacht haben, hätte nicht die Nähe des Königs Stille geboten.

„Ihr sollt kein Lachen verheißen, edler Herr, — ich bin kein altes Weib!“ sagte Tagino, durch die Aufnahme seiner Botschaft verlezt. „Ich habe ein wahrhaftiges Gespenst gesehen, wenn anders jene Beute Gespenster genannt werden, die im Streite erschlagen wurden und nach ihrem Tode leibhaftig auf Erden umgehen.“

„Wie heißt Dein Gespenst?“

„Marahwart, dem Ihr im Schwertstreit Helm und Kopf gespalten, und dessen Leiche seine Knechte heimwärts trugen.“

„Du hast Dich getäuscht, bester Tagino! Die Auferstehung der Toten erfolgt erst am jüngsten Tage, — bis dahin mag noch geraume Zeit verstreichen.“

„Nein, Herr, keine Täuschung! Dem Marahwart begegnete ich in der Gasse. Wie er mich sieht, grinst er falsch und sagt: ‚Auch hier, Du vierschröteriger Rummel?‘ So hat er mich schon auf dem Disibodenberg geschmäht. Auf die neue Schmähung sagte ich kein Wort; denn Schrecken vor dem gräulichen Gespenst würgte mir die Kehle. Er aber fuhr fort zu sprechen: ‚Wo Du bist, wird auch Dein Herr sein. Melde ihm, dem abtrünnigen Gefellen, daß ich ihm den Hieb zehnfach heimzahlen werde.‘ — So sagte er und verschwand vor meinen Augen.“

„Er verschwand? Löste er sich etwa in Dunst und Nebel auf?“

„Das nicht. Er verschwand unter einem dunklen Torbogen, der mich angähnte, wie der Eingang zur Hölle.“

„Demnach hatte jener Hieb den Marahwart nur betäubt, nicht getötet.“ schloß Bothar. „Schon gut. — Du kannst gehen!“

Verblüfft über die einfache Erklärung des wahrhaftigen Gespenstes, schlich Tagino hinaus.

„Der Basall Marahwart verrät die Gegenwart seines Lehensherrn, des Tyrannentöters Robbo,“

murmelte Vothar, „Sollte der Schurke wirklich seinen ruchlosen Plan ausführen wollen?“

Baute Stimmen, schwere Tritte und Waffengerassel schallten durch den Gang. Die Türe wurde ungestüm geöffnet. Unter dem Eingang erschienen Konrad und Rudolf, letzterer ein junger, heißblütiger Mann, mit leidenschaftlich verzerrten Gesichtszügen. Hinter ihnen schimmerten Helme und Rüstungen zahlreicher Gefolgschaften.

„Wo ist der König?“ rief Rudolf in hartklingendem Tone.

Zu gleicher Zeit tat sich die Saaltüre auf. Pfalzgraf Abelard erschien.

„Wo ist der König?“ wiederholte der Schwabenherzog.

„Unser erhabener Gebieter, von Eurer Ankunft bereits unterrichtet, geruht in seiner Milde, Euch ohne Weile hören zu wollen,“ antwortete kalt und förmlich der Pfalzgraf.

Die beiden Herzoge betraten den Saal. Ihnen folgten die Grafen, unter diesen Robbo, so vollständig von seinen Gedanken beherrscht, daß er den Wehring im glänzenden Hofgewand nicht erkannte, oder gar nicht bemerkte. Seine Hand lag auf dem Griff eines langen Dolches, wie ihn manche Ritter am Gürtel trugen, während seine unheimlich glühenden Augen, gleich jenen eines Beute witternden Raubtieres, durch den Eingang in die Halle spähten.

Raum hatte Vothar die unheilverkündende Gestalt

Robboz bemerkt, als er sich den Vorausschreitenden anschloß, beständig den Grafen im Auge.

Den Reichsgroßen folgten deren Vasallen, hochragende, geharnischte, finsterblickende Männer. Während die Herzoge und Grafen nach dem Vordergrund des Saales schritten, wo König Otto auf einem Thronstuhl saß, blieben die Ritter im Hintergrunde stehen, so daß zwischen ihnen und dem Sitze des Monarchen ein beträchtlicher Raum frei blieb. Die Vorzimmer und selbst der anstoßende Gang waren mit bewaffneten Edelleuten angefüllt, deren untergeordneter Rang ihnen diese Plätze anwies.

Die Gegenwart so vieler Gewappneten, das Klirren und Rasseln der Waffen, in Verbindung mit der finsternen Haltung eisernen Männer, welche hieher gekommen zu sein schienen, irgend eine Gewalttat zu begehen, machten den Eindruck des Unheimlichen und Gefahrdrohenden.

Die beiden Herzoge waren bis auf wenige Schritte dem Herrscher genahet, dem sie durch Kniebeugung huldigten. Allein diese übliche Huldigung war nur erzwungener Tribut an die Sitte jener Zeit und entsprach nicht der übermütigen und trozigen Haltung beider Fürsten. Otto erkannte sofort ihre Gesinnung, weshalb er in strenger Würde die Ansprache seines Sohnes erwartete.

„Konrad und ich wollten in der Pfalz zu Ingelheim Dich begrüßen, oder vielmehr in wichtigen Angelegenheiten den König beraten,“ fing der Schwaben-

herzog an. „Weil Du jedoch von Ingelheim hieher gefahren bist, was höchst überflüssig war, indem unsere Fehde und Kriegsrüstung dem Herzog von Bayern gilt, so ritten wir zu Beratung des Königs nach Mainz.“

Otto vernahm die kühnen Worte, saß einige Sekunden schweigend und sein Blick ruhte in väterlicher Strenge auf dem Sohn.

„Seit wann drängen sich Berater dem König auf?“ unterbrach jetzt seine volltönende Stimme die erwartungsvolle Stille. „Der Herrscher beruft seine Räte aus solchen Männern, die er für weise, treu und gerecht hält.“

Diese Worte entzesselten sofort den kochenden Zorn des verheßten, leidenschaftlichen Rudolf.

„Solch ein Mann, zum Berater und Beherrscher des Königs geeignet, ist Herzog Heinrich von Bayern,“ rief er aufbrausend. „Doch seine Weisheit ist arge Tücke, seine Treue selbstsüchtiges Trachten, seine Gerechtigkeit Unterdrückung und Veraubung anderer.“

„Schmähe nicht meinen Bruder, Deinen Oheim!“ gebot Otto.

„Ich schmähe nicht, — die Wahrheit sage ich und habe ein Recht, von dem König gehört zu werden,“ rief in heftiger Erregung der Herzog. „Hast Du nicht diesem schlangenwindigen Mann wider alles Recht einige Marken Schwabens geschenkt und mich hiedurch widerrechtlich geschädigt?“

„In Rücksicht der allgemeinen Wohlfahrt belehnte

ich den Herzog der Bayern mit jenen Marken," erwiederte gelassen der König. „Heinrich ist der Schild des Reiches im Osten. Diesen Reichsschild umfassend und stark zu machen, heißt meine Sorge für das Wohlergehen der Deutschen. Von seiner erhöhten Machtstellung hat Heinrich den besten Gebrauch gemacht. Wiederholt bezwang er in blutigen Schlachten die östlichen Reichsfeinde, das raubmörderische Heidenvolk der Ungarn. Seitdem der getreue und tapfere Heinrich die Ostmarken hütet, gelang es jenen Unholden nicht, verwüstend in deutsche Lande einzubrechen. Sohin ist Dein Vorwurf grundlos. Auch Du mußt persönliche Vorteile dem allgemeinen Besten unterordnen.“

Ottos Erwiderung weckte im Hintergrund der Halle feindseliges Murren. Drohend klickten die Waffen. Bei der Unruhe dieser Bewegung veränderte Robbo seinen bisherigen Standpunkt. Unbeachtet war er immer weiter nach dem Thronstuhl vorgerückt, was er ohne Aufsehen tun konnte, da aller Aufmerksamkeit auf die Vorgänge zwischen dem König und Herzog gerichtet war. Jetzt stand er als äußerstes Glied des halbmondförmigen Kreises, welchen die Grafen bildeten, nur wenige Schritte von dem Monarchen. Lothar folgte den Bewegungen Robbos, den er keine Sekunde aus den Augen verlor.

„O ja, nach des Königs Dafürhalten ist der Bayernherzog der weiseste Ratgeber, der tapferste Degen, der getreueste Kronvasall!“ rief Rudolf erbittert. „Er

gilt alles am Königshof. — wir gelten nichts. So weit geht seine Macht, daß er mich öffentlich verhöhnen. mit giftiger Rede straflos mich tränken darf. Ehrgefühl und Selbstachtung verbieten mir, am Hofe zu erscheinen. Durch niedrige Schmeicheleien hat er die Huld der Königin erschlichen, der tückische Mann, und weil er die Gunst einer Frau besitzt, die alles vermag —."

"Weiberherrschaft!" rief eine Stimme im Hintergrund.

"So kann er jede Kränkung sich erlauben, jede Ungerechtigkeit durchführen. So groß ist seine Vermessenheit, daß er im Bunde mit Adelheid mir die Thronfolge zu rauben, mir ein Recht zu bestreiten sich unterfängt, welches die Reichsfürsten mit Wort und Eid mir besiegelten."

"So verhält es sich!" bestätigte Konrad. „Meines Gesippten Recht zu wahren, stehe ich hier. Können Vorstellungen nicht helfen, dann müssen Waffen das unterdrückte Recht zur Geltung bringen."

"Berwegener, schäme Dich, mit dem goldenen Mantel des Rechts Deine Eidvergeßlichkeit zu bedecken!" sprach zürnend der König. „Eure freche Anmaßung und euer Frevelsinn mögen wohl die Brust des schwer gekränkten Vaters mit Schmerz erfüllen, ihm Tränen erpressen, — den König aber, von Gott zum Gebieter im Reiche berufen, wird eure Vermessenheit niemals bewegen, von dem abzugehen, was er für Recht erkannte. Bändigt euren übermütigen Trotz. Legt die

Waffen nieder, — wollt ihr nicht Strafen an Leib und Leben verfallen, welche das Gesetz über Landfriedensbrecher und Aufrührer verhängt. Was ihr vorgebracht, ist törichtes Gerede, Verdrehung der Wahrheit.“

Hier brach Otto jählings ab. Robbo hatte sich mit hochgeschwungenem Dolche auf ihn gestürzt, und würde den plötzlich Überfallenen durchbohrt haben, hätte nicht der schnelle Degen Lothar die Bluttat verhindert. Wie ein zum Sprung gerüsteter Löwe stand er bisher auf der Baur, jetzt erreichte er den Meuchler mit zwei Sägen, packte ihn mit gewaltigem Griff im Nacken und warf ihn mit solcher Wucht an die Steinwand, daß er zu Boden stürzte und dunkles Blut aus seinem Munde hervorquoll. Angriff und Abwehr geschahen so unerwartet und schnell, daß die Herzoge und Grafen in starrem Entsetzen regungslos standen. Der König hatte sich vom Sitze erhoben, das einzige Wort — „Ha!“ hervorstoßend. Aber nicht ängstliche Besorgnis expreßte ihm den Ausruf, sondern Entrüstung über das beabsichtigte Verbrechen. Seine riesige Gestalt war hoch aufgerichtet, seine großen Augen flammten, seine Haltung war von gebietender Majestät, sein Gesichtsausdruck furchtbar und eisern. Die Blicke der Umstehenden ruhten in zagender Betroffenheit auf der schreckenerregenden Erscheinung, kein Laut unterbrach die entstandene Pause der Stille.

Wehring hatte den entfallenen Dolch vom Boden aufgehoben. Einem Wink Ottos gehorchend, überreichte er ihm die Waffe.

„Doppelschneidig, — spizig und scharf, — ganz geeignet, das Leben zu treffen,“ sprach der König langsam, jedes Wort betonend. „Auf wem lasten Schmach und Schuld des geplanten Königsmordes?“

Herzog Konrad war dem regungslos Daliegenden genahet und beugte sich zu ihm nieder.

„Er ist tot!“ rief er und fuhr den Wehring an: „Du hast meinen Centgrafen ermordet, — mußte dies geschehen? Hättest Du nicht den Arm des Wahnsinnigen halten können? Ja, wahnsinnig war seine Untat! Warum hat Deine unbändige Stärke, Dein wilder Grimm, den Bedauernswerten an die Mauer geschmettert?“

„Rühmen solltest Du meine That, nicht schelten,“ erwiderte Lothar. „Hätte der Mörder seine Absicht erreicht, so würde die Vebentat des Vasallen Robbo zugleich den Ehrenschild seines Lehensherrn Konrad befudelt haben.“

Der Herzog verstummte, warf dem ehemaligen Waffenbruder einen bösen Blick zu und rief nach dem Hintergrunde: „Schaffet die Leiche fort!“

Zwei Ritter des Saliers traten heran und trugen Robbo aus der Halle.

„Demnach ist der Verbrecher ein Dienstmann Konrads, des Gemahls meiner Tochter Liudgard,“ sprach Otto, der seine gewöhnliche würdevolle Ruhe wieder gewonnen.

„Jawohl, — mein Dienstmann!“ erwiderte stolz der Herzog. „In meinen Diensten stand er diesmal

nicht, sondern im Dienste des Teufels. Muß ich erst noch versichern, was sich von selbst versteht?"

„Vater, unschuldig sind wir an solcher Missethat!“ erklärte Rudolf. „Belaste uns doch nicht mit schrecklichem Verdacht!“

„Dies sei fern von mir!“ entgegnete Otto. „Wenn auch Landfriedensbrecher und Frebler an gesetlicher Ordnung, seid ihr doch keine Ungeheuer, keine Vatermörder. Robbos Ruchlosigkeit möge euch belehren, welche Leute eurer Sache dienen. — Für jetzt geht und kommt wieder, sobald ich Euch rufe, aber nicht mit herausfordernder Gefolgschaft, sondern wie Söhne zu ihrem Vater.“

Die Entlassenen verbeugten sich und räumten mit ihrem Gefolge die Halle und die Pfalz.

Der König saß auf dem Thronstuhl und schaute nach dem Eingang, durch den gerade die letzten geharnischten Männer schritten. Bängst waren die Gewappneten verschwunden und immer noch ruhten die Augen des Monarchen auf dem Eingang. Genau betrachtet, hastete sein Blick auf keinem Gegenstand, er sah in das Leere, versenkt in tiefes Sinnen. Die Vorwürfe und Anklagen seines Sohnes, — die Drohung seines Schwiegersohnes, — der Anfall des Meuchlers, — die Verwüstungen des bevorstehenden Aufruhrs, — der bedrohte Rechtsgang im Reiche durch Parteileidenschaft, — die Pflichten des Herrschers und die bitteren Erfahrungen des Vaters, — dies alles mochte ihn lebhaft beschäftigen. Hierbei zeigte der wechselvolle

Ausdruck seines Gesichtes bald den Schmerz des Vaters, bald die Sorgen des Hirten der Völker, bald das Zürnen des Königs. Von der Straße herauf klang Waffengeräusch, vermischt mit Pferdegetrab und rauhen Stimmen. Gewappnete schienen sich von der Pfalz zu entfernen, andere zu ihr zurückzukehren. Die Bewegungen machten den Eindruck, als würde der Palast von Wachen umstellt, weniger zur Bewachung, als zum Gewahrjam des Monarchen.

Nach geraumer Zeit unterbrach Otto sein Nachdenken und blickte auf Bothar, der sich mit Pfalzgraf Adelard im Saale befand. Er winkte den jungen Mann heran.

„Dank schulde ich Dir, meinem Lebensretter,“ sprach er huldvoll. „Ohne Gottes gnädige Gut, und Deine ebenso schnelle wie kühne That, wäre jetzt das Reich seines Hauptes beraubt, ein Tummelplatz der Parteien und gräulicher Verwirrung. Alles stünde in Frage, was ich seit vielen Jahren mit unsagbarer Mühe, unter steten Kämpfen aufgebaut zum Schutze des Reiches und seiner Bewohner. Deine Treue werde ich belohnen nach Gebühr. Vorläufig bleibst Du in meiner nächsten Umgebung.“

Für die gewordene Auszeichnung erstattete Bothar seinen Dank durch ehrerbietige Verbeugung.

Otto erhob sich und verließ mit dem Pfalzgrafen den Saal.

Einige Stunden später saß der König in einem Seitengemach neben der großen Halle. Der Pfalzgraf

hatte ihm eben mitgeteilt, daß alle Ausgänge des Palastes von Wachposten in voller Kriegsrüstung besetzt seien.

„Ich fragte einen Ritter,“ fuhr er fort, „was iothane Maßregel zu bedeuten habe. Derselbe entgegnete, dies geschehe zur Sicherheit des Königs, damit ihm von schlechten Beuten kein Unheil widerfahre. Ich vermute jedoch, und darf es nicht verschweigen, daß die Wachposten ganz anderen Zwecken dienen.“

„Sie bedeuten die Gefangenschaft des Königs,“ erwiederte Otto. „Leidvoll ist es, wenn Söhne in solcher Weise für den Vater besorgt sind,“ fügte er schmerzlich bewegt hinzu.

Der eintretende Kammerdiener meldete den Erzbischof Friedrich.

Abelard zog sich zurück.

Mit Zeichen von Unruhe und schwerer Besorgnis erschien der Prälat vor dem Monarchen. Zunächst drückte er seinen Abscheu aus über den meuchelmörderischen Anfall, sowie seine Freude über dessen Mißlingen.

„Gegenwärtig,“ fuhr er fort, „komme ich als Friedensvermittler der Fürsten Rudolf und Konrad. Auf meine dringenden Vorstellungen sind dieselben geneigt, die Waffen niederzulegen, insofern Eure Hoheit die gestellten Bedingungen anzunehmen geruht.“

„Landfriedensbrecher und Empörer stellen dem Schirmvogt gesetzlicher Ordnung Bedingungen? Ein merkwürdiges Verfahren. — eine geradezu schimpfliche

Zumutung!" sprach in ruhigem Ernst der König. „Indessen, redet, — laßt mich die Bedingungen hören!"

„Zum Ersten beharrt Fürst Rudolf auf seinem Recht der Thronfolge, das Eure Hoheit bereits vor acht Jahren ihm zugesagt, das von den Reichsgroßen gebilligt und beschworen wurde.“

„Meine Zusage beruht auf der Voraussetzung,“ unterbrach ihn Otto, „daß Rudolf sich fähig und würdig erweist, die höchste Gewalt im Reiche zu befehlen. Kann ich von ihm erwarten, daß er ein Wahrer des Rechts, — ein Verteidiger des Eigentums, — ein Vater der Armen und Schwachen, — ein Rächer der Verbrechen, — ein Schirmvogt der Kirche, — ein Förderer des Volkswohles, — ein Mehrer des Reiches, ein starker Schild und allzeit bereites Schwert zum Schutze der Reichsmarken wider die Heiden und alle Feinde ist, — dann beharre ich auf meiner Zusage. Also hängt es lediglich von Rudolf selbst ab, nach Vollendung meiner irdischen Wanderschaft, die Krone zu tragen, oder nicht. Niemals gab ich Anlaß, an der Heiligkeit meines Wortes zu zweifeln, — geschah es dennoch, so schenkte Rudolf auch in diesem Punkte den Meinreden arger Leute Gehör. — Nun weiter!“

„Zum Zweiten, — Fürst Konrad verlangt Lothringen als erbliches Herzogtum.“

„Unmöglich!“ widersprach Otto. „Der König würde es vor Gott niemals verantworten können, neuerdings die Verwaltung jenes Landes einem Mann zu übertragen, der es nicht zu regieren verstand. Wiederholt er-

schienen die Großen Lothringens vor mir mit bitteren und berechtigten Klagen wider Konrad, dessen Mißgriffe und Leidenschaftlichkeit die heillosesten Verwirrungen stifteten. Unter seiner Verwaltung glich Lothringen einem Vulkan. Fehden, Gewalttätigkeiten, Brand und Mord nahmen kein Ende. Ich war deshalb gezwungen, ihm das Herzogsamt zu nehmen und meinem Bruder Bruno zu übertragen. Fast wunderbar sind die Erfolge seiner Wirksamkeit in kurzer Frist. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Milde haben die erregten Gemüther beruhigt, die Fehden schwinden allgemach, Frieden und Vertrauen kehren zurück.¹⁾ — Den Erzherzog Bruno zurückrufen und Konrad wieder einsetzen, wäre ein schwerer Mißgriff, geradezu ein Frevel wider Lothringen; — daraus wird nichts.“

„Zum Dritten, — die Verbannung des Unheilstifters Heinrich vom Königshof, sowie Zurückgabe jener Marken Schwabens, welche von demselben getrennt und Bayern angegliedert wurden. Heinrichs hochfahrendes Wesen zu dämpfen und seine Übermacht zu beschneiden, hat er entweder Bayern oder Kärnthen zu entsagen.“

„Mit anderen Worten, die feste Reichswehr im Osten soll niedergerissen werden,“ ergänzte der König. „Leichter fiele es mir, die Krone niederzulegen, als Bedingungen anzunehmen, welche Gerechtigkeit, Reichswohl und Königswürde beleidigen. Ich begreife nicht,

1) Ruotger, vita Brunonis, c. 22, 39.

wie Eure Ehrwürdigkeit zum Überbringer solcher Forderungen sich herablassen konnte."

"Selbstverleugnung ist jedes Christen, vorab des Priesters Pflicht," erwiderte Friedrich. „Die Treue gegenüber dem Oberhaupte des Reiches, an die mich Eidespflicht bindet, kommt in Verdacht, wenn ich solche Bedingungen Eurer Hoheit zur Annahme empfehle. Allein gerade die Treue zu meinem Herrn und König, sowie die Voraussicht schrecklichen Aufruhrs und namenlosen Elends im Gefolge des blutigsten Bürgerkrieges, herbeigeführt durch Verwerfung der Bedingungen, bestimmen meinen wohlgemeinten Rat, dieselben gut zu heißen. Die Kriegsrüstungen der Fürsten und ihrer Verbündeten sind ausgedehnte, geradezu überwältigende. Franken und Schwaben stehen ganz auf ihrer Seite. in Bayern, Sachsen und Thüringen haben sie zahlreiche Anhänger. Nach meiner Auffassung stehen Rudolf und Konrad an der Spitze einer über das ganze Reich verbreiteten Bewegung, — einer Auflehnung gegen die Regierungsweise Eurer Hoheit."

"Bin gleicher Meinung," entgegnete Otto. „Was sich auflehnt wider meine Herrschaft, das ist frecher Übermut, Zügellosigkeit und Raubgier, Fehdesucht und Faustrecht, erwachte Vorliebe für Gerechtfame, Sitten und Sagen der Heidenzeit. Das sind die Unholde, welche ergrimmt sich aufbäumen wider christliches Walten und Herrschen im Reiche. Nach meiner Überzeugung gedeiht die Wohlfahrt der Völker nur auf dem Boden christlicher Heilslehren. Darum habe ich mit

der Stiftung des göttlichen Christ, mit der heiligen Kirche, mich versippt. Mit ihrem Beistande und Gottes Hilfe werde ich siegen über alle Feinde und Widersacher. — keineswegs eingeschüchtert durch einen Aufruhr, der sich, wie Ihr sagt, über das ganze Reich erstrecken wird. Je mehr Feinde, desto mehr Ruhm. Ich mache kein Zugeständnis an heidnischgesinnte Leute. Wir kehren nicht zurück zur Barbarei des Heidentums, — Christus waltet und siegt. Den aufgedrungenen Kampf nehme ich an und verwerfe unerhörte Bedingungen.“

Bestürzung malte sich auf dem Angesicht des greisen Prälaten. Er faltete die Hände und blickte den Monarchen flehend an.

„O mein Gebieter, ich bitte inständig, schont Eurer selbst und des schwer bedrohten Reiches! Es gibt keine Wahl, — zum Äußersten sind die Fürsten entschlossen. Die Größe der Gefahr Euch zu enthüllen, bin ich zu dem traurigen Geständnis gezwungen, daß Ihr in Gewalt erbitterter Feinde und nicht mehr frei seid. Manche Grafen im Gefolge der Fürsten, geleitet und beherrscht vom höllischen Satan, würden vor dem schauerlichsten Verbrechen nicht zurückschrecken. Darum bitte und beschwöre ich Eure Hoheit, wahret Euer Leben, erhaltet Euch der Christenheit und nehmet die Bedingungen an.“

Diese Worte, das Schlimmste in Aussicht stellend, weckten in Otto keineswegs Empfindungen des Schreckens, nicht einmal der Angstlichkeit, obwohl er die Wahrheit

der Darstellung seiner Lage nicht bezweifelte. Seine würdevolle Haltung bewahrend, verriet nur das Aufblitzen und Flammen seiner Augen den inneren Sturm. Er stützte das Haupt auf die Hand und saß lange in sinnendem Schweigem.

„Von zwei unabwendbaren Übeln das kleinere zu wählen, rät die Vernunft,“ sprach er ausblickend. „Ich nehme die Bedingungen an, — jedoch mit dem Vorbehalt, daß ein Fürstentag dieselben bestätigt. Es handelt sich um Reichsangelegenheiten, weshalb die Gültigkeit meiner Zusage von der Beistimmung der Fürsten abhängt.“

„Gott sei Dank!“ sprach freudig der Erzbischof. „Auch Euch Dank, erhabener Herr, weil Ihr das bewunderungswürdige Opfer gebracht, die Persönlichkeit des Königs der allgemeinen Wohlfahrt unterzuordnen.“

Friedrich eilte zu den Fürsten. Ungesäumt wurde ein förmlicher Vertrag errichtet und von den Kontrahenten unterzeichnet, sowie auch von dem Erzbischof, als Zeuge und Bürge für den Vollzug des Abkommens.¹⁾

1) „Der König gab in allen Stücken nach, wegen der Gefährlichkeit des Ortes und der Umstände,“ meldet kurz Widukind, III, 13.

VIII.

Im Stiftshof.

Nach dem Abzuge der verbündeten Fürsten und ihrer Gefolgschaft, blieb Otto noch einige Tage Gast des Erzbischofs. Während dieser Zeit besuchte Lothar häufig den Stiftshof, von dem Kirchenfürsten Jutta und ihrer Mutter zum Aufenthalt angewiesen.

Der Stiftshof lag in der Nähe der Ringmauer und bestand in einer Gruppe von Wohnhäusern und Oekonomiegebäuden. Er war Eigentum des Hochstiftes und dazu bestimmt, den Münstergeistlichen, die in kanonischer Brüderschaft zusammenlebten, sämtliche Nahrungsmittel zu liefern. Diese Lebensbedürfnisse gingen jedoch nicht aus dem Betriebe von Landwirtschaft und Gewerben durch den Stiftshof hervor, sie wurden vielmehr aus entfernt liegenden Gütern und Höfen des Hochstifts hieher gebracht und aufgespeichert. Was Zinsbauern und Eigenleute an Getreide, Mehl, Geflügel, Eiern, Wachs, Honig, Hanf, Tuch, Wein und anderen Naturalgaben dem Hochstift zu leisten hatten, floß im Stiftshof zusammen, insoweit es die Kanoniker benötigten und der Armenpflege diente.

Nicht selten war der Jahresbedarf für die Armen weit höher, als jener für die Bruderschaft; denn alle Schenkungen an Klöster und Stifte unterlagen der kirchlichen Verordnung, daß mindestens ein Drittel den Notdürftigen zugewendet werden müsse, weshalb die Armenpflege zu den hervorragenden Aufgaben der religiösen Gemeinschaften gehörte. Schrankenlos war der Wohltätigkeitsfinn jener Zeit, weniger aus Mitleid, als aus Pflichtgefühl. Weil Christus lehrte, was man dem Geringsten seiner Brüder tue, habe man ihm getan, — so sah man in jedem Dürftigen und Kranken den Heiland selbst und gab freudig. Viele Äbte und Bischöfe übten täglich Werke leiblicher Barmherzigkeit, indem sie Nahrung und Kleidung an Arme verteilten, oder an ihrem Mahle teilnehmen ließen. Auch Erzbischof Friedrich unterzog sich dieser frommen Übung. Er nannte die Armen seine Brüder, versammelte sie an gewissen Tagen im Stiftshof und beschenkte sie reichlich, weshalb Widukind von ihm sagt: „Er war groß im Gebet Tag und Nacht, groß durch Freigebigkeit und Almosen.“¹⁾

Im Stiftshof schaltete Theodulf als Verwalter. Die notwendigen Kenntnisse für diesen Beruf, nämlich lesen, schreiben, rechnen, hatte er in der Domschule sich erworben. Er, sein Weib, seine Kinder, sowie das Gefinde des Stiftshofes waren insgesamt Eigenleute oder Hörige des Hochstiftes. Bislang war es dem

1) Widukind, III, 15.

Einflüsse der Kirche noch nicht gelungen, die urdeutsche Sklaverei völlig auszurotten. Dagegen hatte sie die barbarischen Sitten des deutschen Heidentums hinsichtlich der Sklaverei wesentlich gemildert und in Übereinstimmung gebracht mit den menschenfreundlichen Barmherzigkeit atmenden Lehren der Christusreligion. Während die Freien der deutschen Heidenzeit ihre Schalken oder Sklaven mißhandeln, sogar straflos töten und gleich dem Vieh halten durften, hatten die Leibeigenen des zehnten Jahrhunderts, durch den mächtigen Einfluß und die beharrlichen Bemühungen der Kirche, eine ganz erträgliche, selbst angenehme und sorgenfreie Stellung erlangt. Sie besaßen ihre eigenen Rechte, standen unter der Munt oder Schirmvogtei ihrer Herren, waren frei von drückenden Abgaben, mußten als Glieder der Kirche und als Kinder des allen Menschen gemeinschaftlichen Vaters behandelt werden.

Die enge Verbindung der Hörigen mit dem Grundbesitz brachte es mit sich, daß sie mit den Gütern verschenkt oder verkauft wurden, jedoch ohne Schmälerung der ihnen zuständigen Gerechtsame. Die Leibeigenen der Stifte und Klöster genossen eine so behäbige und gesicherte Existenz, daß viele Freigeborene ihrem unabhängigen Stande entsagten, ihr Eigentum von der Kirche als Lehen nahmen und deren Vasallen wurden, um den Bedrückungen und Gewaltthatigkeiten Mächtiger zu entgehen und im Schutze des Hochstiftes oder des Klosters ihres Daseins sich erfreuen zu können.

Da Stifte und Abteien zum Heerbann des Königs Waffenleute stellen mußten und deren auch zum Schutze ihrer Güter bedurften, so gaben sie geeigneten Hörigen zinsfreie Lehen, mit der einzigen Verpflichtung des Waffendienstes. Aus solchen Dienstleuten oder Ministerialen der Kirche ging größtenteils der niedere Adel hervor. Auch Theodulf, der Verwalter des Stiftshofes, gehörte gewissermaßen zu diesen Dienstmannen. Wurde Mainz von Feinden belagert, so hatte er mit seinen Knechten jene kleine Strecke der Ringmauer zu verteidigen, welche den Garten des Stiftshofes berührte.

Jutta und ihre Mutter fanden in der Familie des Verwalters die freundlichste Aufnahme und ehrerbietigste Behandlung. Der Erzbischof hatte seine Schützlinge persönlich nach dem Stiftshof gebracht und Theodulf zur geziemenden Behandlung und Bewirtung der Edelfrauen verpflichtet. Dieser Umstand, nicht minder die bescheidene und anmutige Erscheinung Juttas, sowie Hedwigs Gutmütigkeit, gewannen Theodulfs und seiner Familie Hochachtung und Teilnahme für die Flüchtlinge. Noch erhöht wurden diese Gefühle, nachdem Frau Hedwig ihre traurigen Schicksale und die Ursache ihres Entweichens von der Heimat im lauschenden Familienkreise erzählt hatte.

Die Edelfrauen bewohnten zwei hübsche Zimmer im Hauptgebäude des Stiftshofes. Am ersten Tage nach ihrer Ankunft bat Frau Hedwig um Arbeit.

„Meine Tochter und ich sind dermaßen an Arbeit

gewöhnt, daß wir ohne solche vor Langeweile sterben müßten."

Biletrud, Theodulfs Weib, vernahm lächelnden Mundes die Bitte, und noch höher stiegen „die Gnädigen" in ihrer Wertschätzung. Ohne Verzug erhielt Hedwig einen Spinnrocken. Für Jutta trugen Knechte einen Webstuhl in das Zimmer.

Nach damaliger Sitte speiste das Gefinde mit der Herrschaft am gleichen Tische. Auch die beiden Edel-frauen nahmen Teil an den gemeinschaftlichen Mählern des Verwalters.

„Möchte nur wissen, wo heute unser Ältester steckt?" sagte Theodulf beim Mittagessen.

„Das ist leicht zu erraten," antwortete Biletrud. „Die ganze Stadt ist ja auf den Beinen, um die Edelinges zu sehen, welche mit den Herzögen eingeritten sind. Stattliche Ritter in ihren glänzenden Rüstungen zu betrachten, ist unseres Reinwards Lust und Freude. Er träumt sogar davon, das Hochstift werde ihm dereinst ein Koflehen geben, auf daß er mit Schwert und Banze der Münsterkirche Eigen schirmen kann."

„Om, — würde er von Sachen träumen, die zur Stiftsverwaltung gehören, wäre mir lieber," entgegnete Theodulf. „Das Einreiten der Herzöge mit ihrer Kriegsschar gefällt mir noch weniger, als Reinwards Träumen. Mir dünkt, es steige ein Kriegswetter auf."

„Um Gotteswillen, was sagt Ihr? Ein Kriegswetter?" rief erschrocken Frau Hedwig, deren Gemüt durch Schicksalsschläge sehr ängstlich geworden.

„Seid ganz unbesorgt, Euer Gnaden!“ beruhigte der Verwalter. „Zöge auch ein Kriegswetter heran, so hat es nichts zu bedeuten, dieweilen die Ringmauer unserer Stadt gar dick, fest und hoch ist. Ich selbst habe mit meinen Knechten eine Strecke von zwanzig Schritten zu verteidigen, und dort soll kein Feind hereinkommen, darauf könnt Ihr Euch verlassen. — Wollte nur sagen, daß so etwas in der Luft steckt, was nach Blut und Brand riecht. Andere Bürger mit feinen Nasen, bei denen ich zuweilen in der Weinstube sitze, haben dies auch gerochen, — nämlich Blut und Brand.“

Er tat einen langen Zug aus dem Weintrug, nahm eine gewichtige Miene an und gab durch seine Erörterung Zeugnis von herrschender Erregung in Mainz.

„Was soll's denn bedeuten,“ fuhr er fort, „wenn unsere Bürgerschaft dem Gebieter im Reiche die Stadttore verriegelt, und wenn unser heiliger Vater Friedrich Beten und Fasten unterbrechen und herbeikommen muß, um dem König die Tore zu öffnen? Was soll's weiter bedeuten, wenn Konrad der Rote mit so vielen Gewappneten allhier einreitet? Was soll's ferner bedeuten, wenn Konrads Anhänger weidlich über den König schmähen und Drohworte gegen ihn ausstoßen? Dies alles riecht nach Blut und Brand.“

„Sind die mainzer Burgmannen dem König unhold?“ fragte Hedwig.

„Ja, — ja, — der größte Teil, — zu unserer Schande sei's gesagt!“ antwortete Theodulf mit saurerer

Miene. „Die Schürer und Heher des roten Konrad und seiner Schwertmagen haben gar vielen Leuten die Köpfe verrückt. Meinreden haben sie geführt und gar viel Schlimmes über den König vorgebracht, was jedoch alles erstunken und erlogen ist. Unser König ist ein ganzer Mann, — mein Leben lasse ich für ihn!“ rief er, seine Versicherung durch einen Faustschlag auf den Tisch bekräftigend. „Ordnung hält er im Reiche, — fährt unausgesetzt durch die Lande, um Recht zu sprechen, den Unterdrückten und Schwachen beizuspringen. Den Landfrieden schirmt er und läßt jeden hängen, der ihn bricht. Solches gefällt aber den Gewaltmenschen nicht, die vom Rauben und Stehlen leben, — deren größte Lust Blutvergießen und mörderische Streithändel sind. Darum toben sie wider unseren Gebieter, wollen ihn der Krone, vielleicht gar des Lebens berauben. Wohl ist der König ein gestrenger Richter und Sachwalter, — doch Ordnung muß sein im Reiche, und Herr Otto hält Ordnung und heischt Gehorsam. Die Kaufdegen und Räuber und Leutschinder wollen aber keine Ordnung und keinen Gehorsam und keine Unterwerfung unter die Reichssakungen, — darum ihre Wut gegen den Schirmvogt der Christenheit. Wohin käme es, wenn niemand gehorchen und jeder tun wollte, was ihm gefällt? Wollten meine Knechte den Gehorsam aussagen, ich könnte nicht im Stiftshof die Dinge nach dem Rechten führen. Wollten die Mägde meiner Biletrud nicht gehoramen, sie könnte nicht einmal die Hauswirtschaft nach der Ordnung

gehen lassen. Überall muß Gehorsam und Ordnung sein, im Kleinen wie im Großen. Wo nicht Gehorsam und Ordnung, da geht Jegliches drunter und drüber. — Das ist mein Dastürhalten. So wie ich, denken hier alle rechtlichen Burgmannen."

"Ihr habt Recht!" bestätigte Hedwig. "Wäre der Schirmherr der Unterdrückten und Schwachen nicht ferne gewesen, wir wären unserer Güter nicht beraubt worden, — mein trauter Alfred und meine Söhne hätten nicht in blutiger Fehde den Tod gefunden."

"Ja, seht, Gnädige, unser König kann halt nicht allgegenwärtig sein, obwohl er beständig durch die Lande fährt. Das Reich ist eben sehr groß, es reicht von jenseits der Alpenberge bis an das Nordmeer. Dazu kommen die steten Angriffe und Einfälle der Heidenvölker. Da sind die verdamnten Avaren oder Hunnen, auch Ungarn heißen, die seit sechszig und mehr Jahren das Reich verwüsten. Herr Otto hat sie zu wiederholten Malen tüchtig verhauen, eine zahllose Menge von ihnen erschlagen, so daß sie jetzt daheim bleiben. Auch das heidnische Raubvolk der Nordmannen, die unsere Marken mit Brand und Mord verwüsteten, hat er dermaßen gezüchtigt, daß sie uns in Ruhe lassen. Ebenso hat er das wilde Böhmenvolk hart gestraft und seiner Dienstbarkeit unterworfen. Wann gab es einen Heldenkönig, so gewaltig und siegreich, wie unseren Herrn Otto? Er ist ein sieghafter Held, ein scharfes Schwert gegen alle Reichsfeinde und ein starker Schild für Ordnung und Recht. Dies alles

habe ich den Leuten in der Weinstube vorgehalten, und keiner konnte mir widerreden, nicht einmal die Anhänger des roten Konrad.“

Der Dienstmann des Hochstiftes hatte mit Kraft und Vehementigkeit gesprochen. Es entstand eine Pause des Schweigens. Die Tischgenossen überlegten das Vernommene. Da klangen hastende Tritte im Hausflur. Die Türe öffnete sich rasch und herein trat ein kräftiger Jüngling von etwa achtzehn Jahren. Sein jugendliches Gesicht glühte, seine Mienen trugen das Gepräge wichtiger Botschaft.

„Reinward, wo treibst Du Dich herum? Ist das Hausordnung?“ fragte streng der Vater. „Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der mag essen, was übrig bleibt.“

„Ich habe keinen Hunger, — bin satt von dem, was ich gesehen und gehört habe,“ entgegnete Reinward.

„Was hast Du gesehen und gehört?“ forschte Biletrud.

„Ich sah heute morgen die Leute durch die Gassen rennen und fragte, was es gäbe. Herzog Konrad sei mit vielen Mannen durch das Rheintor eingeritten, sagten die Leute. Die stattlichen Recken in Stahl und Eisen wollte ich sehen. Wie ich auf den Marktplatz komme, waren sie schon alle dort, auch eine große Menge Leute, und aus allen Fenstern lugten die Frauen und begafften die stolzen Edeling auf ihren mutigen Rossen. Als ich die Ritter in ihren schimmernden Rüstungen sah, ihre blanken Helme und mächtigen

Schwerter, ihre langschäftigen Lanzen mit den bunten Fähnlein, das leuchtende Gold an manchem Panzer und Helm, sowie die blühenden Augen der starken Degen, — da pochte mir das Herz gar heftig an die Rippen und ich dachte, wäre ich doch auch so ein Ritter, wie tapfer wollte ich streiten und das Hochstift schirmen wider alle Feinde.“

„Deine törichten Einbildungen kannst Du für Dich behalten,“ unterbrach ihn Theodulf. „Bleibe mit den Füßen auf dem Boden, melde einfach, was Du gesehen und gehört hast.“

„Ich sah, wie die Bürger um die Edelingc sich rissen und selbe nach ihren Häusern zur Herberge führten. Bald war der Marktplatz leer und ich ging nach der Pfalz, weil ich hörte, dort sei der Herzog. Am Tor der Pfalz stand ich lange und betrachtete reichgekleidete Edelingc und gepanzerte Männer, welche durch das Tor schritten. Ich hörte die Leute sagen, der Königssohn Rudolf und mächtige Grafen seien in die Pfalz gegangen, um dem König ihr Begehren vorzutragen. Nach einiger Weile erschien unter dem Tor eine Bahre, von zwei Gewappneten getragen. Auf der Bahre lag ein Edeling ausgestreckt, er war tot. Über sein freideweißes Gesicht lief rotes Blut, — es war gruselig anzusehen. Die Leute sagten, der Tote sei Graf Robbo von Rothenburg.“

„Ach, — Herr Jesus!“ stieß Hedwig hervor und schlug die Hände zusammen.

„Ich ging neben der Bahre her, und mußte immer

das Totengesicht anschauen, obwohl es mich schauerte. Auf einmal schlug der Tote die Augen auf. Ich schrie laut vor Schrecken. Die Ritter stellten die Bahre nieder. Robbo blickte verstört umher, ächzte und brummte, und fing an, sich aufzurichten, wobei ihm die Ritter behilflich waren. Wie er auf den Füßen stand und bei völliger Besinnung war, da ballte er die Faust und sagte ingrimmig: „Das soll er mir büßen!“ Darauf sagte er kein Wort mehr, und Edelinges führten ihn nach der Herberge. Ich jedoch wollte gerne wissen, warum Robbo tot auf der Bahre gelegen und was in der Pfalz ihm zugestoßen. Ich horchte da und dort auf das Gerede der Leute, die nachfragten und nichts wußten. So kam ich wieder zur Pfalz; jetzt erfuhr ich, was sich begeben. Robbo hatte den König mit dem Schwert angefallen, des argen Willens, ihn zu ermorden. Ein Getreuer des Königs war jedoch schneller, als der Unhold Robbo; denn mit gewaltigem Faustschlag schmetterte er den Wicht zu Boden, bevor dieser seine Mordtat ausführen konnte. Der Lebensretter des Königs aber ist der edle Held Lothar aus dem Bliesgau.“

Die letzten Worte wirkten so mächtig auf die Zuhörer, daß sie sprachlos den Erzähler anstarrten. Für Jutta war die Kunde überwältigend. Mit beiden Händen verhüllte sie das Angesicht, und ihre Tränen gaben Zeugnis von der Heftigkeit ihrer Gemütsbewegung.

„Gnädiges Jungfräulein, weshalb weint Ihr?“

unterbrach Theodulf die Stille. „Erhebet frohgemutet Euer Haupt und danket Gott für das Glück, die Verlobte des Helden Lothar zu sein.“

„Die Quelle meiner Tränen ist nicht harmvolles Leid, sondern überwältigende Freude und Herzenswonne,“ entgegnete sie mit glücklichem Nücheln und dem Bemühen, ihre Fassung zu bewahren.

„Alle guten Leute im ganzen Reiche sind dem edlen Degen Lothar größten Dank schuldig,“ versicherte Theodulf. „Einen König hat er uns erhalten, wie es keinen zweiten gibt auf Erden. Wäre die Säule der Ordnung eingestürzt, dann hätten die Rechtshasser, die Landfriedensbrecher, die Räuber und Raufdegen, die Bedrücker der Armen und Schwachen aufgezubelt, weil sie ledig gewesen wären ihres starken Bändigers. Darum sage ich nicht zu viel, daß alle wahren Christenleute dem kühnen Helden Lothar Dank ohne Maß schulden. Ich aber bin stolz darauf und preise mich glücklich, die minnigliche Braut unseres größten Wohltäters allhier bewirten zu dürfen.“

Während Theodulfs Preisgesang leuchteten Juttas Augen, im Wiedererschein unaussprechlicher Wonne strahlte ihr Angesicht.

„Ach, ist es denn wahr, — ist es kein schöner Traum?“ rief im Tone des Zweifels die an Unglück gewöhnte Hedwig.

„Es ist alles wirklich so, wie mein Theodulf gesagt hat,“ versicherte Biletrud. „Der Verlobte Eurer

Tochter bewahrte die ganze Christenheit vor schrecklichem Unglück. Jetzt werden wir beim Morgen- und Abendgebet nicht bloß beten für unseren guten König, sondern auch für seinen Lebensretter. Und wie Herr Otto jenem lohnen wird, der ihn vom Tode bewahrte, kann man sich denken. Keine falsche Wahrsagerin bin ich, wenn ich melde, daß unser gnädiges Jungfräulein bald das traute Gemahl des Grafen Bothar sein wird."

„Bin gleichen Dafürhaltens," bestätigte kopfnickend der Verwalter.

„Mir schwindelt, — zu viel des Glückes!" sagte Frau Hedwig. „Erst noch sind wir seit Jahren unterdrückt, beraubt, durch die Argheit des schrecklichen Robbo geängstigt worden, und jetzt! O du gütige Vorsehung!"

In freudiger Erregung trennten sich die Tischgenossen. Die Edelfrauen gingen nach ihrer Wohnung und Theodulfs Familienmitglieder an ihre tägliche Arbeit.

Als Bothar am folgenden Morgen im Stiftshof erschien, wurde er mit einer an Heiligenverehrung streifenden Bewunderung empfangen. Das Hofgesinde lief zusammen, den Königsretter zu sehen. Biletrud machte ihre tiefsten Kniefälle, und ihre Kleinsten umklammerten schmeichelnd die Beine des Hünen. Reinward betrachtete mit scheuer Ehrerbietung den gewaltigen Riesen und bewunderte das mächtige Schwert an dessen Seite. Theodulf stand da, die Mühe in der

Hand, und konnte es nicht fertig bringen, seine Gefühle in Worte zu fassen.

Obſchon Rothar im Stiftshof einige Dankesworte ob ſeiner Rettungsſtat erwartete, ſo war er doch jetzt von der freudigen Erregung und Huldigung der Hofbewohner überrascht. Er reichte dem Verwalter freundlich die Hand, begrüßte Biletrud und betrat mit ihnen das Zimmer. Jetzt erſt fand der ſonſt redegewandte Theodulf die Sprache wieder.

„Edler Ritter, gnädiger Herr, verzeiht meine Kühnheit, wenn ich es wage, Euch innigſt zu danken für Eure Großtat von geſtern. Dem Vater der Armen und Schwachen, dem Schirmvogt unſerer heiligen Mutter, dem Hirten des Volkes, dem Wahrer und Verteidiger des Rechts, dem ſtarken Schilde des Reichs, dem Heldenkönig Otto habt Ihr das Leben gerettet, — das vergeſſe Euch Gott! Betrachtet mich und alle rechten Chriſten als Eure dankpflichtigen Schuldner und dienſtbaren Leute.“

„Deine rühmenden Worte, mein Freund, ſind weniger verdient, als ſchmeichelhaft,“ erwiederte Rothar. „An meiner Stelle hätte jeder echte Ritter das Gleiche getan. Zutreffend ſind die hohen Eigenſchaften und auch der Ruhm, welche Du unſerem Gebieter beigelegt. Danken wir alſo Gott, deſſen Fürſorge ſehr großes und allgemeines Unglück verhütete.“

Jutta hatte von der Gegenwart ihres Verlobten Kunde erhalten und erſchien jetzt mit ihrer Mutter.

Als Kind ihrer Zeit, welche nichts Anstößiges in aufrichtiger Äußerung erlaubter Gefühle fand, gehorchte sie dem Drang ihres Herzens. Im Übermaß ihrer Gemütsbewegung umfing sie mit beiden Armen ihren Bräutigam und verbarg das Angesicht an seiner Brust. Von gleich mächtigen Empfindungen beherrscht, umschloß er sie mit seinem Arm und legte sanft die Rechte auf ihr Haupt. Die Zuschauer blieben nicht kalt bei diesem stummen Austausch zärtlicher Herzensneigung. Frau Hedwig weinte, Biletrud fuhr mit der Schürze an die Augen, Theodulf rieb das Kinn, als wolle er Empfindungen verbergen, die er für unmännlich hielt, und Reinward erwachte aus Träumen, die sich an das lange und wuchtige Ritterschwert knüpften.

Jutta löste die flüchtige Umarmung und stand mit glühenden Wangen und strahlenden Augen.

„Mein Gother, ich grüße Dich herzlich und danke Dir für Deine herrliche That, von unserem Landesvater jähem Tod abgewendet zu haben.“

„Die Erfüllung meiner Pflicht ergötzt mich noch weiblicher, weil sie Dich erfreut und beglückt,“ erwiederte er. „Ich sage es offen und schäme mich des Geständnisses nicht, gar vieltraute Maid, daß mir Deine liebevolle Teilnahme und Dein Dank süßer das Herz bewegen, als Dank und Huld des Königs.“

Auf Hedwigs Bitte erzählte er umständlich den Vorgang und schloß mit den Worten: „Den Grafen

zu töten, lag keineswegs in meiner Absicht, sondern nur die Abwehr der Untat."

"Leider ist die Mitwelt von einem ruchlosen Buben nicht befreit; denn Robbo ist nicht tot," erwiederte Theodulf, den Bericht seines Sohnes wiederholend.

IX.

§ e h d e.

König Otto bestieg mit seinem Hofgesinde ein Schiff und fuhr nach Köln. Nach flüchtiger Rast daselbst ritt er nach Quedlinburg, wo er mit seiner Mutter das heilige Osterfest feierte.¹⁾

Nach Frizlar berief Otto einen Fürstentag, zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen ihm und seinen Söhnen. Auch die Herzoge Konrad und Rudolf wurden eingeladen. Beide erschienen nicht.

Empört über die Behandlung, welche dem Monarchen zu Mainz widerfuhr, erklärten die Reichsgroßen den Vertrag für ungültig, weil erzwungen und schimpflich. Nur Erzbischof Friedrich befürwortete das Abkommen, weil dessen Verwerfung blutigen Krieg und Aufruhr herbeiführe. Deshalb wurde er von Ottos Bruder,

1) „Da bestimmt war, das Osterfest in Aachen zu feiern, erfuhr der König, daß man dort keine Vorbereitungen in gebührender Weise für ihn getroffen habe; so wurde er von seiner Mutter freudig aufgenommen, und erhob das königliche Ansehen, welches er in Franken beinahe verloren hatte, in seiner Heimat wieder zu der alten Herrlichkeit.“ Widukind, III, 14.

dem Bayernherzog Heinrich, heftig angegriffen und der Teilnahme an der Verschwörung beschuldigt. Selbst der König begriff den Prälaten nicht und zweifelte an seiner Treue. „Dem König erschien er verdächtig, des Königs Räten und Freunden aber durchaus verwerflich,“ sagt Widukind. Durch solchen Argwohn tief gekränkt, und in Voraussicht des Kommenden, begab sich der Friedensvermittler, ein lebensmüder, dem Grabe naher Greis, nach der Beste Breisach am Oberrhein.

An Konrad und Rudolf erging der Befehl, die Waffen niederzulegen und die Urheber des ruchlosen Unternehmens zur Bestrafung auszuliefern, wo nicht, so hätten sie sich als Reichsfeinde zu betrachten. Die Herzoge legten die Waffen nicht nieder und lieferten ihre Anhänger nicht aus. Der Krieg war erklärt.

Otto erließ ein Aufgebot durch das ganze Reich und befahl seinen Getreuen, anfangs Juli bei Frankfurt sich zu sammeln. Er selbst zog an der Spitze der Sachsen und Thüringer zur bestimmten Zeit nach Frankfurt, wo sich Herzog Heinrich mit den Bayern ihm anschloß.

Konrad der Rote war mit seinen Mannen nach Lothringen gezogen, um sich jenes Land wieder zu unterwerfen und die Herzogswürde zu behaupten. Allein die Lothringer erhoben sich in Massen gegen ihn. Blutige Treffen wurden geliefert, in denen Konrad wie ein Löwe kämpfte. Dennoch mußte er in kurzer Frist der Übermacht weichen und nach Mainz flüchten, das Rudolf mit seinen Scharen besetzt hatte.

Im Juli des Jahres 953 brach der König von Frankfurt auf. Alle Burgen seiner Gegner auf dem Wege nach Mainz eroberte er. Sein Heer war ein Reiterheer und bestand aus etwa 3000 Geharnischten. Aber jeder Ritter hatte einen streitbaren Knappen und einen waffenfähigen Troßknecht, so daß die gesamte Streitmacht 9000 Krieger zählen mochte.

Nach den Verhältnissen jener Zeit, welche große Truppenmassen nicht kannte, war Ottos Heerbann immerhin bedeutend, zumal die Ritter und Knappen in den Waffen geübt und tapfere Krieger darstellten. Jene zahlreichen, aus Reitern und Fußvolk bestehenden Heere, mit denen Karl der Große Europa unterwarf, hatten mit dem Volksaufgebot aufgehört. König Heinrich I. hatte das Heerwesen umgestaltet. Den Reitermassen der Avaren oder Ungarn gegenüber erwiesen sich die Fußtruppen als untauglich. Deshalb schulte er die Deutschen im Reiterdienst und errang glänzende Siege. Den ritterlichen Mannen gab er Lehen, mit der Verpflichtung zum Kriegsdienst. Otto der Große, ein Meister in ritterlichen Übungen, entwickelte nach den Grundsätzen seines Vaters das Heerwesen immer weiter. Nicht bloß die Herzoge und Grafen waren Vasallen des Königs, sondern auch wegen ihres Landbesitzes die Bischöfe und Äbte, weshalb sie eine bestimmte Anzahl in den Waffen geübter Krieger zum Heerbann stellen mußten. So wurde aus dem früheren Volksaufgebot ein Vasallenheer, das zwar viel kleiner, aber auch viel kriegstüchtiger und

beweglicher war und in kurzer Frist aus allen Reichsteilen zusammengezogen werden konnte.

Als Otto vor Mainz erschien, ließ er die Stadt zur Übergabe auffordern; dieselbe wurde verweigert. Da sowohl der Rheinstrom, wie auch die unzureichenden Streitkräfte, eine Umzingelung der Stadt ausschlossen, so bezog Otto ein Lager, des festen Willens, nicht von hinnen zu weichen, bis Mainz gewonnen sei. Mit Sturmböcken gedachte er, den gediegenen und hohen Mauerring zu brechen. Aber die Belagerten vernichteten das Sturmzeug und machten häufige Ausfälle. „Sein Sohn hatte Mainz mit einem Heere besetzt und erwartete, — es ist traurig zu sagen, — gerüstet den Vater,“ schreibt Widukind. „Es begann ein Kampf, schlimmer als ein Bürgerkrieg, und herber als jede Niederlage. Viele Kriegsmaschinen wurden gegen die Mauern geführt, aber von den Verteidigern zerstört oder verbrannt. Häufig gab es Kämpfe vor den Toren, aber nur selten zogen die Truppen in einige Entfernung von der Stadt hinaus.“ ¹⁾

In Mainz waren die Feinde staatlicher Ordnung, die Widersacher von Ottos Regierungsweise, in großer Menge zusammengeströmt. „Die reiche und angesehene Stadt Mainz wurde vom König und seinem Heer belagert,“ schreibt Ruotger. „Sie war angefüllt mit offenen und geheimen Feinden des Reichs, und wo sonst die Religion in ihrer Reinheit zu herrschen pflegte,

1) Widukind, III, 18.

dahin war jetzt aller Abschaum der Zwietracht und des Haders zusammengeströmt.“ ¹⁾

Hart wurde nun die Bürgerschaft gestraft für ihre Auflehnung wider den König. Die große Zahl roher, gesetzloser, an Gewalttätigkeiten gewöhnter Leute, die keine Rücksichten für ihre Verbündeten und politischen Freunde kannten, wurde den Bürgern zur unerträglichen Plage. Bis zur Überlastung lagen in jedem Hause Kriegermannen, deren Ansprüche oft die Leistungsfähigkeit der Quartiergeber überstiegen, und deren brutales Benehmen verletzten. So stand ganz Mainz unter der Botmäßigkeit vielfach verwildeter Kämpen und Raufbegen.

Die Pfalz des Erzbischofs bewohnten die Herzoge Konrad und Rudolf, nebst einigen Grafen. Und wie ganz Mainz in ein Kriegslager verwandelt war, so hatte auch das sonst stille Heim des friedliebenden, dem beschaulichen Leben hingeebenen Kirchenfürsten, den Charakter einer geräuschvollen Burg angenommen.

Nach dem Bericht des Chronisten, beschränkten die Belagerten ihre Abwehr nicht auf Zerstörung von Kriegsmaschinen, sobald dieselben an die Ringmauer herankamen, sie machten zugleich Ausfälle, bei denen es auf beiden Seiten Tote und Verwundete gab. An diesen Kämpfen beteiligten sich jedoch nur kleine Truppenteile, weshalb sie keine Entscheidung brachten. Zuweilen gab es auch Zweikämpfe zwischen hochgefeierten Degen

1) Ruotger, vita Brun. c. 16.

und Helden von Ruf. Bei solchen Gelegenheiten waren Türme und Zinnengänge mit zahlreichen Zuschauern besetzt, zu denen auch Frauen gehörten; denn die urdeutsche Sitte lebhafter Teilnahme des weiblichen Geschlechtes am blutigen Streit war in veränderter Form geblieben. Stürzten sich auch die Frauen nicht mehr, wie in heidnischer Vorzeit, in das Schlachtgewühl, um die Helden durch ihre Gegenwart und Zurufe anzufeuern, so waren sie doch bei Waffenspielen und ernstesten Kämpfen eifrige Zuschauer. Solche Schauspiele gab es bei der Belagerung von Mainz nicht selten, indem der kriegerische Geist und Tatendrang jener Zeit die schlaglustigen Kämpen nicht rasten ließen.

Durch das Gewühl der Gasse drängte sich Marahwarts plumpe Gestalt. Er ging nach der Herberge seines Lehensherrs, des Grafen Robbo, dem er, wie der Ausdruck seines rauhen Gesichtes bewies, eine wichtige Botschaft überbringen wollte. Zugleich mit Robbo, der von entgegengesetzter Seite herankam, betrat er das gräßliche Quartier.

„Du kommst gerade recht, — eine Wundermäre!“ rief Robbo freudig erregt. „Ich habe eine ganz wunderfame Entdeckung gemacht. Im Stiftshof wollte ich Ditwin, Wernher und Goswin besuchen, welche dort herbergen, — wen sah ich? Die spröde Maid, die reizend schöne Gutta.“

„Oho!“ stieß Marahwart hervor, und ließ vor Verwunderung seinen Mund offen stehen.

„Klingt das nicht wie ein Meerwunder?“ fuhr

Robbo fort. „Was im Nahetal fehlſchlug, wird in Mainz gelingen. Ich werde meine Herberge an Ritter Goswin abtreten, im Stiftshof einziehen und bei der Königin der Schönheit wohnen, — ha — ha!“

„Muß ſagen, das Glück iſt meinem Grafen hold. Die Gunſt der lieblichen Maid zu gewinnen, oder den Widerſtand ihrer Sprödigkeit mit Gewalt zu überwinden, habt Ihr die beſte Gelegenheit. Doch, wie und warum kam ſie hierher?“

„Die gleiche Frage ſtellte ich an Jutta,“ antwortete Robbo. „Sie geſtand, im Nahetal Gewaltthätigkeiten befürchtet zu haben. Als in der Faſtenzeit Erzbischof Friedrich auf dem Diſibodenberg weilte, habe ſie unter deſſen Schuß ſich begeben, und von ihm ſei ihr der Stiftshof zum Aufenthalt angewieſen worden. — Iſt das nicht prächtig? Was der grimme Degen Lothar damals verhinderte, gewährt mir jezt das Glück. Ich werde von dem Glück Gebrauch machen, — ha — ha!“

„Der grimme Degen Lothar iſt mein Schuldner, — jezt fordere ich Zahlung,“ entgegnete Marahwart mit haßprühenden Augen. „Bei allen Ausfällen, an denen ich Theil nahm, ſuchte ich den tapferen Recken, konnte ihn aber niemals finden. Heute ſchickte ich ihm durch meinen Knappen eine Herausforderung, und erklärte ihn für einen Feigling, ſo er dieſelbe zurückweiſe. Die Beſtimmung von Tag, Stunde und Ort überließ ich ihm. Er nahm die Herausforderung an, und bezeichnete als Kampfplatz die Stätte vor der

Ringmauer, gegenüber dem Stiftshof. Morgen geht's los, in der Stunde, wenn die Pfaffen zur Non in den Chor gehen. Ich brenne vor Zorn und Gier, dem Ricken jenen Hieb heimzuzahlen, der mich in den Sand streckte. Vieber sterben, als ungerächt solche Schande länger mit mir herumschleppen! — Solches meinem Grafen zu sagen, kam ich her."

"Dein Mut ergötzt mich," erwiderte Robbo finster. „Ich gedente des Schimpfes, den mir jener Bube angetan, als ich für Freiheit und Recht den Zwingherrn niederstoßen wollte. Dieser Schimpf, Deinem Lehns- herrn zugesügt, schärfe Dein Schwert, verdopple Deine Hiebe. Ich selbst werde Zeuge Deiner Tapferkeit und Deines Sieges sein. Auch Jutta werde ich zu dem Schauspiel einladen, damit die strahlenden Augen der höchsten Schönheit im Reiche Deine Waffentat bewundern."

Mit kräftigem Handschlag schieden beide von einander.

Des Grafen Besuch im Stiftshof setzte Jutta und deren Mutter in große Bestürzung. Robbo hatte sich zwar beim zufälligen Begegnen mit Jutta freudig überrascht gezeigt, den ritterlichen Anstand in keiner Weise verlegt. Außerdem wußten sich die Edelfrauen unter dem Schutze des Hochstiftes, so daß sie keinen Angriffen auf Ehre und Freiheit ausgesetzt zu sein glaubten. Sie kannten jedoch aus Erfahrung Robbos Ruchlosigkeit und falsche Tücke und beschloßen, sehr auf ihrer Hut zu sein. Demzufolge hielten sie es für

Klug, ihn freundlich zu behandeln und Juttas Verlobung zu verbergen, weil letztere den Grafen erbittern, zu neuer Muthat reizen könnte. Die Familie des Verwalters setzten sie hievon in Kenntniss, mit der dringenden Bitte, in Kobbos Gegenwart weder von Lothar, noch von dessen Verlobung zu sprechen.

„Klug gedacht!“ lobte Theodulf. „Argen Deuten, deren man sich nicht erwehren kann, muß man be-
geggen, wie bissigen Hunden, denen man zwei Stücke
Brot reicht, und selbe mit Honigworten bestreicht.
Was den tühnen Helden und Königsretter Lothar be-
trifft, so wäre es fast eine Beschimpfung seines Namens,
denselben vor einem Menschen auszusprechen, dessen
Gesicht das Brandmal höllischer Bosheit trägt.“

Der Graf hatte ohne Aufschub seine Herberge ge-
wechselt. Im Stiftshof angelangt, verwandte er zu-
nächst große Sorgfalt auf die Verschönerung seines
Äußeren. Er wusch das Gesicht, kämmte das bis zu
den Schultern herabwallende schwarze Haar und be-
feuchtete es mit wohlriechendem Wasser; denn mancher-
lei Künste, zur Befriedigung eiteln Sinnes, waren dem
zehnten Jahrhundert keineswegs unbekannt.¹⁾ Mit
den Füßen schlüpfte er in silbergestickte Schuhe, und
vollendete mit Hilfe des Kammerdieners seinen reichen
Anzug durch eine goldverbrämte Ärmeltunika. Hier-
auf begab er sich nach der Wohnung der Edelfrauen,
die er bei der Arbeit traf, Jutta am Webstuhl, Hed-
wig am Spinnrocken.

1) Agius, vita Hathumodae. c. 2.

„Ich wollte nicht unterlassen,“ begann er nach freundlicher Begrüßung, „ohne Weile von einem bevorstehenden Waffengang Euch Kunde zu bringen. Das Schauspiel wird die edlen Frauen gewiß ergötzen, indem es angenehmen Wechsel und Kurzweil bietet in der Einförmigkeit des Stiftshofes. Mein Vasall, Ritter Marahwart, dessen grobe Ungeschicklichkeit und Torheit mir beinahe den Schimpf des Frauenraubes zugezogen, wird sich morgen früh mit einem tapferen Degen schlagen. Der Kampfplatz ist just gerade dem Stiftshof gegenüber, so daß wir den Waffengang von der Mauerzinne bequem anschauen können. Die Gegenwart unvergleichlicher Frauenschönheit,“ fügte er schmeichelnd hinzu, „wird die beiden Kämpen gewiß zu glänzenden Leistungen in der Waffenführung anspornen.“

„Wir danken für Eure Aufmerksamkeit, Herr Graf, und werden nicht versäumen, das Waffenspiel zu betrachten,“ erwiderte Jutta, für ritterliche Spiele die Neigung der Frauen jener Zeit theilend. „Wer ist beim Waffenspiel der Gegner Eures Vasallen?“

„Vorerst muß ich bemerken, adeligste Maid, daß es sich keineswegs um ein gefahrloses Waffenspiel handelt, das nur Kunst und Kraft der Recken beweisen soll. Es wird vielmehr mit scharfen Waffen auf Tod und Leben gestritten, — dieser Umstand macht das Schauspiel noch anziehender. Marahwart, der tapferste Kämpfe im Nahegau, wurde, wie Ihr selbst Zeuge gewesen, von dem Wehring Lothar bezwungen. Darum hält er sich für beschimpft und möchte die Scharte aus-

wehen. Er schickte deshalb dem Wehring eine Herausforderung, welche angenommen wurde."

Jutta entfarbte sich und starrte mit den Zeichen größter Bestürzung Robbo sprachlos an.

"Was erschreckt Euch?" forschte befremdet der Graf. „Fürchtet Ihr etwa die Niederlage des stattlichen Wehring?"

Die Frage erinnerte Jutta an die gegebene Blöße und zwang sie, mit äußerster Anstrengung ihre Fassung zu bewahren.

"Mein Schrecken ist natürlich," antwortete sie. „Ich müßte ein sehr undankbares und gefühlloses Geschöpf sein, würde ich nicht erschrecken, bei der drohenden Gefahr für meinen Retter und Befreier aus der Hand des gewalttätigen Marahwart."

"Den Grund Eures jähen Entsetzens hätte ich selbst erraten können, wäre auch sicher darauf gekommen, ohne die Umnebelung meines Denkens," versicherte Robbo mit einem Lächeln, das einschmeichelnd und gewinnend sein sollte, in Wirklichkeit aber grinsende Lücke ausdrückte. „Gegenüber einer Schönheit von überwältigender Macht, verliert man das Denken und wird ganz Bewunderung."

Jutta vernahm kaum die Schmeichelrede; sie bot ein solches Bild von Angst und Bestürzung, daß Frau Hedwig ihr zu Hilfe eilte.

"Auch mir täte es wahrlich leid," sagte sie, zugleich mit bedeutsamem Blick ihre Tochter mahnend, „wenn im Streite mit dem tapferen Marahwart ein Mann

Schaden litte, dem wir Dank schulden. Wir hatten zwar den Ritter Lothar niemals gesehen, sind ihm auch nicht versippt, so daß er uns völlig fremd, doch aber unser Wohltäter ist, für den wir Teilnahme hegen müssen."

"Solthane Teilnahme ehrt Euch und Eure Tochter. Wäre ich nicht Graf des Rahengaus, dann möchte ich Ritter Lothar sein, um Eurer Teilnahme willen. Übrigens stimmt mit Eurer Teilnahme mein Wunsch zusammen, Lothar möchte im Kampfe morgen siegen, — warum? Weil Marahwart ein grober, tölpelhafter Mensch ist, der mich durch seine Dummheit in Unglimpf brachte, weshalb er gezüchtigt zu werden verdient. Wiederholt lud ich gnädiges Fräulein zum Besuche in Rothenburg ein und war so kühn, an die Annahme meiner Einladung zu glauben. Deshalb schickte ich Marahwart mit dem Zelter nach Staudernheim, und gebot ihm, die minnigliche Maid in allen Züchten und Ehren nach meiner Burg zu bringen. Er jedoch betrachtete meine Einladung als Befehl und wollte in seiner rauen Art denselben mit Gewalt durchführen. Heftig zürnte ich ihm und drohte mit Entziehung des Lehens. Obwohl von meinen Dienstmännern der tapferste, wünsche ich doch, er möchte zu Eurem Ergötzen morgen in den Sand fliegen."

"Hat auch Marahwart gröblich und wider Euren Willen an mir gehandelt, so wünsche ich ihm doch kein Unheil," erwiderte Jutta.

„Wäre Euch Lothars Niederlage erwünschter?“ fragte er mit lauerndem Blick.

„Dies nicht!“ antwortete sie unbefangen. „Mein Wunsch geht dahin, es möge der Kampf für beide Teile schadlos verlaufen.“

Die Antwort verscheuchte des Grafen Verdacht. Wäre sie nicht frei von zärtlicher Neigung für den jungen Helden, dann hätte sie mit solcher Ruhe und Gleichgültigkeit nicht erwidern können, — meinte Robbo.

Nachdem er sich mit dem Versprechen entfernt hatte, die Edelfrauen zum Anschauen des Waffenganges abzuholen, brach Juttas mühevoll bewahrte Fassung zusammen. Sie rang die Hände und weinte heftig.

„Dein Klagen und Jammern ist grundlos,“ sagte Hedwig, als der Tränenstrom nicht versiegen wollte. „Dermaßen bitterlich hast Du nicht geweint, als man die butigen Leichen Deines Vaters und Deiner Brüder von der Wahlstatt heimtrug. Lothar wird morgen keine Leiche, — siegen wird er. Warst Du nicht auf dem Disibodenberg ohne Furcht? Hast Du nicht gesagt, der plumpe Marahwart könne den gar schnellen und starken Helden Lothar im Kampfe nicht bestehen? — Nun also!“

„Heute sage ich dasselbe, — dennoch bangt mir das Herz,“ schluchzte Jutta. „Ich gelobe drei Fasttage und drei Bittgänge zum heiligen Disibod, auf daß mein trauter Lothar den Sieg erringe.“

„Zur größten Vorsicht muß ich Dich mahnen, — der Graf ist argwöhnisch. Dieser Gewaltmensch wäre

aus Eifersucht und Rache des Schrecklichsten fähig, käme ihm Deine Verlobung zu Ohren.“

„Du redest klug, liebe Mutter! Ich werde mich bezwingen und lächeln mit dem Munde, obwohl das Herz mir blutet.“

Bevor am folgenden Morgen das Mettenglöcklein des Münsters die Kanoniker zur Non rief, erschien Bothar an dem von ihm selbst bezeichneten Kampfplatz. Weniger die ebene, zum Wagenrennen geeignete Fläche mochte ihn zu dieser Wahl bestimmt haben, als die Nähe des Stiftshofes und die Wahrscheinlichkeit, vor Juttas Augen streiten zu können.

Unweit derselben Stelle hatte vor wenigen Tagen ein Gefecht stattgefunden, wie umherliegende zerbrochene Waffen und der zerstampfte Boden bewiesen. Auch der Wallgraben, von den Belagerern mit Fackeln und Sandsäcken nächtlicherweile ausgefüllt, sowie das halbverbrannte Schutzbach und Balkenwerk eines Sturmbodens oder Mauerbrechers, verkündeten die Hefigkeit des Angriffs und die Tapferkeit der Abwehr.

Neben Bothar ritt sein Knappe Tagino, mit Schild und Lanze seines Herrn, dessen Hünengestalt, vollständig in Stahl gehüllt, gleich einem ehernen Gebilde auf dem feurigen und mächtigen Streitrosse saß. Den Wehring begleiteten der Lagermarschall und einige Ritter, Zeugen und Ordner des Kampfes. Ohne Zweifel würde sich eine große Menge Zuschauer aus dem Lager, dessen Zelte in der Ferne sichtbar waren, hier eingefunden haben, wäre der Vorgang nicht ge-

heim gehalten worden. Klugheit gebot diese Vorsicht, indem bei der Anwesenheit vieler Krieger leicht zweckloses Blutvergießen entstehen konnte. Dagegen wurde die Zahl der Zuschauer auf den Binnen der Türme und den Binnengängen der Ringmauer immer größer. Auch Jutta, ihre Mutter und Graf Robbo erschienen. Lothar, der seine Braut sehnsüchtig erwartete, erspähte sie sofort, nicht wenig betroffen, den Grafen an ihrer Seite zu sehen. Längst beunruhigte und quälte ihn die Vermutung, Robbo möchte sich in Mainz befinden und von Juttas Gegenwart Kenntniss erhalten. Was er befürchtete und für Juttas Sicherheit gefährlich hielt, sah er jetzt verwirklicht. In banger Besorgnis spähte er hinüber. Aus Robbos lebhaften Bewegungen schloß er auf dessen Bemühungen um Jutta's Gunst, die vor Lothars Augen wie ein wehrloses Opfer neben dem Unholde stand. Dunkle Bornesglut bedeckte sein Gesicht. Der Gemütssturm des Reiters mochte durch Schenkeldruck dem Streitroß sich mittheilen; denn es schnaubte, schüttelte wild die Mähne und schlug mit den Hufen den Boden.

„Was siehst Du da drüben auf dem Binnengang des Stiftshofes?“ fragte Lothar seinen Knappen.

„Dort sehe ich die minnigliche Braut Guer Gnaden,“ antwortete Tagino, welchem seines Gebieters heftige Erregung nicht entging. „Die Edelmaid will Euch streiten sehen und wird manches Stoßgebetlein zum Himmel schicken, auf daß Gott Euch Sieg und Ehre schenke.“

„Und wen siehst Du an ihrer linken Seite?“ fragte Lothar, in der Hoffnung, sein scharfes Auge möchte ihn dennoch täuschen.

„Das ist Graf Robbo, der bald seinen Vasallen am Boden sehen wird.“

„Himmel und Erde, was habe ich getan!“ sprach Lothar im Tone bitterster Reue. „In der Absicht, meine Herzenstraute der Gewalt jenes Buben zu entziehen, brachte ich sie nach Mainz, — und jetzt sehe ich die wehrlose Taube in den Krallen des Raubvogels.“

„Das soll Euch nicht kümmern, edler Herr!“ tröstete Lagino. „Die Verlobte meines Gebieters steht unter dem Schutze des Hochstiftes, und Theodulf ist ganz der Mann, im Stiftshof Bubenstreiche abzuwehren.“

Hier wurde Lothar von Dingen abgelenkt, die ebenso seine Besorgnis, wie seinen Zorn erregten. Der Lagermarschall hatte auf ebener Fläche eine Strecke von vierhundert Schritten abgemessen und deren beide Endpunkte durch Stäbe bezeichnet. Jetzt kam er mit Marahwart und dessen Begleitern heran, ebenso viele Ritter, wie jene in Lothars Gefolgschaft.

„Ich danke Euch, Herr Lothar,“ sagte Marahwart, „daß Ihr meine Herausforderung angenommen und mir Gelegenheit gegeben habt, den Schimpf vom Disibodenberg mit Eurem Blute abzuwaschen.“

„Ihr täuschet Euch, Ritter Marahwart!“ sprach stolz der junge Held. „Meinem Schwert zu unterliegen, ist kein Schimpf, sohin gebe ich Euch keine Ge-

Legenheit, etwas abzuwaschen, was nicht besteht. Nur deshalb nahm ich Eure Herausforderung an, weil mir dieselbe ermöglicht, einen Empörer wider König und Reich, dessen Leben verwirkt ist, nach Gebühr zu strafen.“

„Das mögt Ihr nehmen, wie Ihr wollt,“ entgegnete Marahwart. „Mir genügt es, Euch dermaßen aus dem Sattel zu werfen, daß Ihr nimmer aufsteht.“

„Erspart Euch das Prahlen bis nach dem Ausgang,“ versetzte Rothar.

„Meine Herren!“ rief der Marschall. „Nach geltenden Kampfsatzungen ist jede Beteiligung der Parteien am Waffengang streng verboten. Rüstung, Waffen und Roß verfallen dem Sieger. Ist der Span entschieden, so kehren beide Parteien, ohne Schmähreden und Feindseligkeiten, in das Lager und nach der Stadt zurück.“

Die beiden Gegner ritten nach den Endpunkten der Rennbahn. Tagino überreichte seinem Herrn Schild und Lanze. Der Marschall hielt zur Seite und beobachtete die letzten Vorbereitungen.

Die Zuschauer auf Türmen und Zinnengängen erwarteten in atemloser Spannung den Beginn des Rennens. Der Zustand, in dem sich Jutta befand, spottet jeder Beschreibung. Einesteils war sie ängstlich besorgt, durch ihr Benehmen des Grafen Verdacht nicht zu erregen, andernteils konnte sie Bestürzung und Schrecken über die gefährliche Lage ihres Verlobten nicht verbergen. Ihrem Angesicht entchwand alle Lebensfrische, ihre Hände zitterten, ihr ganzer Leib

behte. Alle diese Merkmale der furchtbarsten Seelenqual entgingen dem Grafen nicht. Eifersucht und Zorn loderten in seinen Augen.

„Mir dünkt, gnädiges Fräulein, Eure ängstliche Sorge um den Degen Lothar übersteige weit das Maß von Theilnahme. Eure Todesangst um den stattlichen Wehring verrät mehr, als schuldige Dankbarkeit.“

Unfähig, der ausgesprochenen Meinung zu begegnen, blickte sie himmelwärts und brach in die flehenden Worte aus: „Allmächtiger Gott, schirme und erhalte meinen edlen Ketter!“

In demselben Augenblick gab der Marschall das Zeichen zum Angriff. Die beiden Kämpen senkten die Lanzen, spornten ihre Rosse und stürmten gegen einander in tausendem Galopp. Hierbei zeigte es sich, daß Lothar viel besser beritten war, als sein Gegner. Verhältnismäßig langsam und schwerfällig überwand Marahwart's plumpes, starkknochiges Pferd den Raum. Wehring's edles Tier hingegen flog dahin, wie ein abgeschossener Pfeil, und diese Schnelligkeit mußte die Wucht des Lanzenstoßes verdoppeln. Auch das Ziel beider Gegner war verschieden. Marahwart richtete die Waffe nach dem Kopfe Lothars, was bei dem mangelhaften Visir jener Zeit zum Schutze des Gesichtes unfehlbar den Tod herbeiführen mußte, falls der Stoß gelang. Aber dieses Ziel zu treffen, war für den ansprengenden Reiter noch schwieriger, als für den Pfeilschützen das Schwarze in der Scheibe. Steckte sich Marahwart dennoch dieses Ziel, so tat er es unter

Eingebung seines Hasses und im Vertrauen auf seine Geschicklichkeit in Führung der Lanze.

Der Raum zwischen beiden Kämpfen verkürzte sich mit großer Schnelligkeit. Eine bedeutende Strecke über den Mittelpunkt der Rennbahn hinaus erreichte Wehring den Gegner. Zerschmetterndes Krachen verkündete weit hin den Zusammenstoß, der so gewaltig war, daß Bothars Streitroß auf die Hinterbeine sank. Marahwart hatte das Ziel verfehlt, flog aus dem Sattel und lag röchelnd am Boden. Bothars Lanze hatte Schild und Panzer durchbrochen und war tief in die Brust eingedrungen.

Stürmisches Beifallsgeschrei der Zuschauer auf der Ringmauer begrüßte den Sieger. Jutta äußerte keine Beifallsbezeugungen. Der jähe Übergang aus tödlicher Angst in namenlose Freude verwirrte und betäubte sie. Und dann strahlte ihr Angesicht im Übermaße des Glückes.

„Verwunderlich!“ murzte Robbo, dessen Aufmerksamkeit mehr auf Jutta, als auf den Kampf gerichtet war. „So lange wir hier standen, glichet Ihr einer Leiche, die beim Siege des Wehring plötzlich zum Leben erwachte. Höchst verwunderlich!“

Marahwards Begleiter hatten dessen Helm abgenommen und die Panzerkappe zurückgeschoben. Verglaste Augen des Toten starrten die Umstehenden an.

„Diesmal ist er gewiß ganz tot und wird nicht wieder lebendig, es sei denn am Tage der allgemeinen Auferstehung,“ berichtete Tagino seinem Herrn, der

beständig nach der Ringmauer hinüberchaute, wo immer noch Jutta neben dem Grafen stand.

„Die Seele unseres Kampfgenossen ist entflohen,“ sprach herantretend ein Ritter. „Nach Herkommen und ritterlichen Sagen gehören Euch Waffen, Rüstung und Roß.“

„Auf Rüstung und Waffen verzichte ich, das Pferd schenke ich meinem Knappen Tagino,“ erwiderte Bothar.

Marahwards Leiche wurde auf Lanzenschafte gelegt und nach der Stadt getragen. Wehring kehrte mit seiner Gefolgschaft in das Lager zurück.

„Ihr führt eine ausgezeichnete Lanze, — ich weiß nicht, ob im Heerbann des Königs eine bessere zu finden ist,“ rühmte der Marschall. „Eure jüngste Waffentat will ich heute noch unserem Herrn Otto melden.“

„Nähmen die Häupter des Aufstandes Herausforderungen des Helden Bothar an, so wäre zum Heile des Reichs die Fehde bald entschieden,“ meinte ein Ritter.

Der Gerühmte war unzugänglich für das gespendete Lob und augenscheinlich mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Nach einigen Dankesworten für die Geleitschaft, schied er im Lager von seinen Begleitern und ritt nach seinem Zelt. Dort nahm der harrende Troßknecht die Pferde in Empfang. Tagino entwappnete seinen Herrn, der sich heute, bei Ablegung der Rüstung, gegen seine Gewohnheit ganz untätig verhielt und einer leblosen Bildsäule glich. Der kluge

Tagino begriff die gegenwärtige Gemüthsstimmung seines Gebieters und versuchte, dieselbe zu erleichtern.

„Herzog Konrad liegt mit seinen streitbarsten Vasallen in Mainz, zu denen auch Graf Robbo gehört.“ fing er an. „Ergötzlich ist's gerade nicht, daß Robbo den Aufenthalt der adeligen Jungfrau erspähte, jedoch auch nicht bedenklich, oder gar gefährlich. Im Stiftshof ist die Verlobte meines Gebieters wohl geborgen und sicher wider hubenhafte Anschläge des Grafen.“

„Du könntest Dich auch täuschen,“ versetzte Wehring. „Leute, die Eid und Treue brechen und in Aufruhr stehen wider König und Reich, sind jeglicher Untat fähig. Plant Robbo zum zweiten Male Jungfrauenraub, wer mag es ihm wehren in einer Stadt, die gegenwärtig in der Gewalt von Räubern und schlechten Leuten ist? — O Himmel!“

„Verzeiht, edler Herr, dem muß ich widerreden! So dumm ist Robbo doch nicht und auch nicht so lebensmüde, daß er eine Vubentat unternähme, die ihm sicher den Tod brächte. Nein, die Braut des Helden Vothar wird er mit keinem Finger berühren!“

„Weiß er, daß Jutta mir verlobt ist? Nein! Jutta hat mich durch keinen Wink, durch kein Schwenken ihres Tüchleins gegrüßt, — warum nicht? Weil sie das zarte Verhältniß zu mir vor dem Elenden verbergen wollte, — daran tat sie klug. So ein Schurke, mehr Heide als Christ, würde durch seine glühende Leidenschaft, dazu von Rache ob seiner Verschmähung

getrieben, zur schmachvollsten Gewalttat sich hinreißen lassen. Das Kleinod meines Lebens, mir theurer als das Leben, in der Gewalt dieses Ruchlosen. — oh — oh!“ er stampfte mit den Füßen und wild flammten seine Augen.

„Euer Gnaden, — verzeiht dem Getreuen die gerade Rede, — handelt nicht weise, durch Einbildungen sich zu quälen, die niemals zu Taten werden können. Die bedrängte Jungfran würde bei der Bruderschaft des Hochstiftes, unter dessen Schutz sie steht, mächtige Helfer finden. Den Kanonikern steht der Weg zur Klage bei Rudolf und Konrad offen. Die Herzöge mögen Empörer sein, doch so niedrig gesinnt und schlecht sind sie nicht, daß sie eine schändliche Vebentat gut heißen. Zudem wohnen in Mainz keine Heiden, sondern Christenleute, die ihre Stadt und ihre Ehre nicht beschimpfen lassen.“

Wehring erkannte das Gewicht dieser Gründe und wurde ruhiger. Dennoch war er in den folgenden Tagen von den schrecklichsten Vorstellungen und Befürchtungen gefoltert und sein Nachsinnen vergehend, wie er Jutta aus der entsetzlichen Gefahr befreien könne.

X.

Ein Sendbote Gottes.

In der großen Halle der erzbischöflichen Pfalz hatte sich um die Herzoge Konrad und Rudolf ein Kriegsrat versammelt. Außer den zwei Fürsten bildeten denselben sechs reiche und mächtige Grafen, von denen zwei in Franken und vier in Alamannien sesshaft waren. Den Vorsitz führte der Schwabenherzog Rudolf, des Königs unglücklicher und verblendeter Sohn. Ein Zeitgenosse von ihm, Brunos Biograph Ruotger, sagt über ihn: „Das Haupt dieser Verschwörung war des Königs Sohn Liudolf, ein Jüngling schön und herrlich anzuschauen; geschaffen, nicht allein das Reich, wie es war, zu erhalten, sondern auch die Denkmale der Siege des Vaters noch glänzender zu machen, wenn er nicht den Versüßern vertraut und nicht Verräther, sondern Erbe hätte sein wollen. Aber da er, ungestüm nach Reichtum und Herrschaft trachtend, dem väterlichen Räte nicht folgte, so geschah ihm nach dem wahrhaftigen Spruche Salomos, daß das Erbe, nach dem er eifertig strebte, zuletzt nicht gesegnet war.“ ¹⁾

1) Ruotger, vit Brun. c. 18.

Haltung und Benehmen Rudolfs machten den Eindruck jugendlicher Unerfahrenheit, hochstrebenden Sinnes und leidenschaftlicher Hestigkeit, die sich, vom Stolze beraten, in starrsinnigen Troß wandelten, sobald unüberwindbare Hindernisse der Verwirklichung seiner Absichten entgegenstanden.

Neben ihm saß Konrad der Rote, seit drei Monaten merklich gealtert. Der mißlungene Kriegszug nach Lothringen, die überstandenen Strapazen, die bittere Kränkung über seine Absetzung, und nicht zuletzt Gram über das jüngst erfolgte Ableben seiner Gemahlin Giudgard, waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Das Unglück hatte ihn jedoch nicht gebeugt, vielmehr seine Entschlossenheit und Tatkraft gestählt. Hart waren die Züge des wettergebräunten Gesichtes, finster der Blick seiner rachgierig lodernden Augen.

Von den sechs gegenwärtigen Reichsgroßen war der alamannische Graf Dadan der mächtigste und zugleich, neben dem Grafen Bucco, die treibende Kraft der Empörung. Beide gehörten zu jener Richtung im höchsten Adel, die nur ein Schattenkönigtum wollten gelten lassen, während Herzoge und Grafen in ihren Gebieten die Stellung unabhängiger Landesherren einnahmen. Deshalb haßten sie den selbstbewußten Otto, der kraftvoll die übermütigen Dynasten in die Schranken gesetzlicher Ordnung wies und das Ansehen der Krone wahrte. Diese mächtige Partei hatte Rudolfs Unzufriedenheit und gereizte Stimmung über die Vorgänge am Königshof benützt, seinen Ehrgeiz durch verlockende

Vorspiegelungen aufgestachelt, und ihn schließlich zur Empörung wider den eigenen Vater getrieben.

„Unsere Sache steht vortrefflich!“ versicherte Graf Dadan, ein Mann in vorgerückten Jahren, mit scheinbar offenen Gesichtszügen, während verschleierte Arglist in seinen Augen lauerte. „Was Herr Otto in fünf Wochen nicht erzwingen konnte, wird er in fünf Jahren nicht erreichen, — nämlich die Öffnung der festen Stadt Mainz. Er muß also unverrichteter Dinge abziehen und zwar bald; denn die Dienstzeit seiner Vasallen ist nahezu abgelaufen, sein Heerbann löst sich auf. Wir bekommen freie Hand und ziehen nach Bayern, wo man Heinrichs Strenge und hochfahrender Härte satt ist. Die Bayern werden in hellen Haufen zu uns übergehen. Auch in Sachsen wächst stetig die Zahl unserer Anhänger, weil dort mit Recht der Adel empört ist über Eingriffe und Übermut des Markgrafen Gero.“

„Des sieggetrönten, unüberwindlichen Helden,“ ergänzte Konrad, des Königs Stimme nachahmend.

„Stehen Franken, Schwaben, Bayern und ein großer Teil von Sachsen in unserer Waffengenossenschaft, was bleibt dem Herrn Otto anders übrig, als Unterwerfung?“ fuhr Dadan fort. „Sodann genügt uns nicht mehr die bloße Teilnahme unseres Gebieters Rudolf an der Herrschaft, — wir fordern für ihn Szepter und Krone. Herr im Reiche, alleiniger Gebieter, ist König Rudolf, kein anderer.“

Die vorgehaltene Lockspeise machte das Gesicht des

jungen Herzogs erglühn, hoffährtiges Gelüften glitzerte in seinen Augen.

„Zur Sicherung des Sieges gibt es einen guten Weg,“ nahm Konrad das Wort. „Mir wurde zuverlässige Kunde, daß die Ungarn wieder zum Einfall in das Reich rüsten. Sie kommen gelegen. Die Ungarn seien unsere Bundesgenossen.“

Die letzten Worte sprach er mit grimmig verzerrten Mienen, wie ein Mensch, dem äußerste Leidenschaftlichkeit alle Besonnenheit raubte. Sogar die Grafen, deren Gewissen sehr weit war, erschrocken bei diesem Vorschlag.

„Mit den Heiden uns verbünden wider die Christenheit!“ sagte Bucco. „Solche Waffengenossenschaft will mir nicht behagen.“

„Nimmt Eure Frommheit Anstoß am Bündnis mit Heiden, so widerredet Ihr Euch selbst,“ entgegnete Konrad. „Gerade Ottos übertriebene Sittenstrenge, sowie unbeugsame Starrheit seiner Regierungsweise, jegliche Freiheit unterdrückend, zwangen Euch das Schwert zur Abwehr in die Faust. Habt Ihr nicht selbst gesagt, man dürfe nicht dulden, daß Otto aus dem Reiche ein Kloster und aus dem Adel Mönche mache, die lediglich nach der Regel des heiligen Benedikt leben? Auch mir gefällt ein Gehorsam nicht, welcher die Fürsten dem Willen des Königs unterwirft, und glaube dennoch, ein Christ zu sein. Die Bundesgenossenschaft mit den Heiden tastet unsere religiöse Überzeugung nicht an, — sie ist doch nur ein

Mittel zur Erreichung unserer Ziele. Hilft mir der Teufel wider den Teufel, so weise ich dessen Beistand nicht zurück.“

„Ich theile meines Schwagers Ansicht,“ sprach Rudolf. „Mein Vater ist ein kühner Mann, klug im Rat, weise in Anschlägen, ein vielerprobter Held im Kriege. Trotz unserer Übermacht befürchte ich Unglück und Niederlage. Deshalb ist mir das streitbare Ungarnvolk mit seinen schnellen Reitern und zahllosen Bogenschützen sehr willkommen. Kömen sie nicht, ich würde sie rufen.“¹⁾

Die Grafen schwiegen; ihre Haltung bewies, daß sie mit dem reichsverräterischen Anschlag einverstanden seien. Dennoch empfanden alle die Schwere des Frevels, in Gemeinschaft mit heidnischen Barbaren das Vaterland zu verwüsten. Finster blickten sie vor sich hin; keiner wagte, dem anderen in das Auge zu sehen. Dagegen erschloß ihnen das erwachte Gewissen die Pforten der Zukunft. In geistigem Schauen und in Verbindung mit Erfahrungen der Vergangenheit, gewahrten sie in der Ferne die Taten ihrer Bundesgenossen, — aufwirbelnde Rauchsäulen brennender Städte und Dörfer, — strömende Blutbäche, — aus-

1) „Zugleich lockten die Verschworenen die Ungarn, jene alte Pest des Vaterlandes, herbei, um in das schon durch inneren Sturm zerrissene Reich einzubrechen, denn so glaubten sie, würde ihnen die Sorge, welche sie fortwährend hegten, ganz genommen oder wenigstens vermindert.“ Ruotg. vit. Brun. c. 19.

geraubte und zerstörte Kirchen und Klöster, — lange Züge gefangener Christen, von den Heiden in die Sklaverei geschleppt.

Auffallendes Geräusch von außen unterbrach die unheimliche Stille. Verhaltenes Geseum vieler Menschenstimmen, Rauschen und schiebendes Gedränge einer großen Volksmenge, klangen von der Straße herauf in den Saal.

„Was gibt es da unten?“ sagte ein Graf und trat zum Fenster. „Seht doch, was hat dies zu bedeuten?“

Die Fürsten eilten nach den Fenstern und sahen mit Verwunderung die ganze Bürgerschaft von Mainz, alt und jung, männlich und weiblich, in dichter Masse vor der Pfalz versammelt. Zugleich waren die Vasallen der Fürsten in der Menge vertreten, und jedes Glied derselben beobachtete die gleiche ruhige, fast andächtige Haltung. Kein Lärm, kein lauter Ruf verriet die Gegenwart zahlloser Menschen, die sich langsam fortbewegten, beständig ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt gerichtet. Dieser Punkt war ein ehrwürdiger Greis, dessen hochragende Gestalt das Gewand des heiligen Benedikt kleidete. In der Linken trug er den gebogenen Abtßstab, weniger als Zeichen seiner Würde, wie als Stütze. Mit der Rechten segnete er das Volk, welches in die Kniee sank, sobald er herankam. Während er sich sehr langsam fortbewegte, öffnete vor ihm die Menge eine schmale Gasse, wobei viele sein Gewand ehrerbietig küßten. Dicht hinter ihm gingen zwei

Kanoniker des Münsters, durch Mienenspiel und Winke das Volk zur Ruhe mahnend.

„Beim Himmel, das ist ja Lambert, der Abt vom Disibodenberg!“ rief Herzog Konrad. „Ein heiliger Mann, der Verborgenes durchschaut, die Zukunft voraussieht, Kranke heilt und Wunder wirkt. Meine Herren, wir dürfen uns auf sehr ernste Dinge gefaßt machen; denn uns gilt der Besuch des gestrengen Heiligen.“

„Bah, — wir werden uns gegen Anmaßungen des Pfaffen zu schützen wissen!“ entgegnete Dadan. „Verdient er meinen Zorn, so wird ihm ein Schwerthieb auf ewig den Mund schließen.“

„Hütet Euch, Graf! Das Volk würde Euch in Stücke reißen,“ warnte Konrad, dessen ernste Haltung bewies, daß er selbst an Heiligkeit und Wundermacht des Abtes glaubte.

In gespannter Erwartung, nicht frei von Scheu über das bevorstehende Erscheinen des Heiligen, standen die Fürsten in Mitte der Halle, deren Thüre weit aufging und den Abt mit seinen beiden Begleitern einließ. Während die Kanoniker in der Nähe des Eingangs stehen blieben, schritt der Greis langsam durch den Saal, hochaufgerichtet, mit strenger Miene und strafendem Blick.

„An Euch, Fürst Rudolf, geht meine Sendung!“ hob er an.

„Wie ich vernahm, seid Ihr der Abt vom Disi-

bodenberg," unterbrach ihn Rudolf. „Wer hat Euch gesandt?" Etwa mein Vater?"

„Nein! Der König weiß nichts von meiner Sendfahrt. Im Namen Gottes stehe ich hier und in Erfüllung seines Willens. Pflichtig bin ich, des heiligen und gerechten Gottes Gebot Dir vorzuhalten. Zeigen soll ich im Spiegel des göttlichen Gesetzes Deine Mißgestalt. Verkünden soll ich Dir Untergang und Strafe, denen kein Frevler wider des Allerhöchsten Satzungen entgeht. So spricht der Herr: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren! Wer seinen Vater betrübt, der ist ein unglückseliger und schändlicher Mensch. Wer seinen Vater nicht ehrt, der sei verflucht! Wer Gott fürchtet, der ehrt auch seinen Vater. Gedenke Deines Vaters, auf daß nicht Gott Deiner vergesse, und Du lieber nicht geboren zu sein wünschest und den Tag Deiner Geburt verfluchest.‘ — Das sind Worte Gottes, niedergelegt in der heiligen Schrift, und von mir, dem mindesten Knecht des Allerhöchsten, Dir an das Herz gelegt. Wie der Königssohn Absalon wider seinen Vater David gefrevelt, so frevelst Du wider Deinen Vater, den ruhmgekrönten Heldenkönig. In Waffenrüstung erhob sich Absalon wider seinen Vater und starb eines schmachvollen Todes ob seiner Missethat. Auch Du stehst gerüstet gegen Deinen Vater, in Empörung wider den König, — auch Dich wird Gottes strafender Arm treffen, — viel schneller als Du vermutest. Niemals wirst Du das Ziel erreichen, nach dem in vermessener Kühnheit Dein Übermut strebt.

Zum Herrscher im Reiche, zum Völkerhirten, berief der Allerhöchste seinen getreuen Diener Otto. Die Vergangenheit könnte Dich belehren, daß Gott seinen Getreuen schirmt wider alle Feinde; denn aus allen Empörungen ging er siegreich hervor. Darum besinne Dich, Fürst Rudolf! Fordere nicht länger Gottes Strafgericht heraus. Verlasse die Bahn des Verderbens. Sühne durch frommen Wandel das große, der Christenheit gegebene Ärgernis. Lege die Waffen nieder und erscheine in Reue vor Deinem Vater, dessen bekannte Milde und Großmut Dir vergeben wird."

Der Greis schwieg. Er hatte mit Nachdruck und Strenge gesprochen, wobei Gottes Sendboten würdevolle Hoheit umkleidete.

Da sich die Zuhörer nicht völlig dem religiösen Geist ihrer Zeit und der Hochachtung entziehen konnten, welche im Rufe der Heiligkeit stehende Männer einflößten, so blieb die Rede nicht ohne Eindruck. Graf Dadan gewahrte Rudolfs Betroffenheit und raffte sich auf, die drohende Sinnesänderung des jugendlichen Fürsten abzuwenden.

„Der Abt vom Disibodenberg hat uns eine Predigt gehalten und Gottes Wort, das muß ich sagen, mit gar viel Wichtigkeit vorgetragen," fing er an. „Wir sind jedoch keine Kinder, welche unter der Zuchttrute und im Gehorjam ihrer Eltern stehen. Wir sind Reichsfürsten, — niemand verantwortlich als uns selbst. Was wir für Recht halten, das führen wir aus, — darin soll uns keines Mönches Predigt hindern. Mag

immerhin die Pfaffheit und ihr Anhang in Otto Gottes getreuen Knecht finden, — uns und allen freiheitliebenden Männern ist derselbe Otto ein selbstherrischer, die Würde der Fürsten und deren Gerechtsame unterdrückender Mann, — ein Zwingherr, dessen schimpfliches Joch wir zerbrechen. Im Reiche wünschen wir einen Gebieter, der nicht nach dem Evangelium regiert, sondern nach den Sätzen alten Herkommens in deutschen Landen. Ein solcher Mann ist Herzog Rudolf, für den wir im Reiche die Führung und Königskrone erstreiten.“

Die Köpfe, welche sich vor der Mahnung des ehrwürdigen Sendboten Gottes gebeugt, reckten sich wieder empor, bei Dadans entschiedenem Widerspruch. Der Graf kannte die geheimen Triebfedern des Aufruhrs. Deshalb stachelte er das hochfahrende Streben des unnatürlichen Sohnes ebenso, wie den unbotmäßigen, gefeglosen und habgierigen Sinn der Grafen.

Lambert durchschaute Dadans Arglist. Jetzt ruhte sein scharfer Geistesblick so durchdringend und zürnend auf dem Häuptling der Empörung, daß er scheu vor sich hinsah.

„Graf Dadan, Dich kenne ich, — noch weit besser kennt Dich Dein göttlicher Richter!“ sprach in strafen-der Ruhe der Abt. „In der Heilsbotschaft des Evangeliums beruhen Glück und Wohlfahrt der Völker, — dennoch willst Du keinen König, der regiert im Geiste des Evangeliums. Die Finsternis des Heidentums ersehnt Du zurück, jene schauerliche Barbarei, welche den

Schwachen straflos unterdrücken ließ und dem Gewalthaber die größten Verbrechen gestattete. Du liebst heidnische Sitten und Sagen, weil sie Deine Härte und Ruchlosigkeit gegen Deine Hörigen nicht schelten. Du hassst das Evangelium des göttlichen Christ, weil es gebietet, jedem Menschen, sei er frei oder leibeigen, als Gottes Kind zu behandeln und alle ihm gebührende Rechte zu achten. Du liebst das Heidentum, weil es Raubfehde und Schwertbeute als rühmliche Mannesthat der Freien anrät, weil es Deinem bösen Drang, zur Befriedigung der Habsucht, die Zügel schießen läßt. Kein Schwacher ist sicher vor Deinen Raubstrahlen. Du achtest kein Recht. Alle Klöster im Bereiche Deiner Macht hast Du beraubt, unterdrückt, vergewaltigt. Graf Dadan, ich warne Dich! Freble nicht weiter auf Gottes Langmut, willst Du nicht von dem rächenden Arm des Allmächtigen hinabgestürzt werden in den Abgrund ewiger Qualen."

„Ha, — ha, durch solche Schauermärlein schreckt man Kinder, keine Männer, — am wenigsten freiheitsliebende Männer und Reichsfürsten," versetzte hohnlachend der Graf. „Nach meinem Bedünken, habt Ihr genug geleistet auf Eurer Sendfahrt, — ich wenigstens bin nicht willens, die weitere Strafpredigt des Sendboten Gottes anzuhören."

„Eure Verstocktheit im Bösen darf mich nicht abhalten, meine Aufgabe vollständig zu lösen," erwiederte Lambert. „Zügellosigkeit, Unbotmäßigkeit, Entsefflung schlechter Leidenschaften nennt Ihr Freiheit. Das ist

der Giftwind, mit dem Ihr und Eure Gefippten die Flammen der Empörung wider den König angeblasen habt. Von Euch gilt das Wort des heiligen Apostels Petrus: „Der Herr weiß die Ungerechten auf den Tag des Gerichtes zur Strafe aufzubewahren, vorzüglich aber jene, welche die Obrigkeit verachten, und in ihrer Tollkühnheit und Selbstgefälligkeit sich nicht fürchten, Spaltungen zu erregen und zu lästern. Diese locken an sich die leichtfertigen Seelen; sie verheißen ihnen Freiheit, da sie doch selbst Knechte des Verderbens sind.“

„Wie, — einen Knecht schmäht Du mich, frecher Mönch?“ rief Dadan ergrimmt. „Kein Wort mehr, — willst Du länger leben!“ und heftig stieß er das Schwert auf den Boden.

Der Abt bewahrte seine Ruhe, keineswegs eingeschüchtert und geneigt, den Zweck seiner Sendsahrt durch Todesdrohungen vereiteln zu lassen.

Herzog Konrad sah das von Wut verzerrte Gesicht Dadans, und befürchtete das Schlimmste. „Herr Graf, gedenkt meiner Warnung!“ rief er ihm zu. „Zugleich bin ich der Meinung, daß wir mit schuldiger Achtung die Botschaft des ehrwürdigen Mannes anhören, zumal er Worte nach Gottes Gebot und Willen spricht, — wir sind keine Heiden.“

Dadan wandte sich ab und stürmte nach dem Ausgang der Halle, kehrte jedoch sogleich wieder um, weil er Lamberts Einfluß auf die Entwicklung der Dinge befürchtete.

„Ich komme zum Schlusse,“ nahm der Greis wieder

das Wort. „Fürst Rudolf, Ihr seid durch Geburt und freie Wahl der Großen berufen, dereinst Nachfolger in der Herrschaft Eures glorreichen Vaters zu sein. Verscherzet nicht durch Untreue und Empörung diesen hohen Beruf. Laßt Euch nicht mißbrauchen und betrügen durch leere Vorspiegelungen arger Leute. Welcher Geist den Verschworenen innewohnt, habt Ihr vernommen aus dem Munde des Grafen Dadan. Wir sind niemand verantwortlich, als uns selbst, — sagt er, während doch alle Menschen Gott verantwortlich sind und der von ihm gesetzten Obrigkeit. Wohin käme es mit der Staatsordnung, wohin mit dem gesellschaftlichen Leben, wenn männiglich tun oder lassen könnte, was ihm gefällt? Das ganze Reich würde zum Tummelplatz der schauerlichsten Verwirrungen und Meintaten. Wir wollen nicht nach dem Evangelium regiert sein, sagt Dadan, — da seht den nackten Heiden! Verlasse, o Jüngling, die Genossenschaft solcher Leute und rette Deine Seele! Flüchtig ist das Leben, dessen Ausgang durch die Pforte des Todes stets offen. Wer nicht hienieden gelebt für die Ewigkeit im Geiste des Evangeliums, der muß ewige Todespeinen leiden; denn Trennung von Gott im Jenseits ist ewiger Tod.“

Die letzten Worte, mit warmer Empfindung und väterlichem Wohlwollen gesprochen, dazu von einem Mann im Rufe der Heiligkeit, verfehlten nicht ihre Wirkung auf den jungen Schwabenherzog.

Einen sehr tiefen Eindruck machten die Warnungen und Belehrungen des Heiligen auf den Salier Konrad.

Dieser Fürst war kein Empörer aus niederen Beweggründen und kein Bösewicht, wie Dadan und andere. Selbst der strenge Ruotger, Konrads gelehrter Zeitgenosse, rühmt dessen ausgezeichnete Eigenschaften. Der dunkle Punkt in seinem Charakter war der Stolz, dieser trieb ihn, weil er sich von Otto schwer gekränkt fühlte, sogar entehrt wähnte, auf die abschüssige Bahn bis zum Treubruch und Aufruhr. Da er jedoch unerschütterlich im religiösen Glauben beharrte und sich zur Fehde wider den König für berechtigt hielt, so geriet jetzt, durch die Belehrungen des Abtes, sein religiöses Gefühl in heftigen Widerspruch mit seiner Handlungsweise. Das angedrohte Gottesgericht schreckte ihn, vor seinen Füßen gähnte der schauerliche Abgrund ewiger Verdammnis. Lebhaft spiegelten sich in seinen Zügen die Geißelstreiche des erwachten Gewissens. Die Glaubesherrschaft, die stärkste Macht über ungezügelte Naturkräfte jener rauhen Zeit, erschütterte gewaltig den stolzen Trotz des Saliers. Gesteigert wurde noch das Erwachen seines besseren Selbst durch fortgesetzte Mahnungen des heiligen Mannes.

„Bedenket die Torheit, Fürst Rudolf, um irdischer Güter und vergänglicher Ehre willen die ewige Seligkeit zu verlieren!“ fuhr der Greis in dringender Vorstellung fort. „Beherziget das Bekehrwort des göttlichen Christ: ‚Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele!‘ Und hier handelt es sich nicht um die ganze Welt, sondern nur um eine vorübergehende, flüchtige

Herrschaft im Reiche. In kurzer Frist wird man weder den König Otto, noch Rudolf im irdischen Leben finden, weil sie abgerufen wurden, vor dem allwissenden und gerechten Richter Rechenschaft zu geben über Denken, Streben und Handeln. Sodann bitte ich Euch, öffnet Eure Augen und prüfet klaren Blickes jene Leute, deren böse Einflüsterungen die Fehde des Sohnes schüren wider den Vater. Diese Empörer gegen Gott und seine Ordnung, getrieben vom Geiste der Bosheit und Finsternis, suchen in dem blutigen Aufruhr nur sich selbst, das heißt, die Befriedigung ihrer schlechten Leidenschaften. Den König Otto, diesen getreuen Diener Gottes und Schirmvogt seiner Kirche, hassen sie ingrimmig, weil er mit starker Hand Recht und Gesetz wahrt, und die Unbotmäßigen in die Schranken der Ordnung zwingt. Keinen starken König wollen sie, sondern einen schwachen, ein gefügiges Werkzeug ihrer Argheit. In Euch, Fürst Rudolf, vermeinen sie, einen solchen Schattenkönig gefunden zu haben, der ihnen die Krone verdankt und deshalb pflichtig sein muß, unter ihrer Botmäßigkeit zu stehen. Nicht Ihr würdet herrschen im Reiche, sondern jene, die Euch auf den Thron gesetzt, damit sie herrschen können. Darum bitte und beschwöre ich Euch, inne zu halten auf der Bahn zeitlichen Unheils und ewigen Verderbens.“

Der Schwabenherzog senkte den Blick und stand in sinnendem Schweigen. Dadan schoß Blicke voll Grimm und Wut nach dem Abt. Die übrigen Grafen beobachteten erwartungsvoll den Königssohn, während

den Salier die vernommenen ernststen Mahnungen beschäftigten.

„Ehrwürdiger Vater,“ unterbrach Rudolf das Schweigen, „zeigt mir einen Weg, Eure Ratschläge befolgen zu können!“

„Geht den geraden Weg, — dieser führt in die offenen Arme Eures hochherzig verzeihenden Vaters.“

„Klugheit verbietet, dem ergrimten Löwen sich auszuliefern.“

„Geruhet, erlauchter Herr, mich zum Unterhändler und Friedensboten anzunehmen,“ bat Lambert. „Ist Eure Sicherheit durch Königswort und Geiseln verbürgt, erst dann erscheint vor Eurem Vater, zur gütlichen Beilegung der Zwistigkeiten. Ich bin überzeugt, bei einiger Nachgiebigkeit und Mäßigung wird Eurer Beschwerde Abhilfe und gerechten Wünschen Erfüllung.“

„Diesen Vorschlag können wir annehmen. — meinst Du nicht, Konrad?“ versetzte Rudolf.

„Bin einverstanden!“ antwortete der Salier. „Wozu durch Mord und Brand erzwingen, was wir in Güte erlangen können?“

„So traget Botschaft meinem Vater und stiftet Frieden zwischen dem König und dem gekränkten Recht,“ entschied Rudolf.

„Gott sei Dank!“ sprach der Abt und wandte sich zum Gehen.

Da geschah etwas, was die Anwesenden überraschte.

Herzog Konrad vertrat dem Abte den Weg, kniete vor ihm nieder und sprach: „Ehrwürdiger Vater, gehet

nicht von dannen, ohne über mich Euren gebenedeiten Segen gesprochen zu haben!"

Der Greis blickte ernst und zögernd auf den Knieenden nieder.

„Fürst Konrad," hob er an, „schwer belastet ist Eure Seele! Der Verwüster Lothringens, wo im Rachekrieg durch Euer Verschulden sich die Leichen häuften, ist des Segens unwürdig. Aber ich gedente Eurer Barmherzigkeit gegen die Armen, Eurer Wohlthaten und Schenkungen an unsere heilige Mutter. ‚Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!‘ lehrt der milde Gottessohn. So möge Euch erleuchten, zum Guten stärken und segnen der allmächtige Gott, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist. Amen.“

Bei diesen Worten schlug er das Kreuz über den Herzog, gab ihm den Friedensfuß und verließ mit den Kanonikern den Saal.

Die Grafen hatten mit Bewunderung und nicht ohne Geringschätzung die Betätigung religiösen Sinnes beobachtet.

„Ich hätte nicht vermutet," sagte Bucco, „den Helden Konrad jemals zu den Füßen eines Mönches zu sehen.“

„Weil Ihr vom Heldenmut falsche Begriffe habt, bester Graf!" erwiderte Konrad. „Warum sollten wir das Knie vor einem Manne nicht beugen, der uns an Tapferkeit und Heldenmut weit übertrifft? Solch ein Held ist Abt Lambert, dessen Heiligkeit durch

zahllose Siege über sich selbst und alle Feinde errungen wurde."

"Das verstehe ich kaum," versetzte Bucco. "Wie konntet Ihr nur dazu kommen, etwas zu tun, was doch schnöde Verdemütigung ist?"

"Wie ich dazu komme?" antwortete lächelnd der Fürst. "Will's Euch erklären, so gut ich kann. Es gibt Empfindungen, — mächtig wirkende Einflüsse, die jählings den Menschen überfallen, sein Tun leiten. Einem solchen Drang folgte ich, weil es mir klar vorschwebte, Gebet und Segen des Heiligen seien mir heilsam und notwendig. Was die vermeinte Verdemütigung betrifft, so besteht dieselbe nicht in Wirklichkeit, sondern nur in Eurer schiefen Ansicht. Beugen wir vor dem König das Knie, so ist solche Kniebeugung nur eine Form der Sitte, ein Ausdruck der Hochachtung vor der Königswürde, — niemand wird darin eine Verdemütigung finden. Beugen wir vor dem Getreuen Gottes, vor dem Heiligen das Knie, so bedeutet selbe Hochachtung vor weit höherer Würde, als jener des Königs, nämlich vor der Heiligkeit des christlichen Helden. Wer nun das Heilige achtet, der erniedrigt sich nicht, nein, er achtet und adelt sich selbst."

"Herr Konrad hat Euch aus dem Sattel geworfen. — Ihr liegt überwunden im Sande!" riefen lachend die Grafen.

Jetzt schenken alle ihre Aufmerksamkeit dem Gespräche zwischen Rudolf und Dadan.

„Herr Herzog, Ihr habt eine große Unvorsichtigkeit begangen! Ihr habt den Fuchs in den Gänsestall eingelassen,“ sprach mit lächelnder Verbissenheit Graf Dadan.

„Wie meint Ihr das?“

„Nun ja, der Fuchs ist der Abt, wir sind die Gänse. Mißfällt Euch der Vergleich, so will ich sagen, für fromme Christen ist es immerhin gefährlich, wenn ein Mann in der Rüstung der Heiligkeit und mit dem Schwert des Wortes Gottes sie bekämpft. Im Zugeständnis an den Abt, und in seiner Botschaft an den König, finde ich eine halbe Niederlage, fast ein Preisgeben unserer gerechten Sache.“

„Durchaus nicht!“ widersprach Rudolf. „Ich habe mich an gar nichts gebunden, meinen Rechten nichts vergeben. Friedensunterhandlungen, mögliche Beilegung der Fehde, Vermeidung des blutigen, über das ganze Reich sich erstreckenden Aufruhrs, habe ich zugestanden, — natürlich in der Voraussetzung, daß mein Vater unsere billigen Wünsche und gerechten Forderungen gutheißt.“

„Das wird er nicht!“ behauptete Dadan. „Wer kennt nicht Ottos unbeugsamen Herrscherwillen? In den Kriegen mit den Herzögen Eberhard und Gieselbert, in den Kämpfen mit den Böhmen, Nordmannen und Slaven, wich er kein Haar von seinem Willen. Das Westfrankenreich beugte er seinem Willen, Italien und Burgund unterwarf er seinem Machtgebot. Niemals wich er von dem ab, was er für sein Recht hielt.“

Sogar in der äußersten Not, als vor Breisach die Fürsten von ihm abfielen und er mit nur wenigen Getreuen im Felde stand, beharrte er starrsinnig auf seinem Königswillen. — Wie mögt Ihr nun hoffen, daß jetzt sein Zorn in Schonung sich wandle, zumal der Bayernherzog, sein ränkesüchtiger Bruder, ihn durch Verleumdungen und Gistreden wider uns heßt? Nein, hier gibt es durch Friedensunterhandlungen keinen gerechten Austrag unserer Sache! Hier gibt es nur Sieg durch rücksichtsloses Vorgehen, oder schmachvolle Niederlage durch Halbheit.“

„Und wir, Eure Getreuen, laufen Gefahr, der Rache des ergrimmtten Löwen überliefert zu werden,“ sagte Adalbert.

„Was denkt Ihr, Graf?“ erwiderte Rudolf im Tone des Vorwurfs. „Unter keinen Umständen werde ich treulos an meinen Bundesgenossen.“

„Es entspräche der Klugheit, in keine Unterhandlungen sich einzulassen,“ erklärte Bucco.

„Was der Klugheit ziemt, kann ich selbst beurteilen, — ich bleibe bei meinem Entschlusse,“ erwiderte Rudolf, nahm Konrads Arm und verließ mit ihm den Saal.

„Die Pest über den verdammtten Mönch!“ knirschte Dadan. „Jetzt gilt es, vorsichtig unser Schiff zu steuern, damit es nicht scheitert an Klippen pfäffischer Tücke. Gehen wir nach meiner Kammer, Rat zu pflegen.“

In Zeiten entfesselter Parteilidenchaft wird das Urtheil der Menschen vielfach derart beeinflusst, daß es

allen Vernunftgründen und Thatfachen widerspricht. Obwohl die Anhänger Rudolfs in Mainz den Erzbischof für einen frommen Priester, und den Abt vom Disibodenberg für einen heiligen Mann hielten, so behaupteten sie dennoch, beide ständen auf Seite Rudolfs und seien Begünstiger des Aufstands.¹⁾

Der Verwalter des Stifstshofes hingegen und dessen Gesinnungsgenossen fällten das entgegengesetzte Urteil. Sie erklärten den Erzbischof für einen treuen Anhänger des Königs, der gerade deshalb nach Breisach entflohen sei, um nicht in die Verschwörung verwickelt zu werden. In gleichem Sinne erfaßten sie das Erscheinen des heiligen Mannes vom Disibodenberg. Der Abt sei gekommen, um den aufständigen Fürsten in das Gewissen zu reden und sie ob ihres Trevels zu strafen.

Am folgenden Tage nach Lamberts Ankunft in Mainz war Theodulfs Familie in der großen Wohnstube versammelt. Auch Jutta und deren Mutter waren anwesend; denn sie weilten nur dann in ihrem Zimmer, wenn Robbo den Stifstshof verlassen hatte.

„Gestern Abend erzählte man in der Weinstube, wie scharf und gewaltig der heilige Lambert den auf-rührerischen Fürsten in der Bischofsspalz predigte, und

1) „Gene, welche in die scheußliche Empörung verwickelt waren, rühmten sich, auf seinen — des Erzbischofs — Beistand und Rat in allen Dingen volles Vertrauen zu haben, und verteidigten ihre Sache damit, daß sie sagten, dieselben können nicht schlecht sein, da ein solcher Mann ihr anhänge.“ Ruotg., vit. Brun. c. 16.

ihre Argheit im Lichte des Evangeliums enthüllte," berichtete Theodulf. „Sie seien alle vor ihm niedergefallen in Reue und Beknirschung und hätten gelobt, dem König fürderhin treu zu sein. Darauf ging der heilige Mann nach dem Lager, unserem Herrn Otto die Unterwerfung der Fürsten zu melden. Jetzt werden wir bald Frieden haben, — Zeit ist's. Bei den vielen Kriegsleuten allhier wäre längst Hungersnot ausgebrochen, hätten wir nicht Zufuhr auf dem Rhein. Auch für den Stiftshof kommt der Frieden sehr gelegen. Wir müssen den Grafen nebst vierundzwanzig Bewaffneten mit ihren Rossen unterhalten, — so werden Speicher und Vorrathskammern leer.“

„Vater, ich hörte aber doch die Leute sagen, der heilige Mann vom Disibodenberg halte es mit den Fürsten," bemerkte Reinward.

„Das ist gerade so eine Lügensage der Königsfeinde, wie jene, daß Herr Friedrich es mit ihnen halte, — was doch heller Unsinn ist," versicherte Theodulf. „Heilige Männer stehen ebenso wenig auf Seite der Aufrührer, wie St. Michael auf Seite des Aufrührers Lucifer.“

„Will's glauben!" bestätigte Biletrud, die regelmäßig die Ansicht ihres Mannes theilte, weshalb der Ehefrieden ungestört blieb. „Gott will ich auf den Knien danken, wenn der abscheuliche Graf abzieht. Ganz niederträchtig ist's, wie er dem gnädigen Fräulein nachstellt mit süßer Rede und arger Tücke. So oft ich über den Hof gehe, steht er am Fenster, lauert

und späht, gleich einem Raubvogel, der eine Taube erhaschen möchte."

"Raubvogel, — hm, — der leibhaftige Satan!" brummte Theodulf. „Als er jüngst im Flur das gnädige Fräulein gar so unverschämt frech anredete, da gab ich ihm in allen Büchten einen glimpflichen Verweis, ihm bedeutend, die Edelmaid stehe unter dem Schutze des Hochstiftes. Was sagte er? ‚Wage es nicht, höriger Knecht, mit dermaßen grober Rede mich wieder zu kränken, oder Du liegst in zwei Stücken vor meinen Füßen.‘ So drohte er, der Unhold! Unterläßt er das bußenhafte Treiben nicht, so gehe ich zu den Stiftsherren und erhebe Klage wider ihn."

"Mich quält es sehr," sagte Jutta. „durch meine Gegenwart Euch in Unglumpf und Gefahr zu bringen."

"Und mich ehrt es gar sehr, die minneholde Braut des Helden und Königsretters Bothar beschützen zu dürfen," erwiderte Theodulf.

"Es wäre doch gut, wenn Herr Bothar wüßte, wie es im Stiftshof steht," sagte Biletrud. „Wie aber ihm Kunde bringen? Ich wüßte keinen Weg."

"Doch ich, Mutter!" entgegnete Reinward. „Ganz leicht und sonder Gefahr wollte ich dem edlen Ritter Botschaft tragen."

"Du? Wie denn?" forschte Theodulf.

"Nächtlicherweile, wenn es so dunkel geworden, daß man nicht die Hand vor den Augen sieht, steige ich auf der Strickleiter die Mauer hinab. Bis zum lichten Morgen verstecke ich mich in den Weiden am

Rhein. Immer in den Weiden, auf daß mich die Wächter auf Türmen und Zinnengängen nicht erspähen, gehe ich nach dem Lager, das ja nur eine kleine halbe Stunde abseits liegt. Dort frage ich nach dem edlen Ritter Bothar. Mancher Knappe wird stolz darauf sein, mich in das Zelt des kühnen Helden führen zu dürfen. Habe ich meine Botschaft ausgerichtet, so gehe ich auf demselben Wege wieder heimwärts."

"Wirklich klug eronnen, — es möchte gelingen," versetzte Theodulf. „Wer weiß, ob man nicht gezwungen ist, einmal von Deiner Strickleiter Gebrauch zu machen. Muß ich bei den Stiftsherren über den Grafen Beschwerde führen, verachtet er des Hochstifts strenge Mahnung ebenso, wie meine Vorstellung. — dann soll Robbos bubenhaftes Betragen dem edlen Degen Bothar nicht verschwiegen bleiben."

"Ich bitte inständig, tut solches ja nicht!" rief Jutta erschrocken. „Die Kunde würde ihn beängstigen und erzürnen, ohne daß er Mittel besäße, den Grafen abzuwehren. Diese Stube ist mir sichere Zufluchtsstätte. Hier will ich lieber Robbos widerliches Gerede anhören, als meinen Bräutigam in Gefahr bringen und Gram in sein Gemüt."

"Edel gedacht!" lobte der Verwalter. „Wie aber, wenn der Graf, vom Teufel und seiner rasenden Leidenschaft getrieben, durch seine Spießgesellen Euch rauben und gewaltjam aus der Stadt entführen ließe? Wer möchte es ihm wehren?"

"Solche Meintat wird er nicht wagen," versicherte

Frau Hedwig. „Macht Euch deshalb keine Sorgen, Meister Theodulf! Was Ihr befürchtet, ist unmöglich,“ — und ihren Mund an das Ohr des Verwalters legend, an dessen Seite sie saß, flüsterte sie ihm zu: „Ihr habt Recht! Laßt jedoch nichts merken, Gutta käme in Todesängste um Bothars willen, dessen Heil ihr mehr am Herzen liegt, als ihr eigenes.“

„So ist's, gnädige Frau! Bin gleicher Meinung,“ sprach kopfnickend der Verwalter. „Der Graf wird es nicht wagen, — und wir halten die Augen offen.“

XI.

Der heilige Bruno.

Sie von Lambert angeknüpften Friedensunterhandlungen schleppten sich einige Zeit hin, bis es gelang, eine Zusammenkunft der Fürsten vor dem König zu vereinbaren.

Am Tage vor dieser Zusammenkunft saß Bothar in seinem Zelte, düster und grambeschwert. Namenlos litt er durch den Umstand, in Juttas unmittelbarer Nähe den frevelsinnigen Robbo zu wissen. Es quälten ihn alle möglichen Widerwärtigkeiten und Gefahren, denen seine Braut ausgesetzt wurde. Diese eingebildeten Gefahren wirkten um so qualvoller auf seinen Gemütszustand, je zärtlicher seine Liebe zu Jutta, und je handgreiflicher die Unmöglichkeit war, ihr Hilfe und Rettung zu bringen. Zuweilen ballte er grimmig die Faust, seine Augen schossen Feuerströme nach der Beste, die er in fassungsloser Wut erstürmen zu wollen schien. Seit vierzehn Tagen ritt er täglich vor die Stadt und hielt Stunden lang dem Stifftshof gegenüber, in der Hoffnung, die Geliebte zu sehen. Doch niemals erfüllte sich seine Erwartung. Voll Unruhe, Beängstigung und Bohn kehrte er nach dem Lager zurück,

seinen Einfall verwünschend, Jutta nach Mainz zu bringen.

Eben saß er wieder im Zelte, vergeblich seinen Geist nach Mitteln und Wegen zu Juttas Befreiung anstrengend.

„Hier ist die Wohnstätte des kühnen Helden Bothar!“ hörte er eine Stimme sagen.

Im nächsten Augenblick stand Reinward vor ihm. Mit lautem Aufschrei freudigster Überraschung empfing er den Jüngling.

„Reinward, — Herzensjunge, — bist Du es wirklich? Du bringst Kunde von meiner Braut, — wie geht es ihr? Hoffentlich doch wohl? Oder hätte sie Gründe zur Klage? Ist sie in Bedrängnis? So rede doch!“ rief Herr Bothar, ohne zu beachten, daß seine Fragen dem Sendboten nicht eine Sekunde zum Antworten Zeit ließen.

„Die Edelmaid weiß nichts von meiner heimlichen Ausfahrt nach dem Lager.“

„Warum nicht?“

„Weil sie um Euer Gnaden in große Not und Angst läme.“

„Wieso?“

„Sie würde sich gar viel grämen, wenn sie wüßte, daß Ihr Kunde habt von den Plagen, die Graf Robbo ihr antut.“

„Ha, — was ist das?“ Rede, erzähle!“

„Der Graf will nicht von der Edelmaid weichen. Er belästigt sie durch süße Schmeichelreden, die ihr

bitterer schmecken, als der Tod. Darum ist sie fortwährend in unserer Wohnstube, bei Vater und Mutter, wo der böse Graf seine Frechheit zügeln muß. Mein Vater hat ihm eine Strafrede gehalten. Robbo drohte, meinen Vater zu erschlagen, so er nochmals zu christlichem Verhalten ihn mahne. Weil der Graf seinen Übermut nicht bändigte, darum verflagte ihn mein Vater bei der Brüderschaft am Münster, dieweilen das Jungfräulein von Herrn Friedrich dem Schutze des Hochstiftes übergeben wurde. Jetzt kam ein Stiftsherr zu uns und verwies dem Grafen seine schlechte Art. Robbo lachte dem Stiftsherrn spöttisch in das Gesicht und sagte, er lasse sich von Pfaffen nicht zurechtweisen und tue, was ihm gefalle. Darauf schrieben die Stiftsherren heimlich einen Brief an den Erzbischof Bruno von Köln, des Königs Bruder. Hier ist der Brief," — und er zog ein versiegeltes Schreiben hervor.

Lothar hatte jedes Wort des Boten gleichsam verschlungen. Jetzt ging es wie Gewittersturm über sein Gesicht, das bald von Merkmalen wilder Gemüts-empörung überschattet wurde, bald im Sonnenschein glücklicher Empfindungen glänzte. Reinward betrachtete verwundert das wechselnde und ausdrucksvolle Mienenspiel des jungen Mannes, bis er endlich dazu kam, seine Botschaft zu vollenden.

„Mein Vater sagte, Eure Gnaden möchte mir Zutritt verschaffen zu dem Herzog Bruno und nicht säumen.“

„Säumen? Wer säumt, wenn Höheres in Frage steht, als sein Leben?“ rief Lothar, umgürtete hastig

sein Schwert, strich mit beiden Händen das wallende Haar nach dem Nacken und bedeckte das Haupt mit einer goldgestickten Mütze. In der nächsten Minute schritten beide durch die Bagergasse nach der Wohnung des Erzbischofs Bruno.

Die Königshöfe und Königshufen bedeckten in großer Menge das ganze Reich. Die Königshöfe, zuweilen von bedeutender Ausdehnung und ganze Dorfgemeinden umfassend, wurden im Namen des Königs verwaltet und bildeten den Hauptteil seiner Einkünfte. Auf umfangreichen Kron Gütern saß ein Graf, auf kleineren ein Verwalter. Unter Aufsicht und Leitung dieser Beamten arbeiteten Knechte und Mägde, Viten, Kolonen und Zinsbauern, welche zu den Königshöfen gehörten und teilweise Leibeigene der Krone waren. Zahllos im Besitze des Monarchen waren die Bauernhöfe oder Königshufen, von denen die sächsischen Kaiser tausende an Kirchen und Klöster schenkten. Auch während seines Aufenthaltes im Lager vor Mainz verbriefte Otto dem nahen Kloster Dorsch sechs Königshöfe im Elsaß, mit einigen hundert Morgen Ackerland, Wald und Weide. Trotz dieser Freigebigkeit wurden die Kron Güter nicht weniger, weil sich dieselben stets ersetzten. Politische Vergehen, wie Untreue, Landfriedensbruch, Empörung und Landesverrat wurden mit Einziehung der Güter bestraft. Mit dem Urteilspruch des öffentlichen Gerichts fiel das Eigen der Schuldigen an den König. Das Gut von Personen, die ohne Erben starben, gehörte ihm gleichfalls. Bei Eroberungen

erhielt er einen Teil unterworfenen Gebiete. Im Lande der Slaven, zwischen Elbe und Oder, besaß Otto zahlreiche Hufen und Dörfer, die er durch seine Siege über das Slavenvolk errungen. Daher keine fühlbare Minderung der Krongüter durch reiche Schenkungen.

Ein solcher Königshof lag etwa eine Stunde von Mainz entfernt, und bis zu ihm dehnten sich die Zelte des Lagers. Neben dem ansehnlichen Herrenhause bestand er aus Wirtschaftsgebäuden und niederen, strohgedeckten Häusern für die Eigenleute. Das Ganze machte, mit den umliegenden Fluren und Weingeländen, den Eindruck eines wohlbestellten und reichen Landsitzes.

Als der Wehring über den Hofraum schritt, grüßte er einige Herren in goldverbrämten Gewändern, die ein lebhaftes Wechselgespräch mit gedämpften Stimmen führten. Die freundliche und achtungsvolle Erwiederung des Grußes bewies, daß Lothar am Königshof in Ansehen stand. Auch der tiefe Bückling des Dieners, welcher im Hausflur dem Eintretenden entgegen kam, gab Zeugnis von gebührender Würdigung des jungen Helden.

■ „Dem erlauchten Erzherzog und heiligen Vater Bruno bringe ich hochwichtige und dringende Kunde, — melde mich!“ sagte Lothar, dessen Angesicht von Eile und Erregung glühte.

Der Diener verschwand und kehrte nach wenigen Minuten zurück. Durch Handbewegung und Kopfnicken lud er den Ritter ein, ihm zu folgen. Sie durchschritten einen Gang des Erdgeschosses und gelangten

an der Rückseite des Hauses an ein abgelegenes, stilles Zimmer, dessen Türe der Diener öffnete.

„Bleibe hier stehen, bis ich Dich rufe!“ flüsterte Lothar dem Jüngling zu, und betrat eine große, helle Stube.

Hinter dem mit Büchern und Pergamenten beladenen Tisch erhob sich Bruno, eine überaus vornehme Erscheinung. Eine unverbrämte, einfache Tunika kleidete den jungen Mann und verbarg seinen hohen Rang. Allein der Ausdruck des durchgeistigten, edelgeformten Gesichtes, das Gepräge des Denkers und Gelehrten, verbunden mit Herzensreinheit und rührender Demut des Heiligen, erfüllten alle mit Ehrfurcht, welche mit diesem merkwürdigen Mann in nähere Berührung kamen.

König Heinrich I. hatte seinen jüngsten Sohn Bruno für den geistlichen Stand bestimmt. Durch Bischof Baldrich von Utrecht empfing er eine vortreffliche Erziehung, durch den gelehrten Bischof Ratherius von Verona die höhere, wissenschaftliche Ausbildung. Sechszehn Jahre alt, lehrte Bruno im Jahre 940 an den Königshof zurück, wo ihn sein reiches Wissen befähigte, der königlichen Kanzlei vorzustehen. Zugleich war er Abt von Borsch und Neucorbei, dreizehn Jahre später wurde er Erzbischof von Köln und Erzherzog von Lothringen.

Dieser Mann, welchen die Kirche als Heiligen verehrt, steht als leuchtende Größe unter den hervor-

ragendsten Geistern der Weltgeschichte. In seinen glänzenden Eigenschaften vereinigen sich alle seltenen Gaben des sächsischen Kaiserhauses, veredelt durch eine ungewöhnliche geistige Bildung. Seine Kenntnisse erstreckten sich nicht bloß auf kirchliche Dinge und die Schriftsteller auf diesem Gebiete, sondern auch ebenso sehr auf die klassische Literatur des Altertums, der er so sehr zugetan war, daß die gläubigen Zeitgenossen zuweilen daran Anstoß nahmen. Von dem schottischen Bischof Israel hatte er auch die griechische Sprache erlernt. Als am Königshofe eine griechische Gesandtschaft erschien, konnte sich Bruno, zum Erstaunen aller, mit den Gesandten in ihrer eigenen Sprache unterhalten. Bruno mußte als Kanzler den Hof auf allen Zügen begleiten; dabei wanderte sein Bücherschatz stets mit ihm. Das geräuschvolle Hofleben störte ihn nicht in seinen Studien. Sobald er von Geschäften frei war, widmete er sich der Wissenschaft. Nicht einen Augenblick überließ er sich dem Müßiggang. Schon als Kanzler mußte er manchen Einfluß auf die Reichsregierung ausüben, wie viel größer mußte derselbe aber sein, da er seinem königlichen Bruder so nahe stand. Es ist kaum zweifelhaft, daß er viele Jahre hindurch Otto's hauptsächlichste Stütze und sein allezeit zuverlässiger Ratgeber wurde. Dabei blieb er ein bescheidener, selbstloser Mann, der aber dennoch, wenn es die Pflicht verlangte, mit Strenge aufzutreten verstand. Es war eine seltene Gunst des Geschickes, daß dem König ein solcher Mann zur Seite stand, der ihn

nach allen Richtungen, wo seine Erziehung mangelhaft geblieben war, glücklich ergänzte.¹⁾

Brunos Leben war das eines Heiligen, seine Tätigkeit rastlos, seine bischöfliche und herzogliche Amtsführung unermüdlich, gerecht und gewissenhaft bis zur Ängstlichkeit. Sein Zeitgenosse und Biograph Ruotger sagt: „Wie oft des Tages erging an ihn die niemals zurückgewiesene Aufforderung, sich der Bedrängten anzunehmen, die Betrübten zu trösten, die Armen zu unterstützen. Und in allen Stücken handelte er so, daß er wie ein Zufluchtsort für alle Bedrängten erschien. So kam es, daß, wenn er Muße hatte, niemand mehr in Geschäften war, als er, wenn er jedoch in Geschäften war, entbehrte er trotzdem nie ganz der Muße. Er lag den Studien bis tief in die Nacht hinein ob und war sehr scharfsinnig im Verfassen wichtiger Schriftstücke. Den lateinischen Styl mußte er nicht nur selbst in großer Vollkommenheit sich anzueignen, sondern auch bei anderen zu Rundung und Glanz zu bringen. Seine Unterweisungen gab er nie in grämlicher und mürrischer Weise, sondern in heiterer Stimmung und anmutiger Würde. Nach der Mahlzeit, wenn andere, auch Hochstehende, ein wenig der Ruhe pflegen, beschäftigte er sich eifrig mit Lesen und Philosophieren. Die Morgenstunden opferte er nicht dem Schläfe. Sein Studierzimmer war, wenn ich so sagen darf, zur Wanderung eingerichtet. Überall, im Lager und Zelte,

1) Gerdes, Gesch. d. deutsch. Volkes, B. I, S. 121.

führte er seine Bibliothek mit sich, wie die Bundeslade, immer versehen mit der Quelle und den Mitteln seiner Studien.“¹⁾

Er wußte den Umständen gemäß die Milde des Bischofs mit der Strenge des Herzogs zu vereinigen. „Sanftmütigen und Demütigen gegenüber war niemand demütiger als er, gegen Böse und Hochmütige konnte niemand heftiger sein,“ berichtet Ruotger. „Diese furchtbare Strenge, welche durch keine Darbringung zu mildern war, scheuten Einheimische und Fremde gleich sehr. Jeder, zu dem der Ruf seiner Größe gedrungen war, pflegte ihn zuerst zu fürchten und dann lieb zu gewinnen.“²⁾

Niemals handelte er aus nichtigen Beweggründen. Triebfeder und Zweck seiner vielverzweigten Tätigkeit waren getreue Pflichterfüllung und Volkswohlfahrt. „Durch seinen Geist und seine Gemeinschaft mit allen Guten, nicht durch Grausamkeit war er stark und furchtgebietend; keiner von den Feinden dachte so emsig auf Verderben, wie er auf Heil und Segen. Ruhmsucht und das Urtheil der Menge bewogen ihn zu nichts; sein Gewissen allein war ihm Richtschnur, und wo er das Recht erprobt hatte, da sah er nicht nach dem, was ihm, sondern was Gott gefiel. Er war ein unermüdlicher Streiter Gottes, und kämpfte mehr mit der Kraft des Geistes, als mit irdischen Mitteln so lange,

1) Ruotger, vita Brunonis, c. 8.

2) Ruotger, v. B. c. 30.

häufig selbst mit Lebensgefahr, gegen Unruhestifter und Zerstörer, daß selbst der Ruf seines Namens Kriege beilegte, Frieden stiftete, die Pflege der Wissenschaft förderte und die gnaadenreichen Wirkungen der heiligen Religion und des Friedens vermehrte." ¹⁾

Seine königliche Geburt und machtvolle Stellung verleiteten ihn ebensowenig zur Überhebung, wie Strenge gegen sich selbst zu griesgrämigem Wesen. „Noch leben viele Zeugen seines Wandels," schreibt Ruotger; „so oft sie ihn im Geheimen zerknirschten Herzens und demütig gebeugten Geistes gesehen hatten, empfanden sie, daß es leichter sei, diesen Mann zu bewundern, als ihm nachzueifern. Auf das Einfachste, wie ein Einsiedler, lebte dieser Mann des Volkes, und wunderbar zu berichten, unter fröhlichen Tischgenossen wußte er, nicht minder fröhlich, Enthaltksamkeit zu üben. Weiche und feine Kleider wies er selbst in den Palästen der Könige zurück; unter den purpurbekleideten Dienern und seinen von Gold strahlenden Kriegern ging er einher in niedrigem Gewand und bäuerlichen Schaffellen. Von seinem Lager war jede Bequemlichkeit und Üppigkeit verbannt." ²⁾

Mit herzlicher Güte und Freundlichkeit empfing Bruno den Getreuen und Lebensretter seines Bruders.

„Siehe da, unser guter Degen Lothar! Willkommen, mein Freund!" und er reichte dem jungen Mann die

1) Ruotger, v. B. c. 25.

2) Ruotger, v. B. c. 30.

Hand. „Hochwichtige und dringende Botschaft bringst Du? Hoffentlich keine schlimme.“

„Geruhet, heiliger Vater, dieses Schreiben der Stifftsherren in Mainz anzunehmen,“ — und mit tiefer Verbeugung übergab ihm Rothar den Brief.

Der Erzherzog öffnete das Schreiben und las es mit großer Aufmerksamkeit. Sein Angesicht, eben noch ein Spiegel von Seelengüte und Freundlichkeit, wurde sehr ernst und streng.

„Graf Robbo ist ein schrecklicher Mensch! Sogar in den Schutz der Kirche verfolgt dieser Ruchlose jene sittsame Jungfrau. Deine verlobte und Dir würdige Braut,“ sprach er, zu nicht geringem Erstaunen Rothars. „Durch den ehrwürdigen Abt vom Disibodenberg, der einige Tage am Königshof weilte, kenne ich Deine Verlobung mit Jutta, sowie die veranlassenden Umstände. Im Geiste des christlichen Rittertums und nach Geboten der Nächstenliebe hast Du gehandelt, indem Du Jungfrauenraub, einen mit den schwersten Kirchenstrafen belegten Frevel, abgewehrt und die bedrohte Maid in den Schutz des Erzstiftes gestellt hast. Nun schreiben die Stifftsherren, daß sie machtlos seien gegen die Bosheit und rohe Gewalttätigkeit jenes Grafen. Sie übertragen mir gleichsam die übernommene Schutzpflicht, mit dem Ersuchen, meinen ganzen Einfluß zur Rettung der gefährdeten Jungfrau einzusetzen. Kein Zweifel, — das wehrlose Schäflein muß den Krallen jenes Wolfes entrisen werden.“

Die letzten Worte sprach er mehr zu sich selbst. Er schwieg und sann.

In höchster Spannung beobachtete Vothar den nachdenkenden Erzbischof, dessen vergeistigte Züge rege Thätigkeit und gründliche Überlegung widerspiegeln. Endlich hob er den Blick, gewahrte Vothars bangvolle Erwartung und lächelte.

„Fürchte nichts, mein Freund!“ sprach er sanft. „Vertraue der waltenden Güte unseres himmlischen Vaters, der niemals die Seinen verläßt. Ich denke, es wird das Klügste sein, Deine Braut den Nachstellungen Kobbo's vollständig zu entziehen. Du selbst, für unabsehbare Zeit an den Dienst der gerechten Sache gebunden und in der Gefolgschaft des Königs tätig, kannst Deine Braut nicht schützen. Übergeben wir also Deine Verlobte der Hut und Fürsorge meiner Mutter im Kloster Quedlinburg. — Bist Du einverstanden?“

„Ich unterwerfe mich vollkommen Eurem weisen Beschlusse, erlauchter Herr, und danke für die väterliche Theilnahme. Indessen, verzeiht meinen Einwand, halte ich es für unmöglich, Jutta und ihre Mutter zu befreien, zumal der Einfluß des Grafen Kobbo in Mainz bedeutend ist. Herzog Konrad wird seines Vasallen Widerstand kräftig unterstützen.“

„Mein unglücklicher, verirrter Schwager, — Gott helfe ihm!“ seufzte Bruno. „Nein, — erkenne ihn nicht! Konrad ist wohl heftig, stolz und leidenschaftlich, — doch niedrig gesinnt ist er nicht. Sein Ehr-

gefühl würde sich aufbäumen gegen die Zumutung, Robbos gemeines Verfahren gegen eine Jungfrau zu unterstützen. — Morgen erscheinen Rudolf und Konrad vor dem König. Bei dieser Gelegenheit werde ich meinem Neffen mittheilen, daß ich die beiden verlassenen Frauen unter meinen Schutz genommen habe und sie zunächst nach Köln zu schicken gedenke. Mein Neffe wird Juttas und ihrer Mutter Sicherheit beim Verlassen der Stadt verbürgen. Ein Schiff liegt zur Fahrt nach Köln bereit. Heute Nachmittag sollte es die Anker lichten; ich werde veranlassen, daß es morgen abfährt. Nach Mainz werde ich unter dem Geleite meiner Vasallen, denen sich Rudolfs Ritter anschließen, einen Wagen schicken, um Deine Braut und ihre Mutter, nebst ihrer Habe aufzunehmen. Da keine Frauen im Lager weilen dürfen, so wird der Wagen direkt an den Rhein fahren. Das Schiff nimmt unsere Schützlinge auf und fährt ohne Säumen ab. Ein zuverlässiger Mann meines Hofgesindes wird die Edelfrauen nach Köln begleiten, wo sie bis zu meiner Ankunft im Frauenkloster Obdach und Pflege finden. Sodann werde ich sie unter sicherem Geleit nach Quedlinburg meiner Mutter schicken, die sich freuen wird, der Braut des Getreuen und Lebensretters ihres Sohnes Otto mütterliche Fürsorge widmen zu können. — Nun, bist Du mit meinen Anordnungen zufrieden?"

„O heiliger Vater, über alle Maßen!" antwortete Bothar freudig erregt. „Herzinnigen Dank für Eure große Güte, die Gott vergelten möge!"

„Schon recht!“ unterbrach ihn Bruno. „Ich schlage hiebei, wie man zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Patsche,“ scherzte er. „Ich erfülle Gottes Gebot an Witwen und Waisen, und trage zugleich an unserer Dankeschuld dem Erhalter des Königs ein Geringes ab. — Wie aber gelangt unsere Verabredung in den Stiftshof nach Mainz?“

Lothar öffnete die Türe und hieß den Jüngling eintreten.

„Reinward, der Sohn des Verwalters Theodulf, welcher das Schreiben überbrachte,“ erklärte Lothar.

„Wie bist Du aus der Feste in das Lager gekommen, mein Sohn?“

„Zur Nachtzeit auf einer Strickleiter,“ antwortete Reinward und erzählte umständlich seine Ausfahrt.

„In gleicher Weise willst Du heimkehren?“

„Ja, heiliger Vater!“

„Dein Wagemut ist groß, mein Sohn! Gott schirme Dich! — Nun merke genau, was ich Dir sage. Du meldest den ehrwürdigen Stiftsherren meinen brüderlichen Gruß und sagst ihnen, daß ich die beiden Edelfrauen unter meinen Schutz nehme und morgen aus ihrer Nothlage sie befreien werde. Das Nähere,“ wandte er sich an Lothar, „kannst Du ihm mittheilen.“

Sie knieten vor dem Heiligen nieder, empfingen dessen Segen und verließen den Königshof.

XII.

Verlorene Söhne.

Die bevorstehenden Friedensunterhandlungen erregten im ganzen Lager große Freude, ebenso bei der umwohnenden Bevölkerung.¹⁾ Die Sachsen und Bayern waren der zwecklosen Belagerung müde und murrten über des Königs Hartnäckigkeit, eine Feste bezwingen zu wollen, die seit zwei Monaten vergebens berannt und mit beharrlicher Tapferkeit verteidigt wurde. Außerdem war ihre Dienstzeit abgelaufen. Fast drohend forderten sie Entlassung in die Heimat. Dessen ungeachtet wollte Otto die Belagerung nicht aufheben und eine Stadt bezwingen, deren Ringmauer die Häupter des Aufruhrs schirmte. Er hatte deshalb den Pfalzgrafen Hermann Billung nach Sachsen geschickt, frische Truppen herbeizuführen, um nach Entlassung der Ausgedienten die Belagerung fortsetzen zu können.

Nachdem die Sicherheit der Verschworenen durch

1) „Es entstand im Lager gewaltige Freude, und vom Lager aus verbreitete sich ringsum das Gerücht, sie würden nimmer die Stadt verlassen haben, wenn sie nicht allen Geboten des Königs gehorchen wollten.“ Widukind, III, 18.

Geiselfeststellung verbürgt worden, erschienen Konrad und Rudolf im Lager, umgeben von glänzender Gefolgschaft.¹⁾ Während sie durch die Lagergassen ritten, wurden sie, wohl in der Annahme ihrer Unterwerfung, gleichsam als Befreier aus drückender Lage begrüßt. Die Bayern ließen sogar bedenkliche Rufe der Zuneigung hören. Sie hatten die Absetzung ihrer angestammten Fürsten nicht vergessen und hofften, deren Wiedereinsetzung in die herzogliche Würde durch Rudolf zu erreichen.

Konrad und Rudolf wurden am Königshof mit allen ihrem hohen Rang angemessenen Förmlichkeiten empfangen.

Bruno begrüßte seinen Neffen und Schwager mit herzlicher Freude und geleitete sie nach einem Zimmer.

„Bevor ihr das Angesicht des Königs schauen und vor unseren Löwen treten könnt, möchte ich eine Bitte vortragen, — darf ich?“ wandte er sich an den Schwabenherzog.

„Es wird mich ergötzen, jeden möglichen Wunsch meinem vielwerten Oheim erfüllen zu können,“ antwortete Rudolf.

„Im Stifftshof zu Mainz weilen zwei Edelfrauen, die unter meiner Hut nach Köln und von dort nach

1) „Als sich daher die Belagerung über sechzig Tage hinauszog, fing man an, über den Frieden zu unterhandeln. Deshalb ward Ekbert, ein Vetter des Königs, als Geisel in die Stadt gegeben, damit einem jeden sicheres Geleit in das Lager offen stände, sich von Schuld zu reinigen, sowie über Frieden und Eintracht zu verhandeln.“ Widukind, III, 18.

Quedlinburg fahren sollen. Ohne Deinen Beistand kann ich das Werk der Barmherzigkeit an jenen Verlassenen nicht ausüben. Darum bitte ich, unter dem Geleite Deiner Vasallen einen Wagen in den Stifts-hof schicken zu dürfen, um die Bedrängten nach dem Schiffe zu bringen, das zur Abfahrt nach Köln bereit liegt."

„Gerne wäre ich Dir in viel wichtigerer Sache dienstbar," erwiderte Rudolf, und gab unverweilt die nötigen Befehle.

Einige Minuten später verließen zwei Ritter des Herzogs und zwei Dienstmannen Brunos den Königshof.

Der Erzbischof führte Rudolf nach seinem Zimmer zu trauter Besprechung, sowie zu jener eindringlichen und liebevollen Mahnung, die sein Biograph Ruotger der Nachwelt aufbewahrte. Er setzte sich dem Herzog gegenüber und betrachtete ihn mit so tiefersten und bekümmerten Blicken, daß Rudolf, in Voraussicht des Kommenden, verlegen die Augen senkte.

„Gestatte mir, teurerer Nefte, einige Worte. die ebenso meiner Liebe zu Dir, wie meiner Besorgnis um Dein zeitliches und ewiges Heil entspringen," begann der Heilige. „Mein Trauter, öffne weit Deine Augen, schaue Dich um und erkenne Deinen jammer-vollen Standpunkt! Arglistige Leute, Feinde christlicher Staatsordnung, Anhänger des Faustrechts, Unterdrücker der Schwachen, sehdesüchtige Auführer und Verächter jeglichen Rechts, haben durch lockende Vorspiegelungen Dich betört. So stehst Du jetzt an der Spitze jener

Gottlosen in Empörung wider den Gesalbten des Herrn, wider Deinen König und Vater. Du, Deines glorreichen Vaters größte Sorge und unser Ruhm, — was läßt Du uns für Hoffnung übrig, wenn Du uns Dich entziehst und uns befehdest? Kann es Dir Segen bringen, wenn Du mit Kummernis und Schmerz Deinen Vater belastest? Hast Du jene väterliche Liebe vergessen, die er von Deiner Kindheit an Dir unablässig bewiesen? Du beleidigst Gott, wenn Du nicht den Vater ehrst.“

Er schwieg, Rudolfs Entgegnung erwartend. Dieser jedoch saß verschlossen und sah trotzig vor sich hin.

„Du hast keinen Grund zur Entschuldigung,“ fuhr Bruno fort. „Deinen Vater muß es schwer tränken, was Du gegen seinen Willen wider das Reich unternimmst. Du betreibst Deine Angelegenheiten mit Deinen Feinden, anstatt, wie es ziemt, mit Deinen Freunden. Denn jene suchen in Dir nicht Dich, sondern ihren Vorteil und die Sättigung ihrer bösen Leidenschaften. Dein Wohl kümmert sie wenig. Nach Worten messen sie alles, nicht nach der Wahrheit der Dinge. Merke doch auf, wohin sie Dich führen, damit Du nicht jählings in den Abgrund stürzest,“ fuhr er dringend fort, sanft die Hand des Verschlossenen berührend. „O Rudolf, wie bist Du, die Freude und der Stolz Deines Vaters, die Hoffnung und Wonne des ganzen Reichs, allen Gutgefinnten zum Ärgernis geworden!“ rief er klagend aus. „Höre doch endlich auf, Absalon zu sein, um Salomon sein zu können. Denke daran, wer Dich er-

höhte, wer alle Reichsfürsten mit Eidestreue Dir verpflichtete. Warum tat er dies? Etwa deswegen, daß Du es lohnest mit Undank? Daß Du ein Verräter wirst?" betonte er mit schmerzlichem Unwillen. „Nur Wahnsinnige können Dich täuschen wollen über die Verwerflichkeit Deines Strebens. Scheue vielmehr die täglichen Klagen bedrohter Menschen, fürchte die immer wiederkehrenden Seufzer friedfertiger Beute, zittere vor den Tränen Deines Vaters! Minderen Kummer würde es ihm bereiten, das ganze Reich zu verlieren, als Dich, für den er das Reich bewahrt.“

Der junge Herzog saß regungslos. Der Erzbischof schien zu einem Tauben zu sprechen. Jetzt beredete innige Teilnahme den Oheim, den strafbaren Neffen einigermaßen zu entschuldigen, durch mildernde Umstände den Weg zur Rückkehr ihm zu ebnen.

„Die Einfalt Deines Herzens wurde durch giftige Schmeicheleien verführt; aufrichtig beklagt Dein Vater den irregeleiteten Sohn. — offen liegt sein Herz vor Dir, ohne Falsch und Hinterlist. Der Vater beklagt den Sohn, welchen verdorbener Menschen Bosheit ihm abwendig machte. Namenlos wird er sich freuen über seine Rückkehr. Sei kein verlorener Sohn, — kehre zurück in die offenen Arme Deines Vaters! Wenn er jetzt gegen Deine Verführer sehr aufgebracht ist, so wird sein Zorn sich legen, sobald er Dich, seinen Liebling, wiedergewonnen hat. Er wird alles Geschehene nicht als Verbrechen betrachten, wenn er Dich dem

Vater wiedergegeben sieht, — Dich, den er mehr liebt, als sich selbst.“¹⁾)

Rudolf hatte eine Mahnung, in der jedes Wort warme Teilnahme, strafenden Ernst oder dringende Bitte atmete, mit gesenkten Blicken und finsterner Miene angehört. Nicht einmal die Vorstellungen des Heiligen waren stark genug, ein in Leidenschaft und Haß verstricktes Herz zu erweichen.

„Nun, Rudolf, wirst Du meine Bitte erhören und durch Versöhnung mit Deinem Vater meine bittere Kummernis in Freude verwandeln?“

„Ich anerkenne Dein wohlwollendes Sorgen um mich und bin willens zu tun, was ich kann und darf,“ antwortete ausweichend der Herzog.

Die Thüre öffnete sich.

„Herr Otto steigt gerade mit den Fürsten zur Halle nieder,“ meldete der Diener.

Die Halle, wohin sich der Monarch begab, lag im Erdgeschoß und wurde bei Anwesenheit des Königs zu Versammlungen und Gastmählern benutzt. Dieser gedehnte Raum war ohne allen Schmuck. Um die Wände liefen rohe Steinbänke. Der Estrich des Fußbodens war nach damaliger Sitte mit Binjen bestreut. An der Wand des Vordergrundes stand auf einer Erhöhung von zwei Stufen des Königs Stuhl, dessen Armlehnen Löwentöpfe zierten. Der Aufstieg zur Erhöhung und diese selbst waren mit Teppichen belegt.

1) Ruotger, vita Brunonis, c. 18.

Über dem Sessel an der Wand hing das christliche Glaubenssymbol, das Kreuz mit Christuskörper, zugleich den Geist von Ottos Regierungsweise verfinnbildend.

In Übereinstimmung mit der schmutzlosen, rauhen Halle, saßen die eisernen Riefigen auf den Bänken. Keine in Silber und Gold verbrämten Gewänder der Fürsten erfreuten das Auge. Über den Rüstungen trugen sie einfache Waffenröcke, der König nicht ausgenommen. Dagegen machten die stahlbewehrten Hünen den Eindruck urwüchsiger Kraft und stolzer Waffenmacht.

Eine hervorragende Erscheinung war Ottos Bruder, Herzog Heinrich von Bayern, ein Mann von herkulischer Gestalt, welcher in der Schlacht dreifachen Panzer zu tragen pflegte. Bedeutend waren seine Verdienste um das Reich. Früher dem königlichen Bruder treulos, und in die Empörungen der Herzoge von Franken und Lothringen verwickelt, bewahrte er jetzt dem Bruder unverbrüchliche Treue. Seine durchgreifende Tatkraft und Rücksichtslosigkeit ließen ihn hart und hochmütig erscheinen. Sein Heldenmut und Kriegsrühm, sowie sein schwerwiegender Einfluß am Königshof, erweckten ihm viele Neider und Widersacher, weshalb er als einzige Ursache des Bürgerkrieges verschrien wurde. „Da keiner bei den Feinden so töricht war, die königliche Majestät zu tadeln oder herabzusetzen,“ berichtet Ruotger, „so warfen sie den Anfang alles Unfriedens und aller Schuld an dem Blutvergießen auf des Königs Bruder Heinrich, den berühmten Herzog und Markgrafen der Bayern, den Schrecken aller Barbaren und

der Völker jener Gegenden, selbst der Griechen. Die Wahrheit aber ist, daß, je besser sich jemand bewährt und je treuer er seinen Eid gegen König und Reich bewahrt, er desto mehr bei jenen verhaßt war.“¹⁾

Unter den anwesenden Fürstlichkeiten befanden sich auch Erzbischof Rotbert von Trier und Abt Willer von St. Maximin. Beide führte ein Rechtsstreit an den Königshof. Otto fand das Recht auf Seite des Abtes. Deshalb grüllte Rotbert und ritt mit seinen Vasallen heimwärts. Gleich dem Erzbischof von Trier schwankten viele Kirchenfürsten, namentlich jene in Bayern. Sie schlossen sich zwar den Empörern nicht an, leisteten aber auch Otto keine Hilfe, dessen Sache sie verloren gaben. Der König erkannte wohl die Gefährlichkeit der Lage, dennoch blieb sein Mut unerschütterter.²⁾

Den Hintergrund der Halle füllten bayerische und sächsische Ritter, alle bewaffnet bis an die Zähne und in gespannter Erwartung über den Verlauf dieses verhängnisvollen Tages.

Konrad und Rudolf traten heran und warfen sich vor dem Monarchen zu Boden.³⁾ Dieser demüthigenden Handlung widersprechend, trug ihr Benehmen keineswegs das Gepräge aufrichtiger Unterwerfung. Die feindselige Stimmung der Bayern gegen Heinrich war

1) Ruotger, v. Br. c. 17.

2) Damberger, synchronistische Geschichte, B. IV, S. 830 f.

3) „Der Sohn und der Schwiegersohn kamen in das Lager und warfen sich dem König zu Füßen.“ Widukind, III, 18.

ihnen bekannt und mit Sicherheit erwarteten sie deren offenen Abfall vom König. Solchen Verhältnissen entsprechend, war ihre Haltung nicht frei von Übermut und Trotz.

Ottos Scharsblick entging nicht die wahre Gesinnung der beiden jungen Fürsten. Einige Augenblicke betrachtete er prüfend die Knieenden, die mit augenscheinlichem Widerwillen in ihrer huldigenden Stellung beharrten.

„Seid ihr gekommen, als verlorene Söhne, die reuig um Vergebung bitten, — oder hat euer Kniefall nur die Bedeutung vorgeschriebener Förmlichkeit?“ unterbrach Ottos klangreiche Stimme das Schweigen.

Sofort erhoben sich die Herzoge.

„Aufrichtig ist unsere Unterwerfung unter Gewalt und Würde des Königs, insofern derselbe Abstellung unserer Beschwerden und Recht gewährt,“ antwortete Konrad.

Ottos Blick ruhte in strafender Strenge auf dem Herzog, dessen Worte verletzenden Zweifel an des Königs Rechtsgefühl enthielten. Der Monarch schwieg und mochte überlegen, ob die Niedrigkeit des Vorwurfs eine Erwiederung verdiene.

Während der entstandenen Pause beobachteten Konrad und Rudolf den Herzog Heinrich, ihren vermeinten Todfeind. Sie glaubten, auf seinem Gesicht höhnisches Lächeln und schadenfrohen Triumph zu lesen, und ihr Haß loderte in hellen Flammen auf. Die Gesichtsmuskeln des leidenschaftlichen Saliers zuckten

in wildem Grimm, seine Augen sprühten Feuer auf den Verhaßten. Alle guten Vorsätze und versöhnlichen Entschlüsse, durch Lamberts ehrwürdige Persönlichkeit und Belehrungen hervorgerufen, wurden vom Wirbelsturm empörter und entfesselter Naturkraft hinweggesetzt. In gleicher Aufregung war Rudolf, der sich vor jenem Mann verdemütigt glaubte, der ihn öffentlich zu verachten und mit höhnischen Worten zu kränken wagte.¹⁾

„Sollte etwa die bedingt zugestandene Unterwerfung einen Zweifel an der Gerechtigkeit des Königs enthalten, so weise ich solchen Unglimpf nach Gebühr zurück,“ sprach Otto nach einiger Überlegung. „Recht zu sprechen und begründete Beschwerden abzustellen, ist unseres Amtes. — Redet!“

„Nicht wider den König stehen wir in Waffen, sondern wider den Unheilstifter Heinrich,“ begann Rudolf, mit leidenschaftlich zitternder Stimme. „Er hat mich verdrängt aus der Gewogenheit meines Vaters. Er hat mich des Einflusses am Hofe beraubt, welcher dem Königssohne gebührt. In frechem Übermut verhöhnte er mich durch Gistreden. ‚Rudolfchen, mein zarter Jüngling, wirst Du jemals stark und weise genug werden, die Reichskrone tragen zu können?‘ In solcher Weise verspottete und kränkte er mich, so daß Ehrgefühl und Achtung vor mir selbst mich zwangen, den Königshof zu meiden. In Verbindung

1) Widukind, III, 10.

mit Frau Adelheid, meiner Stiefmutter, deren Schuld er sich rühmt, arbeitet er mit Hinterlist und bösen Ränken an der Vernichtung meines Rechtes auf die Krone, obwohl das Wort meines Vaters und der Eid der Reichsfürsten die Thronfolge mir verbürgen. Himmel und Erde rufe ich zu Zeugen des an mir verübten Unrechts! Ich wäre kein würdiger Sohn meines heldenfinnigen Vaters, würde ich als blöder Knabe mich behandeln und meiner Rechte mich berauben lassen," rief er durch die Halle. „Bosheit und tückische Umtriebe des Herzogs Heinrich zwangen mir die Waffen der Notwehr in die Hand. Mit Hilfe meiner getreuen Genossen will ich mein Recht behaupten, wenn es der König mir versagt."

Tiefe Stille folgte der geharnischten Rede. Dann erhob sich im Hintergrund der Halle Beifallsgemurmel. Die anwesenden Bayern gingen soweit, durch Waffengeräusch ihre Neigung für den klagenden Rudolf zu äußern.

Herzog Heinrich hatte die Vorwürfe mit scheinbarer Ruhe angehört, aber das Blitzen seiner Augen verriet den Zorn des Recken. Jetzt fuhr er gegen den Ankläger los, und seine harte Stimme dröhnte wie Metallschläge durch die Halle.

„Wie kannst Du Dich rühmen, nichts gegen den König, meinen Herrn, unternommen zu haben? Das ganze Heer weiß, daß Du nach der Krone die Hand ausgestreckt und nach der Herrschaft gegriffen hast. Wenn Du mich als schuldig anklagst, wenn ich straf-

bar bin, — warum richtest Du nicht Deinen Angriff gegen mich? Führe doch gegen mich Dein Heer!“ — und eine Binsen vom Boden aufhebend, rief er: „Nicht so viel wirst Du mir und meiner Macht entreißen können. Warum hat es Dir gefallen, durch solche Dinge Deinen Vater zu bekümmern? Du handelst wider die göttliche Gewalt, wenn Du Deinem Herrn und Vater Dich widersehest. Verstehst und vermagst Du etwas, so speie Deine Wut gegen mich aus; denn ich fürchte Deinen Zorn nicht.“¹⁾

Heinrichs Rede, namentlich die leise durchklingende Verachtung, erhöhten noch Rudolfs Ingrimm,

„Jetzt nennst Du den König Deinen Herrn,“ rief er heftig, „ich aber gehe nicht die Wege, welche den Empörer zur Haft nach Jügelheim führten.“

„Bitter beklage ich die Verirrung meiner Jugend, — jedoch fühne ich dieselbe durch gelobte Treue bis in den Tod,“ erwiderte Heinrich. „Bist Du mein Nachfolger in der Empörung, so sei es auch in der Treue.“

„Rühme Dich der Treue nicht!“ rief Konrad vorwurfsvoll. „Wer seinen Herrn verleitet, andere des Treubruchs schuldig zu machen, darf sich seiner Freundschaft mit der Treue nicht brüsten. Ein solches Kunststück hast Du verübt. Mit König Berengar schloß ich im Namen unseres Herrn Otto einen Vertrag, den ich mit Wort und Eid verbriefte. Deine unersättliche

1) Widukind, III, 18.

Habsucht und Vändergier strebte jedoch nach lombardischen Marken. Deinen Kniffen gelang es, von Berengars Eigen die Marken Verona und Aquileja zu erhaschen. So wurde ich gegen meinen Willen treulos und meineidig an Berengar, dem ich den vollen Besitz seines Reiches beschwor. Den Schimpf des Meineids und der Ehrlosigkeit zu rächen, stehe ich wider Dich in Waffen.“

„Konrad, Du bist im Irrtum!“ nahm der Monarch das Wort. „Heinrich beehrte nicht den Besitz jener Marken. Die Macht des Hüters der Ostmarken zu verstärken, schlug ich, mit Zustimmung des Reichstages in Augsburg, jenes lombardische Land zu Bayern. Du hingegen hattest Deine Vollmacht weit überschritten und eigenmächtig gehandelt wider des Reiches Wohlfahrt. Fordere nicht, gemeinen Nutzen und Reichswohl Deinem persönlichen Vorteil zu opfern. Eingebildet ist Deine Ehrenkränkung, hinsällig Deine Anklage. Genug hievon! — Ich bin bereit, das Vergangene zu vergessen und zu verzeihen, euch meine väterliche Liebe und königliche Huld wieder zu schenken, unter der einzigen Bedingung, daß ihr die Anstifter und Häupter des Aufruhrs zur Bestrafung mir ausliefert.“

Diesen entscheidenden Augenblick günstig zu wenden, ergriff Erzbischof Bruno, im Geiste des Heiligen, rasch das Wort.

„Erfasse und würdige, teurerer Neffe, die Großmut des Königs und die verzeihende Liebe des Vaters!“ sprach er warm und bittend. „Nicht dem strengen Gesetz, Todesstrafe über Empörung und Landfriedens-

bruch verhängend, will er Dich überantworten. Siehe, in hochherziger Liebe öffnet er seine Vaterarme, Dich zu empfangen und ein Freudenmahl zu bereiten, weil sein Sohn verloren war und heimkehrte. Ich bitte Dich, Rudolf, gewähre uns dieses Glück und verschließe Dein Herz bösen Einflüsterungen! Gedenke nicht bloß der Pflichten des Reichsfürsten, sondern auch der Pflichten des Kindes und der strengen Mahnung Gottes im vierten seiner Gebote. Die einzige Bedingung, nämlich die Auslieferung der Anstifter des Aufruhrs, kann nicht vermieden werden, weil der König vor Gott und dem Reiche zur Ausübung der Gerechtigkeit verpflichtet ist."

"Und ich bin verpflichtet zur Treue gegen meine Waffengenossen," erwiderte Rudolf. „Mein Eid verbürgt ihre Sicherheit. Wie kann ich treubruchig und meineidig werden an Männern, die mit Gut und Blut für mich eintreten? Nein, — niemals! Lieber Untergang und Tod, als Treubruch und Ehrlosigkeit!"¹⁾

"Ich bin gleichen Sinnes," sprach Konrad. „Obwohl mit der Schmach der Ehrlosigkeit schuldlos belastet, will ich doch lieber sterben, als jenen Treue brechen, denen ich sie geschworen."

Auf den Fürstenbänken nickten beistimmend manche

1) „Der König verlangte von seinem Sohne die Auslieferung der Mitschuldigen seiner Verschwörung. Jene dagegen, durch gegenseitige Schwüre gebunden und gewissermaßen durch die Kunst des alten Feindes gefesselt, verweigerten dies hartnäckig." *Ibid.*

Köpfe; denn Edelfinn und Freundestreue beider Fürsten wurden auch von ihren Gegnern gewürdigt.

Der Blick des Königs ruhte abwechselnd auf Rudolf und Konrad. Der Ausdruck seines Gesichtes ließ deutlich erkennen, wie der Schmerz des Vaters mit dem Zorn des Herrschers rang.

„Mit schlechten Leuten sich verbünden, ihnen Treue schwören und Treue halten, ist töricht und sündhaft,“ sprach er. „Eure Freunde sind meine und des Reiches Feinde. Eure Bundesgenossen sind Gesetzesverächter, Vaterlandsverräter, ruchlose Räuber, Landfriedensbrecher und Reichsverwüster. Eure Verbündeten wünschen, in gotteschänderischer Wut, ihren König zu töten, mich, dem sie den Sohn entrißen haben. Meinen Bruder, den um die Christenheit verdienten Markgrafen, wollen sie des Herzogtums, der Kinder, der Gattin und endlich auch des Lebens berauben. — Das sind jene Leute, deren verruchten Plänen ihr dient, denen ihr Treue geschworen und Treue haltet.“¹⁾

Er machte eine Pause, wohl in der Absicht, den Fürsten Gelegenheit zur Erwiderung zu geben. Diese jedoch schwiegen und sahen starrköpfig vor sich hin. Angesichts der Verstocktheit der Empörer, gewann jetzt der Zorn des Herrschers den Sieg über die Gefühle des Vaters.

„Ha, — verlorene Söhne!“ drang es, wie ein Gemisch von Schmerz und Grimm, dröhnend aus seiner

1) Ruotger, vita Brunonis, c. 20.

gewaltigen Brust. „Wohlan, — Unholden, habt ihr Treue geschworen und haltet sie! Und ich habe bei meiner Krönung dem heiligen Gott Treue geschworen und halte sie. Geschworen habe ich, mit dem Schwerte auszutreiben alle Widersacher Christi, die Heiden und schlechten Christen, da mir durch Gottes Willen alle Macht des ganzen Frankenreiches übertragen ist, zum bleibenden Frieden und Wohlergehen der Christenheit.¹⁾ Haben meine verblendeten Söhne gemeinsame Sache gemacht mit Feinden des göttlichen Christ und mit Feinden des Königs, so darf ich ihrer nicht schonen. Gerecht zu walten im Reiche, zwingt mich der Eid, gebieten die Pflichten des Herrschers. Meineid wäre es und Abfall von übernommenen Pflichten, würde ich eurer vermessenen Zumutung willfahren und jene Ruchlosen, zum Ärgerniß der ganzen Christenheit, zur völligen Vernichtung des ohnehin erschütterten Rechtsbewußtseins, nicht vor mein Gericht fordern. *Justitia fundamentum regnorum* — Gerechtigkeit ist der Reiche Grundfeste!“ rief er mit Nachdruck, und immer strenger wurde der Ausdruck seines Gesichtes, immer feuriger das Glammen seiner Augen, immer weiter und höher dehnte sich die riesige Gestalt, so daß Otto in seiner zürnenden Majestät einen geradezu furchtbaren Anblick darbot.

„Seht doch den ergrimmtten Löwen! Seht den schrecklichen Herrn, — den gewaltigen Gebieter!“ flüsterten die Mannen des Hintergrundes.

1) Widukind, II, 1.

„Verblendete, seht ihr nicht, daß ihr Führer und Mitschuldige gemeiner Verbrecher und Glaubensfeinde geworden?“ fuhr Otto fort. „Auf des Reiches Umsturz ist es abgesehen, auf die Vernichtung jener christlichen Ordnung, welche der große Kaiser Karl dem Heidentum abgerungen und gesetzlich fest begründet hat. Nach den höllischen Plänen eurer Verbündeten, deren betrogene Werkzeuge ihr seid, soll das Reich in ebenso viele Teile zerrissen werden, als es Stämme besitzt. Die Einheit des Reichs, von Karl geschaffen nach dem Vorbild der Einheit unserer heiligen Kirche, soll verschwinden und mit ihr die Macht des deutschen Volkes. Das im Reiche herrschende Licht des Evangeliums soll ausgelöscht werden, weil Kuchlosigkeit und schwarze Untaten das Licht scheuen. Der göttliche Christ soll vertrieben werden aus deutschen Landen, weil die Unholde seine Lehren hassen, seinen Geboten sich nicht unterwerfen wollen. Dagegen sollen zurückkehren die alten Heidengötter, vorab der sehdesüchtige, blutdürstige Wodan, auf daß unter seiner Herrschaft das Rauben und Morden, die Unterdrückung der Schwachen und jede Meintat der Mächtigen von Rechtswegen erlaubt sei. Das sind die Freiheiten und Gerechtsame, nach denen eure Verbündeten dürsten! Der Weg aber zur ersehnten Barbarei des Heidentums führt über die Trümmer des christlichen Königtums. Deshalb die Empörung wider mich und mein Walten im Reiche. Den Aufruhr allgemein und mir verderblich zu machen, habt ihr die Fäden der Verhörung und

des Abfalls durch alle Lande gezogen. Sogar in Sachsen, meiner Heimat, wühlen eure Sendboten, im argen Bemühen, meine Getreuen abtrünnig und dem allgemeinen Umsturz dienstbar zu machen. Wohlan, ich gehe in den Kampf im Vertrauen auf Gott, in dessen Namen und Geist ich regiere! Heidnisches Sinnen und Trachten im Reiche auszutilgen, dessen Einheit zu erhalten, sowie des Welterlösers ungestörtes Walten fest zu begründen und auf angrenzende Heidenländer auszudehnen, dessen bin ich pflichtig, willens und auch mächtig.“ ¹⁾

1) Tatsächlich vollzog sich während der langen Regierung Ottos des Großen eine völlige Umwandlung, hervorgerufen durch Weisheit und beharrliche Wirksamkeit dieses gewaltigen Herrschers. Beim Beginn seiner Regierung, im Jahre 936, charakterisiert Widukind die Zeit mit den Worten: „Außerdem geschahen viele Gräuel von aufrührerischen Menschen, Mord, Meineid, Verheerungen, Sengen und Brennen; zwischen Recht und Unrecht, Treue und Meineid, machte man in jenen Tagen wenig Unterschied.“ II, 10. — Am Ende der siebenunddreißigjährigen Regierung Ottos rühmt Graf Thietmar, Chronist und Bischof von Merseburg, die Einfachheit und Tugenden Ottos, der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes mit den Worten: „Wenn in mir Beredsamkeit, Gelehrsamkeit und Gedächtnis sich vereinigten, so würde dies alles nicht ausreichen, des Kaisers Lob zu verkünden. Und wie der Herr, so waren auch seine Fürsten. Sie ergözen nicht Überfluß und Mannigfaltigkeit der Speisen und anderer leiblicher Genüsse, sondern in allem nur die goldene Mittelstraße. So lange sie lebten, blühten alle Tugenden, von denen die Geschichte Kunde gibt; als sie starben, verwelkten auch die Tugenden, und obwohl sie leiblich nicht mehr unter uns weilen, so leben

Tiefe Stille folgte der Rede des Königs. In ihrer trohigen Haltung beharrend, und ohne ihre Blicke zu erheben, verbeugten sich Konrad und Rudolf und verließen die Versammlung.¹⁾

Ottos Blick folgte den Weggehenden. Durch die Strenge seines Gesichtes zitterte ein weicher Zug und mit bewegter Stimme sprach er: „Verlorene Söhne! Doch lieber Weib, Kinder und Leben verlieren, als treubruchig werden an Gott und dem König“.

doch ihre unsterblichen Seelen und erfreuen sich, ob ihrer guten Werke, ewiger Seligkeit. Seit Karl dem Großen hat nie ein so großer Lenker und Schützer des Vaterlandes auf dem Königstuhl gesessen. Nachdem manche von den Großen im Tode ihm vorangegangen waren, vergaßen die ihn überlebenden die alten, die frohen Zeiten nicht. Sie verwarfen die nun aufkommende Denk- und Handlungsweise, sie richteten sich nicht darnach, sondern wichen an ihres Lebens Ende von dem geraden Pfade der Wahrheit und Gerechtigkeit freiwillig niemals ab.“ Thietmari, episcopi Merseburgensis Chronicon, II, 28.

1) „Darauf erwiederte Rudolf nichts, sondern zog, nachdem er den König angehört, mit den Seinigen in die Stadt zurück.“ Widukind, III, 18.

XIII.

Bürgerkrieg.

Die mißlungene Versöhnung überlieferte das ganze Reich blutigem Aufruhr und grausiger Verwüstung.

Bei ihrer Rückkehr in die Stadt wurden Konrad und Rudolf mit stürmischer Freude empfangen, weil sie ihren Waffengenossen Treue hielten und nicht dem Strafgericht des zürnenden Herrschers überlieferten. Sogar Ekbert, des Königs Vetter, der sich als Geisel in Mainz befand, wurde durch Rudolfs Versprechungen gewonnen und dem König abtrünnig.¹⁾

Ekberts Abfall zog die ohnehin mißvergnügten, ihrem Herzog abgeneigten Bayern nach sich. In der folgenden Nacht verließen sie das Lager und gingen zu den Aufständigen über.²⁾

1) Widukind, III, 10.

2) „Während dieser Verhandlungen fielen in der nächsten Nacht die Bayern, welche des Königs Bruder begleitet hatten, von diesem ab und verbanden sich mit Rudolf.“ Widukind, III, 20.

Jetzt machte Rudolf die Aufforderung seines Oheims Heinrich: „Führe doch gegen mich Dein Heer!“ — zur Wahrheit. Konrad und dessen Franken zur Verteidigung der Feste zurücklassend, ging er mit den Bayern und Schwaben über den Rhein und zog nach Bayern. Auf dem Marsche dahin begegneten ihm jene Scharen, welche Otto durch den Pfalzgrafen Billung in Sachsen aufgeboden hatte. Von den Bayern und Schwaben heftig angegriffen, flüchteten die Sachsen, von den Grafen Thiadrich und Wichmann angeführt, in einen verlassenen Burgwall. Es entspann sich blutiges Streiten, bis Rudolfs Bannerträger fiel, — nach damaliger Auffassung eine so wichtige Begebenheit, daß der Kampf sofort eingestellt wurde. Rudolf knüpfte Unterhandlungen an, machte große Versprechungen und beredete die Grafen zum Abfall vom König. Thiadrich und Wichmann kehrten nach Sachsen zurück, um auch dort die Flamme des Aufruhrs anzufachen.¹⁾

Inzwischen lag der König immer noch vor Mainz, der Ankunft frischer Truppen harrend. Bei der Nachricht von Verrat und Abfall Thiadrichs und Wichmanns, erkannte er die Unmöglichkeit, Mainz zu bezwingen. Zugleich mußte er die Sachsen, deren Dienstzeit abgelaufen, in die Heimat entlassen. Wie damals vor Breisach, stand er auch jetzt wieder machtlos und verlassen im Felde, jedoch ungebeugt und des festen

1) Widukind, III, 23—24.

Willens, bis zum letzten Atemzuge die Sache des Rechts und der Reichsordnung zu verteidigen. „Zulezt blieben, da die große Masse die Treue brach, noch sehr wenige, welche des Königs Sache unterstützten,“ berichtet Widukind. „Dennoch blieb er in solcher Bedrängnis ganz unerschüttert, und vergaß nie, daß er durch Gottes Gnade Herr und König sei.“¹⁾

Von wenigen Getreuen umgeben, brach Otto auf und folgte seinem unnatürlichen Sohn nach Bayern.

Raum war der König abgezogen, so verließ Konrad der Rote Mainz und stürmte mit seinen Franken nach Lothringen, voll Grimm über den königstreuen Bischof Adalbert von Metz. So unvermutet und schnell war sein Erscheinen, daß er die feste Stadt Metz über-
rumpelte und der Plünderung preisgab. Und hier war es abermals ein mutiger und frommer Mann, welcher dem wutschnaubenden Salier mit strenger Mahnung in den Weg trat. Auf die Vorstellungen des Abtes Agenold, gebot der Herzog die Einstellung der Plünderung und die Schonung der Bürger. Nach kurzem Aufenthalt verließ er Metz und kämpfte mit seinen Feinden, die sich in Lothringen zum entschlossenen Widerstand erhoben. Günstige Erfolge erzielte er keine, weil ihm Erzherzog Bruno mit ebensoviel Klugheit, wie Entschiedenheit entgegentrat. Otto hatte nämlich seinen Bruder nicht bloß als Herzog über Lothringen.

1) Widukind, III, 22 und 30.

sondern als Gebieter und Statthalter über das ganze Westreich gesetzt.¹⁾ Der weisen und tatkräftigen Amtsführung des Heiligen ist es zu danken, daß nicht auch die westlichen Reichsteile dem König verloren gingen. Konrad hingegen, die Erfolglosigkeit aller Anstrengungen und seine Ohnmacht gegenüber den Maßregeln Brunos erkennend, geriet dermaßen in Wut, daß er jetzt mit den schlimmsten Reichsfeinden, den Ungarn, in Waffen-gemeinschaft trat.

Inzwischen war ganz Süddeutschland von Otto abgefallen.

Herzog Heinrich hatte die Unvorsichtigkeit begangen, während seiner Abwesenheit dem Pfalzgrafen Arnulf die Verwaltung Bayerns zu übertragen. Wie schon bemerkt, hatte Arnulf, der Sohn des Bayernherzogs Arnulf, nach dem Tode seines Vaters dem König den Huldigungsseid verweigert. Otto zog nach Bayern, unterdrückte den Aufruhr und verbannte den Schyren Arnulf und dessen Bruder Eberhard aus Bayern. Obwohl ihm Otto später das Pfalzgrafenamt in Bayern übertrug, so erlosch doch nicht des Schyren Haß gegen den König und dessen Bruder Heinrich. Auch die Verschwägerung mit Heinrich, der Jutta, Arnulfs Schwester, auf Ottos Rat zur Gemahlin ge-

1) „Seinen Bruder Bruno ließ er als Hüter und Regierer, wenn ich so sagen soll, als Erzherzog, in dieser gefährvollen Zeit im Westen.“ Rutg. vita Brun. c 20.

nommen, versöhnte keineswegs den Pfalzgrafen.¹⁾ Rudolf war mit dem Schyren in Verbindung getreten und verhielt ihm, nach Heinrichs Vertreibung, die Herzogswürde in Bayern. Der Pfalzgraf erhob die Fahne des Aufruhrs und brachte ganz Bayern zum Abfall vom König.²⁾

So wurde Rudolf in Bayern mit offenen Armen aufgenommen. Alle festen Plätze öffnete sich ihm. Die in Regensburg vorgefundenen Schätze Heinrichs theilte er unter seine Anhänger. Jutta, die Gemahlin seines Oheims, nebst deren Kinder, trieb er aus dem

1) Die dichtende und geschichtschreibende Klosterfrau Hrotsuitha von Gandersheim, Zeitgenossin der Ottonen, besingt Heinrich und Jutta also:

„Herzog Heinrich indessen, des Königs erhabener Bruder,
 War der Erste des Reichs, dormalen der Ruh' sich erfreuend,
 Nach dem König mit Recht vom ganzen Volke geachtet,
 Der mit geseglichem Bunde sich würdig in Liebe verbunden
 Mit der adligen Tochter Arnulfs, des trefflichen Herzogs;
 Jutta hieß sie mit Namen und glänzt in blendender Schönheit,
 Doch weit lieblicher noch im Schimmer vollendeter Güte.“

Hrots. gesta Odd v. 53—60.

2) „Und damit nichts ohne Trug und List vor sich ginge, unterhandelten sie ins Geheim mit Arnulf, einem sehr tatkräftigen Manne, dem damals die höchste Gewalt in Bayern übertragen war, indem sie ihm ungeheuerer Versprechungen machten, auch seinen alten Haß ansachten, und brachten ihn dazu, daß er zuerst meineidig von Herzog Heinrich abfiel und dann die hochberühmte Stadt Regensburg, endlich aber das ganze Bayernland zum Abfall verleitete.“ Ruotg. v. B. C. 19.

Bande, und warf sich, beim Herannahen des Königs, in die feste Stadt Regensburg.¹⁾

Mit geringen Streitkräften erschien Otto vor Regensburg, das er bei strenger Winterkälte drei Monate hindurch belagerte. Durch das ganze Reich hindurch hatte er ein Aufgebot erlassen. Die Kronvasallen blieben jedoch mit ihren Mannen zu Hause, weil fast allgemein die Sache des Königs für verloren galt. Auch die Bischöfe Bayerns zeigten sich unzuverlässig und wankelmütig.

„Die Bischöfe in Bayern waren nicht wenig schwankend,“ berichtet Widukind, „indem sie beiden Parteien sich zuwandten, bald den König unterstützend, bald seinen Gegnern helfend, weil sie weder ohne Gefahr sich vom König lossagen, noch ohne Schaden für sich ihm treu bleiben konnten.“²⁾ So wurde Rudolfs Macht immer stärker, jene des Königs schwächer. Der Aufruhr verbreitete sich, wie der weitblickende Erzbischof Friedrich von Mainz dem König vorausgesagt. über das ganze Reich, selbst in Sachsen glühte es bedenklich unter der Asche. Einzig die Tatkraft und wunderbare Klugheit des Herzogs Hermann, den Otto zum Statthalter gesetzt, verhinderte den Aufstand in Sachsen.³⁾ Bereits war mehr als die Hälfte des

1) Widukind, III, 20.

2) Widukind, III, 27.

3) „Mit welcher Weisheit und mit welcher Klugheit Herzog Hermann, der sehr wohl um jenen Anschlag wußte, gegen seine nächsten Verwandten und offenbaren Feinde auf der

Reiches für den König verloren, die Gefahr sehr groß. In dieser äußersten Bedrängniß stand Otto unerschütterlich. Schnöder Verrat, Unglück und Treulosigkeit vermochten es nicht, das Gottvertrauen des glaubensstarken Helden zu erschüttern. Wer sich, wie Otto, von dem Allmächtigen auf den Thron erhoben und in Erfüllung seiner Herrscherpflichten treu weiß, der verliert niemals den Mut und fürchtet keine Feinde.

Als leuchtendes Vorbild von Anhänglichkeit und Treue glänzte in jener stürmischen Zeit der heilige Bischof Ulrich von Augsburg. Er war in ganz Süddeutschland die einzige Stütze des Königs. Dieser merkwürdige Mann, weit entfernt von Lähmheit und jener selbstjüchtigen Weltklugheit, die sich nach den Umständen richtet, besaß nicht die zaghafte Kurzsichtigkeit vieler seiner Standesgenossen. Sein scharfer Geistesblick durchschaute den innersten Kern der beständigen Empörungen gegen Ottos Regierungsweise. Nicht um den Wechsel von Personen auf dem Königsstuhl handelte es sich, sondern um den Sieg des Christentums wider Zügellosigkeit und mannigfache Rückstände des Heidentums. Es war ein furchtbares Ringen zwischen Licht und Finsternis, — nach der Auffassung des heiligen Ulrich, ein Kampf zwischen Christus und Belial; — ein Kampf, der sich durch alle Zeitalter in verschiedenen Formen wiederholt, sogar in jedem gereiften Menschenleben zur Entscheidung gelangt.

Hut war, dies wäre schwierig, vollständig zu erzählen.“
Widukind, III, 24

Deshalb zögerte der greise Bischof keinen Augenblick, dem Aufgebot des Königs zu folgen. Während die Bischöfe in Bayern sich tatlos verhielten, eilte er an der Spitze seiner Vasallen dem hart bedrängten Monarchen zu Hilfe. Und dies tat der schwache Greis mit seltenem Opfermut, mit großer Selbstverleugnung, mit Verzicht auf seine gewohnte Lebensführung. Ausschließlich den Hirten Sorgen hingegeben, erschien er niemals am Königshof, begleitete niemals den Herrscher auf Kriegszügen. Nach dem Behenswesen verpflichtet, zum Heerbann eine Schar Dienstmänner zu stellen, übertrug er regelmäßig deren Führung seinem Neffen, dem Grafen Adalbero. „Dem Bischof Ulrich wurde zugestanden, daß Adalbero statt seiner die vom König unternommenen Heerfahrten mit der bischöflichen Ritterschaft machen und statt seiner zur beständigen Dienstleistung bei Hof bleiben durfte, und zwar zu dem Zwecke, damit der Bischof dem Dienste Gottes, der Aufsicht über die ihm anvertraute Herde und der Sorge für das Beste der Kirche, wie auch dem Gebete und Almosengeben, wie es sein Herzenswunsch war, obliegen könnte.“¹⁾ Jetzt aber, als er „den Gesalbten des Herrn, die Säule des Reichs,“ in größter Gefahr sah, wurde der heilige Mann plötzlich ein streitbarer Degen. Bei seinen Visitationsreisen pflegte er sich eines mit Ochsen bespannten und mit bequemem Sitz versehenen Wagens zu bedienen, auf daß er ohne Zeitverlust

1) Gerhardi vita Oudalrici, c. 3.

während der Fahrt mit seinem Kaplan beten und Psalmen singen könne. Probst Gerhard, sein Zeitgenosse und Biograph, hat diese Gewohnheit Ulrichs aufbewahrt, indem er schreibt: „Bei seinen Reisen saß er auf einem Sitze, welcher auf einem Wagen zubereitet und an Ketten von den Achsen desselben herabhäng, und bei ihm einer seiner Kapläne, mit welchem er den ganzen Tag Psalmen sang. Als er diese Art zu reisen annahm, tat er es nicht, weil er etwa nicht mehr hätte reiten können, sondern um von der Menge getrennt zu sein und nicht durch leere Gespräche mit anderen vom Psalmengesang abgehalten zu werden.“¹⁾ Nun verzichtete Herr Ulrich auf seinen langsam dahin rollenden Reisewagen und bestieg ein schnaubendes Schlachtroß.

An sämtliche Vasallen des Bistums erging das Aufgebot zur schleunigsten Heerfahrt. In Augsburg ließ der Bischof eine Besatzung und eilte an der Spitze seiner Ritterschaft dem König zu Hilfe.²⁾

Bei seiner Ankunft vor Regensburg bemühte sich der Heilige vergebens, dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Der günstige Stand ihrer Sache bestimmte

1) Gerhardi v. Oud, c. 5.

2) „Bischof Ulrich, dessen Treue sich niemals vom König trennte, ließ einen Teil seiner Lehensleute in Augsburg und zog mit den übrigen, so viele er deren sammeln konnte, unter Aufgebung seines gewöhnlichen Reisewagens, zu Pferde in das Land der Moriser, dem König Beistand zu leisten.“ Gerhardi v. Oud., c. 10.

Rudolf und die übrigen Häupter, im Aufruhr zu beharren. Sie machten häufige Ausfälle. Auf beiden Seiten wurde grimmvoll gestritten. Herr Otto stürzte sich in das dichteste Kampfgewühl, und er, sowie der hochgefeierte Wehring und die übrigen Helden, vollbrachten Wunder der Tapferkeit. Ihrer Waffentaten konnten sie jedoch nicht froh werden, weil im Bürgerkriege deutsches Blut vergossen wurde. Dagegen bemühte sich Otto, die Härte damaliger Kriegsführung zu mildern. Er gebot, der ansässigen Landesbewohner zu schonen, konnte jedoch die Verwüstung der Umgegend nicht verhindern. „Hinter Mauern eingeschlossen,“ berichtet Widukind, „bereiteten die Bayern dem Heere gar große Anstrengung, ihrem eigenen Lande aber Verödung. Weil nämlich das Unternehmen deshalb wenig Fortgang hatte, so legte das Heer die ganze Gegend wüste, und schonte nichts als das Leben.“ ¹⁾

Mit Beginn des Jahres 954 hob der König die Belagerung auf und eilte, zur Dämpfung des Aufruhrs, nach Sachsen.

Des Bedrängers ledig, überzogen die Aufständigen das Bistum Augsburg, und ließen den Getreuen des Königs den vollen Grimm ihrer Rache fühlen. Pfalzgraf Arnulf plünderte die Stadt Augsburg und schleppte deren Besatzung in Gefangenschaft. Alle Güter des Hochstiftes wurden zerstückelt. Die Burgen und

1) Widukind, III, 26.

Ländereien verteilte Rudolf unter seine Waffengenossen als Lehen.¹⁾

So fand der Heilige bei seiner Rückkehr das Land von Feinden besetzt. Während die übrigen Bischöfe, welche dem König keine Hilfe brachten, unbelästigt blieben, mußte er in der verlassenen Burg Mantahinga²⁾ gegen die Nachstellungen seiner Feinde Schutz suchen. Hierbei entfaltete Herr Ulrich die Tätigkeit eines kriegsfundigen Mannes. Den Ansturm der Feinde voraussehend, ließ er mit großer Umsicht und Schnelligkeit die Burg, welche innen und außen ganz verlassen und ohne Bauwerke dalag, durch Wall und Pfahlwerk befestigen, sowie durch Hütten wohnlich herstellen.

Von dem Pfalzgrafen Arnulf kam die Botschaft, „wenn dem Bischof sein Wohlergehen lieb wäre, solle er nicht zaudern, sich der Herrschaft Rudolfs zu unterwerfen, da er keineswegs im Stande sei, sich den Beschlüssen der Aufständigen zu widersetzen.“³⁾

Jetzt entpuppte sich Herr Ulrich als findiger und gewandter Diplomat. Er schlug keineswegs das Ansuchen rundweg ab, sondern knüpfte Unterhandlungen an, um Zeit zu gewinnen, und seine Zufluchtsstätte widerstandsfähig zu machen. Die Bitten, Vorstellungen und Versprechungen des Bischofs waren unerschöpflich und konnten kurzer Hand nicht abgewiesen werden. So dehnte sich die Sache in die Länge und die Burg

1) Gerhardi vita Oudalrici, c. 10.

2) Schwabmünchen.

3) Ibid.

wurde immer fester. Endlich verlor der Pfalzgraf die Geduld und forderte eine entscheidende Erklärung. Ulrich gab sie mit den Worten: „Mein König ist Otto, ihm schulde ich Treue und Treue werde ich ihm bewahren.“

Am fünften Februar 954 erschienen die Streitscharen der Empörer vor Mantahinga, an ihrer Spitze Pfalzgraf Arnulf und dessen Bruder Hermann. Die Feste wurde umzingelt und die Erstürmung vorbereitet. In dieser äußersten Bedrängnis bot der Bischof den Belagerern bedeutende Geldsummen, wenn sie abzögen und ihn mit den Seinigen wollten in Frieden leben lassen. Das Angebot wurde schroff zurückgewiesen und nur die Wahl gelassen, zwischen Ergebung oder Sturm-
lauf und dessen Folgen. Nebenbei wiederholten die Aufständigen ihre früher schon dem Heiligen gemachten verlockenden Versprechungen, wenn er Rudolfs Herrschaft anerkenne und sich demselben unterwerfe. Ulrich beachtete die Drohungen nicht, unterwarf sich den Fügungen Gottes und wies die Versuchung zum Treubruch mit Entrüstung zurück. Er blieb aber nicht bloß unerschütterlich in größter Not und Todesgefahr, er besaß auch den Mut, nach den Satzungen der Kirche seines Amtes zu warten. In Erfüllung seiner Pflicht, erschien er in bischöflichem Ornat auf der Umwallung vor dem Angesichte des Feindes und sprach feierlich den Bann über die Verwüster seines Bistums. Da erschienen ganz unerwartet und plötzlich die Vollstrecker des Bannes und die Befreier des Heiligen und seiner

Genossen. In der Frühe des achten Februar zogen in aller Stille der Bruder des Bischofs, Graf Theobald von Kyburg und Dillingen, sowie sein Neffe, Graf Adalbert von Marchtal, mit ihren Scharen heran. Die ahnungslosen Belagerer wurden im Schlafe überrascht und niedergehauen, unter ihnen des Pfalzgrafen Bruder Hermann. „Nur sehr wenige entkamen,“ berichtet Gerhard, „obgleich mit Wunden bedeckt, durch die Schnelligkeit ihrer Pferde dem Tode, andere flüchteten, vor Kälte erstarrt und am Leben verzweifelnd, nach ihren Heimstätten.“¹⁾

Ulrich kehrte nach Augsburg zurück, wo ihn die Bürgerschaft mit Jubel empfing.

1) Gerh. v. Oud., c. 10.

XIV.

In Quedlinburg.

Su den zahlreichen Klöstern, welche das sächsische Kaiserhaus der Lindolfinger gründete, gehörten auch jene zu Quedlinburg. Heinrich I. baute daselbst ein Mönchskloster, begabte es reichlich mit Gütern und fand in dessen Kirche seine letzte Ruhestätte. Im Jahre 937 begann Otto der Große, in Vereinigung mit seiner Mutter Mathilde, den Bau eines fürstlichen Nonnenstiftes, malerisch gelegen auf dem weitausschauenden Gipfel eines Berges zu Quedlinburg. Königin Mathilde nahm selbst den Schleier und wurde den Klosterfrauen und Zöglingen ihrer Stiftung Mutter und Führerin. Auf ihren und der Fürsten Rat wurde die Jungfrauenschar des Klosters Winedhusen nach Quedlinburg versetzt, weil die geringen Einkünfte dieses Klosters zum Unterhalt seiner Bewohner nicht ausreichten.¹⁾

1) „Die Fürsten drangen in den König, die zu Winedhusen in Klosters Schranken eingeschlossenen Nonnen nach Quedlinburg zu versetzen. In jenem Stifte nämlich verweilen die Töchter der Fürsten; der Aufenthalt hatte jedoch wegen des daselbst an vielen Dingen herrschenden Mangels das Mißfallen der Ältern.“ Vita Mathildis, c. 6.

Da sich zahlreiche Fürstentinder zur Erziehung in Quedlinburg befanden, um nach erlangter Ausbildung in das Weltleben zurückzukehren, so war Mathildens Wirksamkeit von der einflußreichsten Bedeutung. Sie erkannte auch die Wichtigkeit ihrer Aufgabe und löste dieselbe mit der Umsicht einer weisen Frau, mit der Selbstaufopferung mütterlicher Liebe, mit dem leuchtenden Vorbild einer Heiligen.

Von dieser merkwürdigen Frau, welche die Kirche als Heilige verehrt, entwirft Widukind folgendes Charakterbild: „Wenn wir zum Lobe dieser heiligen Frau etwas zu sagen wünschen, so fühlen wir uns zu schwach, weil eine so hohe Tugend das ganze Vermögen unserer Fähigkeiten übersteigt. Denn wer vermöchte ihre Aufmerksamkeit für den göttlichen Dienst würdig zu beschreiben? Ganz nahe der Kirche hatte sie ihre Zelle, in welcher sie ein wenig ruhte. Aus ihr erhob sie sich in jeder Nacht, und ging in die Kirche, während Sängerinnen innerhalb der Zelle, vor der Thür und auf dem Wege in drei Abteilungen aufgestellt waren, um Gottes Huld zu loben und zu preisen. Sie selbst verharrte in der Kirche in Wachen und Beten und erwartete die Feier der Messen. Darauf besuchte sie in der Nachbarschaft alle Kranken und Schwachen, von denen ihr Kunde gekommen war, und reichte ihnen, was sie bedurften. Dann öffnete sie ihre Hand den Armen, und nahm die Gäste, an denen niemals Mangel war, mit aller Freigebigkeit auf. Niemand entließ sie ohne freundliche Ansprache, und

fast keinen ohne Geschenk oder die Unterstützung, welche ihm Noth tat. Oft schickte sie Wanderern, welche sie weit von ihrer Zelle erblickte, das Nötige hinaus. Und obgleich sie solche Werke sehr demüthig Tag und Nacht übte, vergab sie dennoch der königlichen Würde nichts, und wie geschrieben steht: „Obgleich sie fast wie eine Königin unter ihrem Volke, war sie dennoch immer und überall der Klagenden Trösterin.“ Alle Diener und Dienerinnen im Hause unterwies sie in verschiedenen Künsten und auch in den Wissenschaften; denn sie verstand selbst die Wissenschaften, welche sie nach des Königs Tod bis zu klarem Verständniß erlernte. Wollte ich demnach alle ihre Tugenden aufzählen, so würde Homers oder Maros Beredsamkeit, wenn ich sie besäße, nicht ausreichen.“¹⁾

Neben ihrem rastlosen Streben nach religiöser Vertiefung und Vollkommenheit, und ihren täglichen Sorgen um Kranke und Arme, leitete sie mit voller Hingabe die Erziehung und Ausbildung der ihr anvertrauten Kinder und Jungfrauen. Fleiß und Fortschritt ihrer Zöglinge in den Schulen, deren Kenntnisse und Leistungen in hauswirtschaftlichen und weiblichen Arbeiten, überwachte und leitete sie. „Emsig forschte sie, welchen Unterricht eine jede genießt,“ berichtet ihr Biograph. „Sie pflegte selbst die Schule zu betreten und die Beschäftigungen jeder einzelnen angelegentlich zu prüfen,

1) Widukind, III, 74.

weil es ihr liebstes Geschäft war, das Gedeihen eines jeden Menschen zu sehen und zu hören.“¹⁾

Gutta und ihre Mutter wurden von der Königin überaus liebenswürdig empfangen, zumal Brunos Empfehlungsschreiben das traurige Geschick beider Frauen enthielt und auch Bothars Verdienste und Treue zum König hervorhob.

„Ich danke Gott für die Gnade, an euch, meinen vieltrauten Schwestern, die Pflichten der Nächstenliebe wirken zu können,“ sprach die Heilige. „Der Gewalt des Bösewichtes Robbo seid ihr entrückt. Fürderhin wohnt ihr unter Gottes Hut und im Frieden des Klosters. Unsere Lieben aber, mannigfachen Gefahren des Krieges ausgesetzt, wollen wir unablässig dem Schutze des allmächtigen Himmelsherrn empfehlen.“

Die beiden Edelfrauen erhielten eine gemeinsame Zelle; sie war geräumig und ihre zwei Fenster boten anziehende Fernsicht. Im Tale lag das Mönchskloster, dessen innere Bauwerke eine hohe Ringmauer umgab, nicht als Scheidemauer gegen die Außenwelt, sondern zum Schutze gegen feindliche Angriffe heidnischer Völker, deren Raubzüge keinen Reichsteil ausschlossen. König Heinrich hatte geboten, alle Klöster mit starkem Mauerring zu umgeben. Otto I. befolgte bei seinen Klosterstiftungen diese kluge Weisung seines Vaters. Außerhalb des umringten Klosters dehnten sich nach verschiedenen Richtungen dessen Vorwerke. Zunächst

1) Mathildis vita junior, c. 23.

lag die Herberge, ein stattlicher Bau, den bedeutenden Ansprüchen an die Gastfreundschaft der Benediktiner angemessen. Nicht minder ansehnlich war das Krankenhaus; hier wurden nicht bloß Leidende der zahlreichen Klosterfamilie von arzneifundigen Mönchen gepflegt, sondern auch Kranke weitausgedehnter Umgebung. Eine hervorragende Häusergruppe bildeten die Arbeitsräume der gewerbetreibenden Mönche, die Tuchwalkerei, die Glashütte, die Brauerei, die Bäckerei, die Werkstätten der Bildschnitzer, Gerber, Wagner, Schuster und Kleidermacher. Hieran schlossen sich die verschiedenen Wirtschaftsgebäude eines Grundbesitzes, der sich auf einige Stunden im Umkreise erstreckte, — bewirtschaftet von zahlreichen Eigenleuten, unter Aufsicht und Leitung der Mönche. So bot das Kloster, von Juttas hochliegender Zelle betrachtet, den Anblick eines aufblühenden, zur Stadt sich entwickelnden Gemeinwesens. Wie alle Klöster in deutschen Landen jener Zeit, war Quedlinburg eine Kulturstätte für Ackerbau und Gewerbe, für wissenschaftliche und religiös-sittliche Bildung, vor deren Lichtstrahlen die Finsternis heidnischen Aberglaubens und roher Barbarei immer mehr zerstoben. Was sich auf dem Gebiete geistiger Kultur vollzog, kam in der frommen Gemütsrichtung und in veredelten Sitten der Landbewohner ebenso zum Ausdruck, wie in der zurückweichenden Wildnis die Erfolge landwirtschaftlicher Kultur. Von der Bergeshöhe des fürstlichen Frauenstiftes konnte man die fortschreitende Wirksamkeit der kundigen, rastlos tätigen Benediktiner

überschauen. Wo vor wenigen Jahrzehnten noch schauer-
voller Urwald herrschte, breiteten sich jetzt fruchtbare
Ackerfluren und anmutige Gefilde aus. Oft erquidte
sich Jutta am Anblick unabsehbarer Fruchtfelder und
grüner Wiesenmatten, in der Ferne umsäumt vom
dunkeln Gürtel des Urwaldes. Malerisch wirkten zer-
streut liegende Klosterhöfe, bewohnt von ackerbautreibenden
Kolonen, vorgeschobene Kulturposten der Mönche.

Bei solchen landschaftlichen Genüssen wandten sich
die Blicke der Jungfrau aus dem Nahetal regelmäßig
gegen Süden, und dann erschien das Gepräge liebe-
voller Sehnsucht auf ihrem Antlitz. Sie gedachte
Bothars. Nicht selten rannen Tränen über ihre Wangen
herab, wenn jugendliche Einbildungskraft ihr den Ge-
liebten im Schlachtgetümmel vorspiegelte. Nur spär-
lich gelangten Nachrichten aus den Gebieten des Auf-
ruhrs nach Quedlinburg, und diese waren, dem Laufe
der Dinge gemäß, keine erfreulichen.

Einigermassen gemildert wurden Juttas Besorgnis
und Ängstlichkeit um den Geliebten durch regen Ver-
kehr mit Mädchen ihres Alters, sowie durch die klöster-
liche Tagesordnung. Die Klosterfrauen und ihre Zög-
linge beobachteten pünktlich die Regel des heiligen
Benedikt, welche neben geistlichen Übungen zur Arbeit-
samkeit verpflichtete. So wurde Jutta durch stete
Tätigkeit zerstreut und im Grübeln über Bothars
Schicksal gehindert. Während sie die vorgeschriebene
Tagesarbeiten löste, schaltete ihre Mutter in dem ihr
angewiesenen Wirkungskreise. Die Königin erkannte

balb Frau Hedwigs hauswirtschaftliche Tüchtigkeit und wies ihr eine passende Stellung an. Hedwig wurde Aufseherin über das Gesinde für Gartenbau und Viehstand, welche in großem Maßstabe, den Bedürfnissen des Stiftes angemessen, betrieben wurden. Nach der Auffassung jener Zeit lag in diesem Berufszweige für die Edelfrau keine Erniedrigung. Fürstinnen waren im Haushalt tätig und Königin Mathilde verrichtete täglich Handarbeiten.¹⁾ Auch nach dieser Richtung war in Sachsen mit dem Christentum ein vollständiger Umschwung eingetreten. In der Heidenzeit, die kaum mehr als ein Jahrhundert zurücklag, beschimpfte die Arbeit den Freien, nur die Schalken oder Sklaven arbeiteten. Der christliche Geist hingegen adelte die Arbeit und erhob sie zum Ehrenamt. Aus dem Arbeiterstande nahm der Welterlöser seine Apostel und seinen Nährvater, und der Gottmensch selbst war tätig im Gewerbe des Zimmermannes.

Die Königin bewohnte ein besonderes Haus, das an die Kirche angebaut und für die Äbtissin bestimmt war. Von hier trat sie ihren täglichen Rundgang an, in Begleitung ihrer Getreuen, der Nonne Richburga, der späteren Äbtissin von Northusen.²⁾ Auch heute erhob sich bald nach Vollendung des Frühgottesdienstes die Königin, eine hehre Erscheinung, dem Geschlechte des Sachsenherzogs Wittekind entsprossen, jenem be-

1) Vita, c. 11.

2) Vita, c. 15.

rühmten Segner Karls des Großen.¹⁾ Mathilde wurde die Ahnfrau von zwei Kaisergeschlechtern, des sächsischen und salischen, welche durch zwei Jahrhunderte dem deutschen Reiche tatkräftige Herrscher gaben. Trotz ihres Greisenalters war ihre Haltung ungebrochen und ehrfurchtgebietend. Milde Güte und weise Strenge lagen im Ausdruck ihrer Züge, zuweilen nicht frei von Schatten mütterlicher Sorgen. Ihr Anzug war einfach und doch königlich. Über dem Scharlachkleid trug sie ein weißes Linnengewand, an den Säumen mit dürriger Goldstickerei verbrämt.²⁾ Den herabwallenden Schleier hielt um das Haupt ein Goldreif fest, dagegen fehlten kostbare Armspangen, Ringe, Goldzier und andere Kleinodien, mit denen sich Fürstinnen jener Zeit schmückten.

Feierlich langsam durchwandelte die Frau in blendend weißem Gewande die Klostergänge, mit forschenden Blicken in offene Räume, mit spähendem Gehörsinn für jedes Geräusch. Richburg öffnete eine Türe. Die Königin betrat den Schulsaal.

Etwa dreißig Fürstenkinder von sieben bis vierzehn Jahren saßen in zwei Abteilungen auf Bänken. Der

1) „Sie stammte aus dem Geschlechte Widukinds, des Herzogs der Sachsen, der ehemals in böser Geistes Irrewahn befangen, vor Götzen betete und die Christen heftig verfolgte.“ Vita Mathild., c. 1.

2) „Nach dem Tode des preisenswerten Königs Heinrich trug sie beständig ein einfarbiges Scharlachkleid, doch nicht zur Schau, sondern unter einer Hülle von Linnen, und als Zierde ein wenig Gold.“ Vita, c. 16.

Anzug aller war von gleichem Schnitt und gleicher Farbe. Ihre blühenden Gesichter verkündeten tadellose Gesundheit, und ihre lichten Kinderaugen schauten geweckt und freudig in die Welt. Das hellblonde, frei im Nacken herabwallende Haar hielten silberne Stirnbänder zusammen; außer diesem Schmuck bezeugte kein Geschmeide, daß sie alle dem höchsten Adel angehörten. Die obere Abtheilung übte sich gerade in der Kunst des Schreibens. Die Kleinen buchstabierten und lasen Worte, welche die Lehrerin mit Kreide auf die schwarze Tafel schrieb. Das Mienenspiel der Nonne erzählte von strenger Zucht, ebenso die Rute auf der Brüstung des Lehrstuhles; denn jene Zeit hielt sich an den Bibelspruch: „Wer die Rute spart, haßt seinen Sohn, wer ihn aber liebt, der züchtigt ihn.“

Beim Eintritt der Königin erhoben sich die Mädchen. Die Kleinen lächelten ihre gütige Mutter an, die Größeren betrachteten voll Ehrerbietung die hohe Frau.

Mathilde begrüßte zunächst die Lehrerin, und erkundigte sich nach Verhalten und Fleiß der Zöglinge.

„Über eine muß ich leider klagen, das ist Withburga,“ sagte die Lehrerin. „Trotz Mahnung und Strafe ist sie ungehorsam.“

Ein erglühendes Gesicht bezeichnete die Schuldige, die zwölfjährige Tochter des Markgrafen Gero, jenes siegreichen Helden, dessen Schwert und kluge Tatkraft die Nordmarken gegen die Einfälle der Heiden schirmte.

„Mich grämt Dein Ungehorsam,“ sprach im Tone mütterlichen Ernstes die Königin. „Wer Gehorsam

versagt, wird niemals löbliche Fortschritte machen, weder im Guten auf dem Pfade der Tugend, noch im Wissen auf der Bahn des Vernens. Withburga, sage mir doch das Sprüchlein vom Gehorsam!"

Mit Tränen in den Augen und bebender Stimme begann das Fürstenkind:

„Gehorsams bin ich pflichtig,
Sonst wär' mein Leben nichtig.
Gehorsam wirkt aus Gottes Hand
Im Himmelsaal ein Prachtgewand.
Gehorsam war zu jeder Frist
Der Gottes Sohn, Herr Jesus Christ.“

„Willst Du Gott gefallen, Dein zeitliches Glück und ewiges Heil begründen, so mußt Du Gehorsam üben," mahnte die Königin. „Versprichst Du mir, fürderhin Gehorsam zu leisten?"

„Ja!" antwortete die Keuige, und wie glänzende Perlen fielen Tränen aus ihren Augen.

„Heute will ich hören. Liebe Kinder, wie ihr das Lesen übt, und ob ihr versteht, was ihr gelesen," wandte sich Mathilde an die obere Abteilung.

Die Mädchen griffen unter die Bänke und zogen das Lesebuch hervor, den Heliand, jene warmempfundene Evangelienharmonie, welche ein Sachsenmönch auf Geheiß des Kaisers Ludwig des Frommen verfaßte. In der poetischen Form des Stabreims, mit dichterischer Kraft und mit Übertragung sächsischer Anschauungen des neunten Jahrhunderts auf die Zeit Christi, werden Lehren, Leben und Tod des Heilandes dargestellt.

Die Lesebücher der Fürstenkinder waren Kunstwerke von hohem Wert, in Holzdecken mit Zierungen aus Elfenbein und Gold gebunden. Auf seine Pergamentblätter hatten schönschriftkundige Mönche den Text geschrieben und dazu reiche Initialen in Gold und Farben gemalt.

„Wir lesen das Stück: ‚Wie der Heiland auf dem Meere wandelt,‘“ sagte die Königin. „Leset langsam, deutlich, mit richtiger Betonung und Beobachtung der Trennungszeichen. Eddila beginnt.“

Mit heller Stimme und ohne Stoden las Eddila einige Zeilen, bis Mathildens: „Die Folgende!“ sie unterbrach und so am Lesestück die ganze obere Schule sich beteiligte. Die Mädchen lasen:

„Da verliefen sich die Leute über all dem Lande,
Das Volk zerfuhr, da ihr Fürst entwichen war
Hinauf ins Gebirge, der Geborenen Mächtigster,
Der Waltende nach seinem Willen. An des Wassers Gestad
Sammelten die Gesellen sich, die er selbst sich erkoren,
Die Zwölf ob ihrer Treue. Sie zweifelten nicht:
Im Dienste Gottes wollten sie gerne
Über den See setzen. Sie ließen in schneller Strömung
Das hochgehörnte Schiff die hellen Wogen
Schneiden, die lautre Flut. Das Licht des Tages schied,
Die Sonne ging zum Sedel und die Seefahrer hüllte
Nacht und Nebel. Ihr Rachen trieb
Vorwärts in der Flut. Die vierte Weile
Der Nacht war genacht. Der Notretter Christ
Sah den Wogenden nach. Der Wind wehte mächtig,
Ein Unwetter erhob sich, die Wogen heulten,
Den Stamm umströmend. Angestrengt steuerten

Wider den Wind die Männer: ihr Herz war bewegt,
 Ihre Seele sorgenvoll: sie wähten selber nicht,
 Die starken Steurer, das Gestad zu erreichen
 Vor des Wetters Wut. Da sah'n sie den waltenden Christ
 Selber auf dem See geschritten kommen,
 Zu Fuße wandeln: in die Flut mocht er nicht,
 In den See versinken, da seine Kraft ihn,
 Die heilige hielt. Das Herz war in Furchten,
 Den Männern der Mut, daß es der mächtige Feind
 Sie zu täuschen täte. Da sprach ihnen Trost zu
 Der heilige Himmelskönig, daß er ihr Herr wäre,
 Ihr mächtiger Meister: „Nun sollt ihr Mut,
 Festen euch fassen, ohne Furcht sei euer Herz,
 Gebahret mutig! Gottes Geborener bin ich,
 Sein eigener Sohn: wider den See will ich euch,
 Den Meerstrom schützen.“ usw.

Die Königin erteilte jeder Vorleserin Lob oder Tadel und zeigte, worin sie gefehlt. Sodann stellte sie mit Bezug auf die Lesung Fragen und verbreitete sich über die Eigenschaften Gottes. Mit inniger Liebenswürdigkeit wandte sich die Heilige an die Kleinen. Ohne jemals Methodik im Unterrichtswesen erlernt zu haben, folgte sie lediglich den Eingebungen ihres Verstandes und Empfindens, der kindlichen Fassungskraft Gottes Eigenschaften verständlich zu machen, den empfänglichen Herzen Furcht vor dem Bösen und Liebe zum Guten einzuflößen. Was Mathildens Lehrart fesselnd und überaus wirksam machte, war ihre Begeisterung für den Gegenstand und ihr liebevolles Bemühen, in den Kindern die gleiche Begeisterung zu wecken, — Eigenschaften des Lehrenden, welche nur

durch persönliche Vollkommenheit errungen, niemals durch die beste Methodik ersetzt werden können. Und weil die Lehrworte der Königin, von Glaubenswärme getragen, aus liebevollem Herzen hervorquollen und die Kinderherzen gewannen, so förderten sie nicht bloß die religiösen Kenntnisse, sondern auch die religiöse Erziehung.

„Jetzt hört, liebe Kinder, merket wohl auf!“ fuhr die Heilige mit erhobenem Finger und dringender Mahnung fort. „Gott sieht euch überall und weiß alle eure Gedanken, weil er allgegenwärtig und allwissend ist. Ihr könnt gar nichts tun oder denken, das Gott nicht sähe oder wüßte. Deshalb tut niemals Böses, denkt niemals Arges; denn Gott verabscheut alles Böse, wie das Lügen, das Schmähen, das Beneiden und jegliches Böse, weil er heilig ist, und er straft mit ewiger Höllepein das Vasterhafte, weil er gerecht ist. Tut vielmehr das Gute immerdar. Seid gehorsam, betet und lernt eifrig, liebet euch einander, auf daß ihr in die ewigen Freuden und Wonnen des Himmels eingehen und Gespieler sein könnt der gar holden, minnereichen Engel.“

Nun hob sie an, die Herrlichkeiten und Glückseligkeiten des Himmels zu schildern, und diesen begehrenswerten Schönheiten die abschreckenden Qualen der Höllestrafen gegenüber zu stellen. Die ganze Schule lauschte mit atemloser Aufmerksamkeit; denn gar so mild und warm, liebevoll und eindringlich flossen die Lehrworte über die Rippen der Heiligen. Tiefe Ein-

drücke lagen auf den ernstesten Kinderge Gesichtern, für das ganze Leben unverlöschbar den jugendlichen Herzen eingepägt. Nicht die von Dünkel aufgeblasene, leichtfertige Frau ging aus der Klosterbildung hervor, wohl aber die treue Gattin, die kundige Hauswirthin, die gewissenhafte Mutter, die wohlthätige Fürstin.

Mathilde schloß den Unterricht mit einem Gebet. Ihre Zöglinge verließen den Saal und begaben sich zur halbstündigen Erholung in das Freie. Auf der Bergeshöhe wurde es lebendig; die Fürstenkinder begannen ihre Spiele und tummelten sich.

Die Königin setzte ihren Rundgang fort. Einen Mittelforridor durchschreitend, vernahm sie Gesang und Saitenspiel. Gefesselt durch die außerordentliche Schönheit des sanglichen und musikalischen Vortrages, blieb sie vor dem Eingang des Saales der Jungfrauen stehen. Eine Mädchenstimme, von goldenem Klang und einer in Sachsen damals unbekannten Schulung, sang einen Hymnus. Die Melodie war einfach und getragen, tief empfunden und dem Text angemessen. Die Sängerin löste ihre Aufgabe in hinreißender Weise. Ihre prachtwolle Stimme klang bald in leise fliehendem Pianissimo, wie tönendes Gebet, bald erhob sie sich in feierlichem Forte zu Gottes Lobpreisung. Ebenso meisterhaft spielte sie das Psalterion, ein kleines, der Harfe ähnliches Saiteninstrument. Das harmonische Zusammenwirken von Saitenspiel und Stimme geschah mit dem feinsten Gefühl und der tiefsten Empfindung. Das Mädchen sang die Dogologie oder

Bobpreisung Gottes, jenen Engelsgesang, welchen die himmlischen Heerscharen auf den Gefilden von Bethlehem anstimmten.

„Ehre sei in der Höhe Gott,
 Und auf Erden sei Friede
 Unter den Menschen von Wohlgesinntheit.
 Wir loben Dich,
 Wir preisen Dich,
 Wir beten Dich an,
 Wir verherrlichen Dich,
 Wir danken Dir,
 Um Deiner großen Herrlichkeit willen!
 Herr, Gott, himmlischer König,
 Gott, Vater, allwaltender,
 Herr, eingeborener Sohn, Jesu Christe,
 Herr, unser Gott.
 Lamm Gottes Du, des Vaters Sohn,
 Der Du hinnimmst die Sünden der Welt,
 Erbarme Dich unser!
 Der Du hinnimmst die Sünden der Welt,
 Nimm auf unsere Gebete;
 Der Du sitzt zu des Vaters Rechten,
 Erbarme Dich unser!
 Da Du allein heilig bist,
 Du einig Herr bist,
 Du allein der Allerhöchste,
 Jesu Christe,
 Mit dem heiligen Geiste,
 In der Herrlichkeit des Vaters. Amen.“

Nach dem andächtig leise hinsterbenden „Amen“ schlossen einige Akkorde den Gesang.

„O wie schön, wie heilig!“ flüsterte Richburga.

„Unsere Jutta hat bei den Engeln Sang und Saitenspiel gelernt.“

Die Königin betrat das Frauenzimmer, einen lustigen, hohen Saal. Unter Aufsicht und Leitung einer Klosterfrau saßen auf Bänken um die Wände etwa zwanzig erwachsene Mädchen, ein anmutiger Kreis blühender Schönheiten. Die Arbeiten der Fürstentöchter ruhten, die silbernen Spindeln lagen im Schoße, die kleinen Webstühle standen still, die Sticdrahmen feierten. Der wundervolle und heilige Sang klang fort in den empfänglichen Gemütern, immer noch saßen die Mädchen unbeweglich, im Bann des ergreifenden Singspiels. Viele Augen waren feucht, über manche Wange perltcn Tränen überwältigter Empfindung. Alle schauten auf Jutta, die Anmutigste im Kreise robuster Schönheiten des Sachsenlandes. Juttas Nachbarin, die Tochter des Herzogs Herimann, hatte den Arm um die Sängerin geschlungen, streichelte liebevoll deren Wange und sagte ihr Schmeichelworte.

In dieser Verfassung und Stimmung fand Mathilde ihre Zöglinge.

Die Verneigungen der fürstlichen Jungfrauen mütterlich erwidern, trat die Königin vor Jutta.

„Ich habe Dein Singen und Saitenspiel gehört, meine Tochter, und bewundere die herrlichen Gaben, welche Gottes Güte Dir verliehen,“ sprach sie gütig, und an alle gewandt, fuhr sie fort: „Musik und Gesang sind schöne Gaben und würdig, den hohen Himmelsherrn zu preisen und die Gemütsstimmung

seiner Getreuen auf ihn zu lenken. Welche Andacht und geistige Erhebung atmet der eben vorgetragene Preisgesang der Engel! Noch lese ich auf euren Zügen die mächtigen Eindrücke des gebenedeiten Hymnus. Auf dem Gebiete des Gesanges und der Musik sind wir in Sachsen noch sehr weit zurück. In der Klosterschule zu Mainz, wo christliche Kunst und Wissenschaft schon längst blühten, als das Sachsenland in heidnischer Barbarei noch gefangen lag, lernte Jutta ihre Stimme üben und das Psalterion schlagen. Wir müssen das Versäumte nachholen, aus dem Süden Lehrmeister für Gesang und Musik gewinnen. Denkt euch, meine Töchter, im Gotteshause einen Jungfrauenchor, mit Juttas trefflich geschulter Stimme, dem Allerhöchsten Hymnen und Psalmen singen! Wie herrlich müßte dies sein! Wie erhebend und veredelnd die Gemüther! Wie fördernd die Andacht und weihervoll begleitend das heiligste Geheimnis!“ — und ihr Angesicht leuchtete von Begeisterung. „Hieran möchte ich eine ernste Mahnung knüpfen,“ fuhr sie einlenkend fort. „Seid ihr in die Welt zurückgekehrt und des erwählten Fürsten treues Gemahl, so wirket am Fürstenhofe für die edle, gottgeweihte Musik und Sangesweise. Duldet nicht anzügliche, rohe Gesänge, eitle Possen und Mimen-spiel.¹⁾ Gestattet nicht, daß die schöne Himmelsgabe zum Bösen, zur Erregung niederer Leidenschaften miß-

1) „Possen und Mimen-spiele, über die, wenn in Komödien oder Tragödien von verschiedenen Personen vorgebracht, alles sich vor Sachen schüttelt.“ — Ruotger, vita Brun., c. 8.

braucht werde, daß sie vielmehr dem Guten dienstbar sei. Sind die Fürstenhöfe wirksam für das Gute, Wahre und Schöne, so werden sie dem ganzen Volke Segen und Heil bringen; denn von oben kommt Gesittung oder Verderbniß, und breiten sich aus in der Masse des Volkes. Vergeßt solches niemals und gedenket der unabwendbaren Verantwortung vor dem Gerichte Gottes."

So benützte die Heilige jeden Anlaß, auf ihre Zöglinge veredelnd einzuwirken, die herrschenden Geschlechter zu Trägern christlicher Bildung und Gesittung zu machen.

Täglich pflegte sie die Arbeitsleistungen der Mädchen zu prüfen. Im Begriffe, dies auch heute zu tun, bemerkte sie zwei unbenützte Webstühle.

"Wo sind Hathui und Irmengard dermalen beschäftigt?" fragte sie die Klosterfrau.

"An beiden ist heute die Reihe, im Kochen sich zu üben," antwortete die Nonne.

"Ah, dann wird angebrannte Bohnensuppe wieder Gelegenheit geben, in der Abtötung des Gaumens uns zu kräftigen," scherzte die Königin.

Die Mädchen lachten hell auf, hiedurch keineswegs gegen Anstandsformen jener Zeit verstoßend.

Mit Kennerblicken prüfte sie zunächst die Arbeiten der Spinnerinnen in Wolle, Flachs und Hanf.

"Adelheid, Du bist heute leichtfertig gewesen!" tadelte sie die erglühende Tochter des Grafen Thurgat. "Du mißhandelst geradezu den Flachs. Wie ungleich-

mäßig, grob und reich an Knöpfen ist Dein Faden. Das Kreisen der Spindel und die Bildung des Fadens müssen zusammenwirken in klugem Bedacht. Merke auf, — beobachte mein Tun!"

Sie ließ sich nieder und jetzt zeigte es sich, daß die Mutter Ottos des Großen eine ebenso geschickte Spinnerin war, wie Bertha, die Mutter Karls des Großen, von ihren Zeitgenossen „die Spinnerin“ genannt.

Auch die Leistungen der Webstühle prüfte sie und die Stickerien, lobend oder tadelnd, unterweisend und ermunternd. Juttas fleißige Arbeit fand verdiente Anerkennung.

„Deine Stickerie, meine Tochter, ist ebenso fein, kunstvoll und schön, wie Dein Singen und Saitenspiel. Danke Gott für die anvertrauten Talente, vergrabe sie niemals, und mehre im löblichen Gebrauche derselben vor Gott und den Menschen Deine Verdienste.“

Nach kurzer Mahnung zum fleißigen Erlernen häuslicher Arbeiten für die künftige Lebensstellung, verließ die Königin den Saal und schritt nach dem Krankenhause.

Die Krankenpflege gehörte ebenso zur Tagesordnung der Heiligen, wie die Armenpflege. Wie Notleidende und Bedrängte von weither ihre Hilfe suchten und fanden, so kamen auch Kranke von nah und fern in Mathildens Spital, ein stattlicher Bau mit vielen Räumen und angemessener Einrichtung. Obwohl selbst eine „weise Frau“, in der Heilkunde erfahren, hatte

Ottos Mutter einen gelehrten Mönch von Quedlinburg, in der Arzneiwissenschaft jener Zeit gründlich unterrichtet, zum täglichen Besuch und zur Behandlung ihrer Kranken verpflichtet. Zur Bedienung und sorgsamem Wartung waren Klosterfrauen tätig.

Am Eingang empfing eine Krankenschwester die Königin.

„Hat der ehrwürdige Vater Columban unsere Pfleglinge heute schon besucht?“

„Ja, gnädige Herrin! Über zwei Stunden beschäftigte er sich mit den Kranken, und ging vor wenigen Minuten von hinnen.“

„Wie lautet heute sein Urtheil über die unglückliche Sudgerd?“

„Der ehrwürdige Mann Gottes zuckte die Achseln und sagte: ‚Gegen Schwermut ist kein Heilkraut gewachsen. Das beste Mittel für die Arme ist das Saitenspiel der sangeskundigen Maid vom Rhein, sowie Bewegung und Zerstreuung im Freien.‘ — Alle übrigen Kranken fand er in fortschreitender Besserung, mit Ausnahme der heulenkranken Clotilde.“

Die Fürstin betrat ein freundliches, weißgetünchtes Zimmer, mit Blumen auf den Fenstergesimsen und einem buntgefiederten Sängerknaben im Bauer, dessen Lied die Eintretenden begrüßte.

Im bequemen Armstuhl ruhte ein junges Weib, dessen blühende Gesichtsfarbe nicht entfernt die Kranke verriet. Aber ihre Haltung war schlaff und namenlos traurig ihr Blick. Ohne sich zu erheben und den

freundlichen Gruß der Königin zu erwidern, schlug sie nur flüchtig die Augen auf und beharrte in ihrem lethargischen Zustande. Grausamkeit und Tod ihres Mannes hatten sie in Tiefsinn gestürzt. Obwohl das Christentum in Sachsen großartige Fortschritte machte, — obwohl es heilige Menschen hervorbrachte, wie Bruno, Mathilde, Bernward von Hildesheim und andere, — obwohl es glaubensstarke und tatkräftige Helden erzeugte, wie die Könige Heinrich und Otto, den Markgrafen Gero und andere, — obschon viele Klöster entstanden, welche Gesittung, Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und geregelte Landwirtschaft verbreiteten, — — so bestanden doch manche Sitten heidnischer Barbarei fort. Zu diesen Überresten heidnischer Vergangenheit gehörte der unmenschliche Brauch, mißliebige Kinder auszusetzen, dieselben in das Wasser zu werfen, oder den Raubtieren des Waldes preiszugeben. Rudgerds Zweitgeborener, ein schwächliches Knäblein, mißfiel dem Vater. Von roher Gemüthsart und geleitet von urdeutscher Denkweise, trug er eines Abends das Kind in den Wald, um es Bären oder Wölfen zum Fraße vorzuwerfen. Rudgerd bemerkte bald das Verschwinden des Säuglings, erriet die schauerhafte Absicht ihres Mannes und eilte ihm nach. Am Saume des Waldes begegnete sie dem Zurückkehrenden.

„Wo hast Du unser Kind?“ rief sie in bebender Angst.

Als Antwort klang aus dem Dickicht schmerzliches

Wimmern. Sie lief in das Gehölz. Geräusch im Laubwerk und das Schnauben der Bestien zeigten ihr den Weg zur Stelle, wo gerade zwei Wölfe ihren Säugling zerfleischten. Mit wildem Aufschrei stürzte die Mutter auf die Raubtiere, welche scheu zurückwichen. Im nächsten Augenblick fielen sie mit heiserem Bellen den Mann an, welcher seinem Weibe gefolgt war, und rissen ihn nieder. Überwältigt vom Anblick des Entsetzlichen, sank Ludgerd besinnungslos zu Boden. Als sie wieder erwachte, umstanden sie Leute mit brennendem Rienspan. Vor ihr lagen die Überreste ihres Mannes; von dem Kinde war jede Spur verschwunden. Ludgerd schwebte einige Tage zwischen Tod und Leben. Ihr gesunder und starker Körperbau überwand zwar die Todesgefahr, allein sie versank in Schwermut.

„Wie geht es Dir, meine Tochter?“ fragte theilnehmend die Königin. „Sieh doch, welch schöner Sommertag! Möchtest Du nicht auf den Fluren lustwandeln?“

Ludgerd antwortete mit traurigem Ausblick, bewegte verneinend das Haupt und schwieg.

„Rufe Jutta hieher, damit ihr Sang und Saitenspiel die Ärmste aufrichte und tröste,“ gebot Mathilde ihrer Begleiterin Richburga.

Mit dem Ausdruck innigster Theilnahme für die Unglückliche, verließ Ottos Mutter das Zimmer und betrat einen Saal. In zwei Reihen standen Betten, von denen einige besetzt waren. An den offenen Fenstern saßen genesende Frauen und Mädchen. Sie alle er-

hoben sich, mit tiefen Verbeugungen und glücklichem Lächeln ihre Wohltäterin begrüßend. Lange verweilte Mathilde im Saal. Sie sprach mit allen. Für jede hatte sie gütige Worte und erquickenden Trost. Hiebei wußte sie mit feinem Sinn, den Persönlichkeiten angemessen, religiöse Mahnungen und Belehrungen mit süßen Trostworten zu versplechten. Zum Schlusse kniete sie vor dem Kreuzigebilde nieder und sprach mit lauter Stimme, andächtig langsam, ein Gebet.

Netzt tat sich vor ihr die Thüre zu einem Zimmer auf, das nicht ohne große Selbstüberwindung betreten werden konnte. Durchdringender, ekelerregender Gestank erfüllte den Raum, trotz des offenen Fensters. Hier lag die heulenkranke Clotilde, eine leichenhaft abgezehrte Frau, Mathildens Liebling; denn hier vollbrachte die Heilige bewunderungswürdige Heldentaten der Selbstüberwindung und Nächstenliebe.

„Ach Gott, — könnte ich doch sterben, — ich kann es nicht mehr aushalten, — ganz unerträglich sind meine Qualen!“ stöhnte Clotilde.

„Sei guten Mutes, liebe Schwester, sei tapfer und verzage nicht!“ sprach sanft die Königin. „Vereinige Deine Leiden mit den Marterpeinen des göttlichen Christ, das heißt, ertrage noch eine ganz kurze Weile mit gleichem Gehorsam, mit gleicher Ergebung in Gottes Willen Deine Leiden, wie der Heiland. Gehorsam war das göttliche Himmelstkind seinem himmlischen Vater in allen Martern bis zum Tode am Kreuze. Gott liebt Dich sehr, meine Schwester; denn

er gibt Dir Gelegenheit, durch geduldiges Ertragen schwerer Pein manche Schuld und Sündenstrafe Deines Lebens zu büßen. O wie glücklich wirst Du sein, wenn Du plötzlich, wider Erwarten bald, vielleicht morgen schon, geläutert und schuldfrei eingehst in die ewige Bönne des Himmels!“

Clotilde stöhnte nicht mehr. Die Belehrung richtete sie auf, die Verheißung bevorstehender Glückseligkeit erfüllte mit freudigem Hoffen ihre Seele.

Ottos Mutter legte eine Schürze an. Mit größter Sorgfalt und Behutsamkeit, sowie mit der Geschicklichkeit der kundigen Pflegerin, behandelte sie die Kranke. Sie drückte den grauig dufenden Eiter aus den Beulen, wusch sorgsam die Geschwüre aus, träufelte lindernden Kräutersaft in die Wunden, legte Verbände an. Dies alles tat sie mit liebevoller Teilnahme und andächtiger Ehrfurcht, indem sie, nach Auffassung der Heiligen, in der Kranken den göttlichen Heiland selbst erblickte, welcher sagte: Was ihr dem Geringsten der Meinigen tut, habt ihr mir getan.

Inzwischen kam Jutta in Rudgerds Zimmer. Schon der Anblick des anmutigen, in jugendlicher Schönheit blühenden Mädchens beeinflusste günstig die Schwer-mütige.

„Schwester Rudgerd, ich grüße Dich! Darf ich Dich wieder einmal erfreuen mit Sang und Saitenspiel?“ fragte sie mit bezauberndem Liebreiz.

Ein mattes Lächeln und bejahendes Kopfnicken der Kranken antwortete.

Jutta griff in die Saiten. Leise, in lieblich heiteren Akkorden begann das Vorspiel, die Einleitung zum Gesang. Und als sich zum Psalterion die wundervolle Stimme gesellte und ein munteres Rheinlied vortrug, da flüchtete aus Rudgerds Gesicht das schwarze Gewölk des Trübfinns. Sie lauschte mit Entzücken, licht und froh wurde ihr Blick, während glückliches Lächeln ihre Züge erhellte.

„O Mägdlein, wie gar viel wundersam kannst Du singen und spielen!“ rief sie aus. „Wenn ich Dich sehe und höre, vermeine ich, der Himmel tue sich auf und Gottes Engel steigen hernieder, mir Armen Trost und Freude in die Seele zu singen.“

„Ja, weißt Du, traute Rudgerd, mein Singen ist doch nur ein schwacher Widerhall jener lieblichen Chöre, welche Gottes Engel in lichten Höhen ewiger Glückseligkeit aufführen,“ versicherte Jutta. „Wie herrlich muß das sein, wie wonnevoll! Darum bin ich eifrig bemüht, durch geduldiges Ertragen irdischer Leiden, durch Ergebung in alle Schickungen nach Gottes Willen, des Himmels Glückseligkeit zu verdienen.“

„Weise ist Deine Rede, holdes Mägdlein! Auch ich will tapfer mich wehren gegen den bösen Zauber, der meine Seele umnachtet, der aber geschwind entweicht, sobald Du kommst.“

„Ein besseres Abwehrmittel weiß ich, — nämlich beharrliches Beten und Vertrauen in die Hilfe des allmächtigen Himmelsherrn,“ belehrte Jutta. „Sobald Du merkst, daß sich die schwarze Nacht auf Dich herab-

senten will, so hebe flehend Deine Hände himmelwärts und spreche mit Inbrunst: O Gott, eile mir zu helfen! O Herr, siehe Deiner treuen Magd schwere Noth! Allbarmherziger, ich flüchte unter Deine Hut, errette mich!"

„Dein Rat ist gut, ihm werde ich folgen," versicherte Gudgerd, deren Geisteskräfte im Verkehr mit der klugen Jutta immer reger wurden. „Und jetzt, viel trautes Mägdlein, singe mir das schöne Gebet! Du weißt ja, das Lied, welches anhebt: Vom Schlaf erquicht."

Jutta griff abermals in die Saiten. Feierliche Akkorde leiteten den ambrosianischen Hymnus: Somno refectis artubus ein. Täglich sangen ihn die Klosterfrauen bei der Frühmette in der Kirche zu Quedlinburg, wenn auch nicht in der Melodie und nicht entfernt mit den fesselnden Stimmmitteln, wie ihn jetzt Jutta vortrug.

„Vom Schlaf erquicht, entrafen wir
Uns träger Ruh', und schrei'n zu Dir:
Neig' aus des Himmels sel'gen Höh'n
Dich unserm Loblied, unserm Fleh'n.

Zu Dir aus tiefstem Herzens Drang,
Steig' auf der Lippen Erstlingsklang:
Daß Du, o Heil'ger, woll'st allein
All uns'rer Taten Anfang sein.

Dem Lichte weich' des Dunkels Macht,
Dem Tagesgestirn die finstre Nacht:
Daß nächt'ger Sünden Heer zumal
Erblasse vor des Tages Strahl.

Wir bitten Dich demüthiglich,
 Heil unsre Schäden milbiglich:
 Daß wir, in Deiner Gnade Schein,
 Dir ew'ge Lobgesänge weih'n.

Dies, Vater, gib vom Gnadenthron,
 Und Du, dem Vater gleicher Sohn,
 Dem, mit dem Geist, der Trost verleiht,
 Sei Ehr' und Preis in Ewigkeit. Amen."

Bei der letzten Strophe kehrte Mathilde zurück. Gesenkten Blickes, die Hände verschlungen, folgte sie dem Hymnengesang bis zum andächtig austönenden „Amen“. Jetzt richtete sie forschend ihre Augen auf Rudgerd, welche aufsprang und sich vor der Königin verneigte.

„Heilige Mutter, ich grüße und danke Euch! Durch himmlischen Sang und Saitenspiel läßt Eure Güte meinen bösen Zauber bannen, — das vergelte Euch Gott! Der schweren Last bin ich jetzt wieder ledig und freue mich des Lebens, dessen ich, von schwarzer Nacht umfangen, überdrüssig war.“

„Ich wünsche Dir Glück, meine Tochter!“ entgegnete Mathilde. „Bitten wir den allmächtigen Christ, er möge Dich schirmen und Dein Wohlergehen bewahren. Wir selbst dürfen wirksame Heilmittel nicht unterlassen. Deshalb mache mit Jutta zur Erholung einen Spaziergang.“

„Ach, das wird hübsch!“ rief die Sängerin ermunternd, als Rudgerd zum Ausgehen keine Neigung zeigte. „Wir steigen zum Gartenfeld hinab, wo gar

viele Heilkräuter und Blumen duften, und wo meine Mutter mit den Mägden arbeitet."

"Ich geleite Dich zu Deiner Mutter, gar vieltrautes Mägdlein!" sagte jetzt Rudgerd, von der Absicht bestimmt, Jutta zu erfreuen. "Deine Mutter ist eine gute Frau und weise. Komme recht oft zu mir in das Gartenland, sagte sie, wo Du nach Lust arbeiten kannst, dieweilen das Arbeiten träges Blut anregt und gesund macht."

Sie traten in den Sonnenschein vor das Haus, wo eine seltsame Gefährtin die Ausgehenden erwartete. Eine schneeweiße Hirschkuh belugte mit ihren großen, dunkelglänzenden Augen die Frauen und schmiegte sich an Mathilde.¹⁾

"Siehe da, unsere Cerva!" sagte die Königin, das Tier streichelnd. "Sie wird euch begleiten und ergözen durch lustige Sprünge. Fahret in Frieden, meine Lieben!"

Die Fürstin ging mit Richburga zur Kirche; denn

1) „Während die Königin Mathilde voller Andacht einst in der Kirche dem Gottesdienste bewohnte, ergriff eine im Kloster zahm gemachte Hirschkuh ein Krüglein, das, wie in Klöstern bräuchlich, als Weingefäß diente, und verschluckte es. Umsonst versuchten die erschreckten Anwesenden von dem Tiere durch Schlagen, Drohen, Händeklatschen den Raub wieder zu erlangen. Da hielt die gottselige Königin ihre Hand an des Tieres Mund und sprach mit sanfter Stimme: ‚Gib her! Uns gehört, was du genommen.‘ Und kaum war dies gesagt, als die Hirschkuh das verschluckte Gefäß wieder von sich gab.“
Vita, c. 12.

es läutete zur Hora. Bald darauf verkündete wechselnder Psalmengesang den Beginn des Chordienstes.

Nach dieser einförmigen Tagesordnung vergingen im Frieden des Klosters für Jutta Wochen und Monate. Die enge Berührung mit Fürstentöchtern vollendete standesgemäße Ausbildung und befähigte sie zur Gemahlin des Grafen Bothar. Der König war nämlich über einige Empörer zu Gericht geseßen und hatte sie nach geltendem Recht zum Tode verurteilt. Die Güter der Gerichteten fielen an die Krone. Zu den Verurteilten gehörte auch Graf Robbo, dessen Besitzungen, nebst den hiezu gehörenden Eigenleuten, der König seinem Getreuen Bothar schenkte. Zugleich übertrug er ihm das Grafenamt im Rahegau. Von dieser Beförderung, welche in den letzten Tagen der Belagerung von Regensburg geschah, wußte man in Quedlinburg nichts. Ebenfowenig ahnte man daselbst die bevorstehende Ankunft des Königs.

Die ersten Februartage des Jahres 954 brachten Tauwetter. Die einförmige Schneedecke, unabsehbar über das Land ausgebreitet, verschwand unter dem warmen Hauche des Südwindes. Gebrochen war die strenge Herrschaft des Winters. Schon konnte man von der Höhe des Klosterberges die grünen Flächen der Winterfaat von der braunen Ackerfcholle unterscheiden.

Noch immer spähte Jutta von ihrem hochgelegenen Zellenfenster gegen Süden. Seit einigen Tagen ging es ihr wie ahnungsvoller Frühling durch die Seele;

denn die linden Lüfte trugen Botschaft von dem Nahen des Geliebten.

In der Woche nach Mariä Lichtmeß ritten zwei stattliche Recken durch das Thal von Quedlinburg. — König Otto und Graf Bothar. Ihre Gefolgschaft bestand nur aus zwei Knappen und zwei Troßknechten mit Saumpferden. Sie ritten am Klosterberg vorüber und nahen in der Abenddämmerung der Benediktiner-Abtei. Vor der Herberge sprangen sie aus den Sätteln. Knechte eilten dienstbeflissen herbei, ohne den hohen Gast zu erkennen. Herr Otto untersuchte eingehend den Zustand seines Rosses; denn sie hatten ohne Rast eine weite Strecke zurückgelegt. Inzwischen kam der Gastwart oder custos hospitii zur Stelle. Der Sitte gemäß warf sich der Mönch vor dem Herrscher zur Erde und begrüßte ihn ehrfurchtsvoll.

„Wir kommen unverhofft und bringen einige Störung in den Frieden eures Hauses.“ sprach der Monarch. „Wir halten hier Nachtraß und wünschen keine besonderen Umstände. Verhütet jede Meldung unserer Ankunft im Frauenstift, — morgen will ich meine gute Mutter freudig überraschen. Mein erster Besuch gilt dem Hause Gottes, sowie dem Grabe meines Vaters,“ schloß er mit gebietender Handbewegung.

Der Gastwart eilte voraus, öffnete die Pforte in der Ringmauer, überschritt den Vorplatz und erschloß die Kirchentür. Am Eingang kniete er demütig nieder, bis der König und Bothar vorübergegangen waren. Dann erhob er sich und hastete, unter heftigem Rauschen

und Klapperu seiner steifen Rutte, in das Kloster, dem Abte die Ankunft des Königs zu melden. Gleich darauf ertönte das Glöcklein, welches zur ungewöhnlichen Stunde die betrachtenden und studierenden Brüder in den Zellen aufschreckte und nach dem Kapitelsaale rief.

Durch das Mittelschiff der Kirche schritt der König und sein Begleiter. Im Halbdunkel ragten die mächtigen Bollsäulen, welche die drei Schiffe theilten und die Deckengewölbe trugen. Die glatt geschliffenen Quader der hohen Wände verschwammen im Dämmer, so daß kaum das natürliche satte Rot des Gesteins zu erkennen war. Scharf klangen die Schritte der beiden Hünen durch die Grabesstille der geweihten Hallen. Sie stiegen die Stufen zum Kreuzchor hinan, unter dessen hoher Kuppelwölbung der Hauptaltar des heiligen Petrus sich erhob. Dort warf das ewige Licht rötlichen Schein, die Ruhestätte des Königs Heinrich I. beleuchtend, dessen Gruft eine Steinplatte schloß, mit den eingemeißelten Worten: *Henricus rex*. Neben dieser Platte lag eine zweite, noch unbeschriebene; sie bezeichnete die künftige Ruhestätte der Königin Mathilde, von ihr neben dem Gemahl bereitet.¹⁾

In ernstem Sinnen, die gefalteten Hände auf den Kreuzgriff des vor ihm stehenden Schwertes gelegt, weilte Otto am Grabe seines Vaters. Mit ernsten

1) „In der Kirche des heiligen Bischofs und Bekenners Servatius ruht sie daselbst, ehrenvoll bestattet neben dem Grabmal ihres Herrn Heinrich.“ *Vita Mathildis*, c. 15.

Betrachtungen, die eine solche Stätte dem menschlichen Gemüthe einflößt, mochten sich lebhafteste Erinnerungen an die Thaten jenes Heldenkönigs verbinden, — auch über die eigene sturmvolle achtzehnjährige Regierungszeit mancherlei Empfindungen andrängen. Nach längerem Versenktsein in solche Vorstellungen und Erwägungen, trat der König zum Altar, kniete auf der untersten Stufe nieder und betete. Lothar folgte dem Beispiel seines Herrn. Das ewige Licht wies den betenden König hin auf die geheimnisvolle Gegenwart des göttlichen Welterlösers im heiligsten Sakrament, dem er in dringendem Flehen die Seelenruhe des Vaters, die Wohlfahrt des Reiches, das eigene Walten vertrauend empfahl.

Nach einiger Frist unterbrach verhaltenes Rauschen die tiefe Stille. Vom Kirchenportal kam es her und zog in unbestimmten, verschwommenen Lauten durch die hochgewölbten Schiffe. Heller Lichtglanz verscheuchte das Dunkel. Immer näher kam das Geräusch leiser Tritte; in zwei Reihen wallten die Söhne des heiligen Benedikt die Stufen zum Chor hinauf. Über den Ordensgewändern trugen sie blendend weiße Chorhemde, in den Händen brennende Wachskerzen. Vor dem Hochaltare angelangt, entfalteten sie ihre Reihen und knieten in weitem Halbkreise auf den Steinplatten nieder.

Otto schien die Gegenwart der Brüder nicht zu bemerken und verharrte regungslos in seiner Haltung. Die Mönche betrachteten teilnehmend den betenden König.

senkten in Andacht die Köpfe und vereinigten ihre Bitten mit jenen ihres Herrschers. Der tiefernste Ausdruck ihrer Züge verriet, daß sie die gegenwärtige gefahrvolle Lage Ottos sehr wohl begriffen, den Inhalt seiner Gebete ahnten. Der größte Teil des Reiches war für den König bereits verloren, die Bewältigung des Aufruhrs mißlungen, der Bürgerkrieg wütete fort, sogar die Empörung der Sachsen drohte. Die Benediktiner verstanden und würdigten die großartigen Ideen, von denen Ottos Regierungsweise getragen war. Sie bewunderten sein heldenmütiges Kämpfen und Beharren auf den Bahnen des Rechts und unermüdlicher Wirksamkeit für christliche Gesittung. Sie wußten, daß er in Verbindung mit der Kirche das zeitliche und ewige Wohlergehen der Völker anstrebte, und durchschaute den innersten Kern steter Empörungen wider ihn. Nach der Auffassung der Mönche erschienen die achtzehnjährigen Kämpfe Ottos mit seinen Feinden, wie Kämpfe zwischen Licht und Finsternis, wie ein gewaltiges Ringen zwischen Christus und Belial. So lenkte sie die Ideenverbindung auf das sturmbewegte Leben eines anderen Königs in grauer Vorzeit, dessen frommer Sinn für alle christlichen Herrscher Vorbild sein konnte, nämlich auf den getreuen Knecht Gottes David. Auch er war oft in schwerer Bedrängnis, jedoch mit Gottes Hilfe immer siegreich. Täglich sangen sie Psalmen, in denen David seine Klagen vor Gott ausschüttete und den Allmächtigen um Hilfe gegen seine Feinde anrief. Und so kam es,

daß sie plötzlich, von Begeisterung für Otto und sein heldenmütiges Streiten erfüllt, den Psalm „In te Domine speravi“ anstimmten. Feierlich rauschte der Wechselgesang geschulter Mönchsstimmen durch das Gotteshaus. Der Inhalt des Psalmes aber brachte Ottos gefährliche Lage und religiöse Denkweise so getreu und erschütternd zum Ausdruck, daß er im Innersten ergriffen und zugleich geistig gehoben wurde.

„Auf Dich, Herr, hoff' ich, auf der weiten Erden
Vertraut mein Herz nur Dir allein:
Du läßt mich nicht zu Schanden werden,
Gerechter, Du wirst mich befrei'n!

Neig Dich zu mir, vernimm mein heißes Flehen,
Mit meiner Rettung säume nicht:
Laß, Herr, mich Dein Erbarmen sehen,
Gott meine Hilf' und Zuversicht!

Du bist mein Schirm, bist meine Zufluchtstätte,
Du meine Kraft, mein höchstes Gut!
Um Deines Namens willen rette
Mich, Herr, vor meiner Feinde Wut.

• Du siehst, wie sie, von grimmem Haß bewegt,
Anstürmen, wild und zornentbrannt.
Die Schlingen, die sie mir gelegt,
Zerreiß', o Herr, mit starker Hand.

Du bist mein Schutz, in Deine Hand befehle
Ich meinen Geist, bewahre mich!
Du hast erlöset meine Seele,
O Gott der Wahrheit ewiglich. Amen.“

Das gesungene Gebet hatte Trost und Zuversicht in des Königs Seele geweckt. Er richtete sich von den Knieen auf und mit ihm die Mönche. Sie bildeten wieder zwei Reihen und geleiteten ihn bis zum Portal. Dort wandte sich der Monarch an den Abt und reichte ihm huldvoll die Hand.

„Ich danke Euch und den Brüdern für den freundlichen Willkommen,“ sprach er. „Besonderen Dank für den hehren Psalmengesang, der mich bewegte und hinwies auf den Allwaltenden, der niemals Hilfe und Rettung seinen Getreuen versagt.“

Der Abt reichte dem König das Weihwasser und kniete mit den Mönchen nieder. Otto durchschritt ihre Reihen und ging mit Bothar nach der Herberge.

Während des Nachteßens, von Beiden gemeinsam eingenommen, beharrte der König in ernstem Schweigen, dermaßen in Gedanken versenkt, daß er des Grafen Gegenwart vergessen zu haben schien.

Auf sich selbst angewiesen, beschäftigten Bothar liebliche Betrachtungen. Morgen sollte er Jutta wiedersehen, die herrliche Maid, das Kleinod seiner jugendlichen Neigung und zärtlichen Liebe. Täglich hatte er ihrer gedacht, sie dem Schutze Gottes empfohlen. Und wenn er sich jetzt das Begegnen mit ihr in den reizendsten Farben ausmalte, so leuchteten seine Augen, sein Gesicht strahlte vor Freude. Demgemäß bildete das Verhalten der Speisenden den lebhaftesten Gegensatz. Ernst bis zur Strenge, gedankenvoll bis zur Vertiefung in den Gegenstand, erschien der von feindlichen Mächten

bedrängte Gebieter Europas. Während düsteres Gewölk seine hohe Stirn überschattete, glänzte lichter Sonnenschein und glückliches Empfinden auf Bothars Bügen.

Das Essen war vorüber. Der aufwartende Gastbruder hatte sich entfernt. Jetzt brach der König das Schweigen, teilweise Gedanken enthüllend, die ihn beschäftigt hatten.

„Ohne das tatkräftige Walten des Königs Heinrich, meines unvergeßlichen Vaters, gäbe es heute kein deutsches Reich,“ begann er. „Er hat nicht allein die Nordmannen und andere barbarischen Heidenvölker, die seit sechzig und mehr Jahren deutsche Lande verwüsteten, bezwungen und seiner Botmäßigkeit teilweise unterworfen, er hat auch des Reiches Zerfall abgewendet. Heinrichs Klugheit und starke Hand verhinderte den Rückfall deutscher Stämme in die herkömmliche Sonderstellung und Zerrissenheit. Die Stammesherzoge versagten dem König die Botmäßigkeit, unabhängig und eigenmächtig wollten sie nach persönlichem Belieben regieren. Solches hätte folgerichtig zur Vernichtung der Einheit aller Stämme unter einem gemeinsamen Haupte und zur Auflösung des Reiches geführt. Dies erkannte mein Vater, darum zwang er mit Waffengewalt die Herzoge, ihm zu huldigen und den Treueid zu leisten. Hierbei kam es nicht immer zum Blutvergießen. Als König Heinrich von seinem siegreichen Heereszuge wider das Westfrankenreich zurückkehrte, forderte er von dem stolzen Bayernherzog Arnulf die

Huldigung. Arnulf verweigerte sie. Schon standen bei Regensburg die Schlachtreihen zum Kampfe gerüstet. Da verlangte mein Vater eine Unterredung mit Arnulf und sprach zu ihm: „Einer muß König in Deutschland sein. Hätte das Volk Dich auf den Thron erhoben, niemand hätte dies lieber gesehen, als ich. Nun hat nach Gottes Willen das Volk mich zum König gewählt. Warum widerstrebst Du Gottes Gebot und willst aus Ehrgeiz das Blut so vieler Christen vergießen!“ — Der Herzog unterwarf sich und erkannte den König als seinen obersten Lehensherrn, — jedoch mit Einschränkungen, die ich niemals würde zugestehen können. Arnulf blieb unbeschränkter Herr in Bayern. Der König begnügte sich mit der Huldigung und ließ dem Herzoge eine selbständige Herrschaft. Hierin irrte mein Vater. Soll das Reich, wie zur Zeit Karls des Großen, seine weltgebietende Stellung behaupten, so darf sein König kein Schattenkönig sein, er muß vielmehr Träger und Inhaber der ganzen Reichsmacht, der oberste Richter und Vater sämtlicher deutschen Stämme sein. So dachte Kaiser Karl. Ihm waren die Grafen und Herzoge nur die höchsten Reichsbeamten, keine unabhängigen Landesherren. Karl ist mir leuchtendes Vorbild, — ich gehe die gleiche Bahn.“

Der Tischgenosse theilte offenbar nicht vollständig die Meinung seines Gebieters, enthielt sich jedoch jeder Äußerung.

„Du bist nicht gleichen Sinnes,“ sprach der Monarch,

welcher in Bothars Zügen las. „Irgend ein Punkt in meiner Darlegung behagt Dir nicht. Rede!“

„Wenn der ruhmreiche Vater meines Herrn den Herzogen über Gebühr Macht und Recht ließ, so handelte er jedenfalls nach klugem Ermessen und nach dem Zwang der Umstände,“ erwiderte Bothar. „Fürsten und Volk hatten damals noch weniger Verständniß für die Pflichten und Machtbefugnisse der Königswürde, als heute. Wer das Mögliche erreichen will, darf nicht das Unmögliche durchsetzen wollen.“

„Dein Einwand ist begründet,“ versetzte Otto. „Ja, ich stehe auf den Schultern meines Vaters und könnte ohne seine vorbereitende Wirksamkeit meinen Standpunkt nicht einnehmen. Klug handelte mein Vater, wenn er sich mit dem Erreichbaren zufrieden gab, und die zur Reichswohlfahrt notwendige Zügelung und Machtbeschränkung der Herzoge seinem Nachfolger überließ.“

„Noch ein anderer Umstand fällt schwer in das Gewicht,“ fuhr Bothar fort. „König Heinrich war nicht Gesalbter des Allerhöchsten; ihm fehlte der Segen religiöser Weihe.“

„Weil er sich der Krönung und Salbung für unwürdig hielt,“ ergänzte Otto. „Meines Vaters Demut strahlt herrlicher, als eine Königskrone.“

„Bescheidenheit mag wohl den König zieren, — doch Gott mißfiel die Ablehnung der Fürbitte und Weihe seiner Kirche, wie das Gesicht des heiligen Bischofs Ulrich von Augsburg beweist.“

„Von welchem Gesichte sprichst Du?“ forschte Otto.

„Im Lager vor Regensburg, es mögen drei Wochen her sein, erzählte mir Graf Adalbert, des heiligen Ulrichs Schwestersohn, folgendes wunderbare Gesicht seines Oheims. Die Marterfrau St. Ufra sei dem Bischof erschienen und habe ihn aus der Stadt hinaus auf das Bechfeld geführt. Dort sah Herr Ulrich den Apostelfürsten Petrus, wie er mit einer großen Menge von Bischöfen und Heiligen eine Kirchenversammlung hielt. Wichtige Beschlüsse wurden gefaßt. Auf die Anklage vieler Heiligen wurde Herzog Arnulf von Bayern verurteilt, weil er Klöster verwüstete und deren Besitz an Baien vergab. Darauf zeigte St. Petrus dem Bischof Ulrich zwei Schwerter, das eine mit, das andere ohne Handgriff, und sprach: ‚Melde dem König Heinrich, daß jenes Schwert ohne Griff einen König bezeichnet, welcher das Reich ohne den Segen der Kirche inne hat, mit dem Griff aber einen solchen, welcher die Zügel der Regierung mit göttlichem Segen führt‘.¹⁾ — Hieraus folgt, daß höhere Erleuchtung zur Verwaltung seines Amtes jedem König fehlt, der nicht von der Kirche gesalbt und gesegnet wurde.“

Otto schwieg und saß nachdenkend.

„Deine Schlußfolgerung ist unbestreitbar richtig,“ unterbrach er das Schweigen. „Salbung und Segen der Kirche verleihen dem Herrscher Weisheit und Kraft, zur heilsamen Führung seines Amtes. Jede Staatsklugheit ist nichtig, alle Anstrengungen des Herrschen-

1) Gerhardi vita Oudalrici, c. 3.

den sind umsonst und vermögen keine dauernden, volksbeglückenden Zustände zu schaffen, wenn die Regierungsweise nicht getragen und geleitet wird nach Gottes Willen. Auch vom Walten des Königs gilt der Bibelspruch: Wenn der Herr das Haus nicht baut, so arbeiten die Werkleute vergeblich. Nur auf christlichem Fundament ist das Reich fest begründet. Zwei Gewalten stiftete Gott auf Erden, die geistliche und weltliche, — lediglich darum haben beide die Berechtigung zur geistlichen und weltlichen Regierung der Christenheit. Beide ergänzen einander, weshalb beide berufen sind, in friedlicher Eintracht und gegenseitiger Unterstützung zum Heile der Völker zu herrschen. Dies war Karls Ansicht und ist auch die meinige."

Nach diesen Worten erhob er sich, sprach ein kurzes Tischgebet und ging nach seinem Schlafgemach.

Nächtliche Stille und weihervoller Frieden lagen über dem Kloster. Das letzte Geräusch in den Werkstätten der Vorwerke war verklungen, in den Zellen der Mönche das letzte Lichtlein erloschen. Bald nach Mitternacht störte Glockenruf die Nachtrast der Brüder. Auch der König erhob sich vom Lager, um nach seiner Gewohnheit den Metten und dem Frühgottesdienst beizuwohnen.¹⁾ Er saß bei den Mönchen im Chor, sang und betete mit ihnen. Auch hierin folgte er seinem großen Vorbild, dem Kaiser Karl, der ein eifriger

1) „In der nächsten Nacht stand er wie gewöhnlich mit der Dämmerung von seinem Lager auf und wohnte den nächtlichen Lobgesängen und den Frühmetten bei.“ Widukind, III, 75.

Teilnehmer an den Nachtmetten gewesen.¹⁾ Nach Vollendung der Frühmesse kehrte er in sein Gemach zurück und begab sich wieder zur Ruhe.

Im lichten Sonnenschein des Morgens erstiegen Otto und Bothar den Klosterberg. Die Freuden des nahen Wiedersehens beschäftigten so lebhaft den Sohn und den Bräutigam, daß sie ohne Wechselreden zur Höhe gelangten.

Umsonst hatte Otto seine Ankunft der Mutter zu verheimlichen gesucht. Unter dem Eingang ihres Hauses stand die weiße Gestalt der Heiligen, durch rührende Mutterliebe das Angesicht verklärt. Sie eilte ihrem Sohn entgegen, umschloß ihn mit beiden Armen und küßte ihn, wobei Tränen der Freude aus ihren Augen hervorquollen. Beim Anblick seiner Mutter und den Zeichen ihrer innigen Liebe, wurde Otto erschüttert und Tränen bezeugten das weiche Gemüt des vielfach als unerbittlich und hart verschrieenen Mannes.²⁾

„Mein teuerster Sohn, seid herzlich gegrüßt und willkommen! Ich preise Gott und danke ihm für die große Freude, Euch gesund und wohlbehalten wiedersehen zu dürfen.“

„Euer Angesicht wiederzusehen, liebste Mutter, bewegt mir freudig das Herz! Kehre ich aus vielen Gefahren des Krieges unverfehrt heim, so habe ich dies, nächst Gottes Güte, den Gebeten meiner Mutter und

1) Monachus San-Gallensis, I, 5 et 31.

2) Vita Mathildis junior, c. 22.

Herrin zu danken. — Sehet hier den Grafen Bothar, meinen getreuesten Vasallen und Lebensretter.“

Bei der Vorstellung ruhte Mathildens Blick forschend auf dem jungen Mann. Sie lächelte und reichte ihm die Hand, welche Bothar, das Knie beugend, ehrfurchtsvoll mit den Lippen berührte.

„Der Lebensretter des Sohnes verpflichtet die Mutter zum Danke,“ sprach sie. „Gott vergelte Euch, Graf Bothar, in solchem Maße, wie ich es nicht vermag. Des Königs Huld für Euch wird mit Eurer Treue gleichen Schritt halten. Es freut mich sehr, den Bräutigam unserer Jutta persönlich kennen zu lernen. Ihr werdet glücklich sein; denn Jutta gehört zu den klugen Jungfrauen und besitzt alle Eigenschaften zur gebiegenen Führung der Hauswirtschaft, ganz abgesehen von der beseligenden Liebe ihres reichen und treuen Herzens für den Gemahl.“

Sie betraten das Haus. Mathilde gebot einer Dienerin, Jutta und deren Mutter zu rufen.

„Hier möget Ihr die Ankunft der Frauen erwarten,“ bedeutete sie dem jungen Mann, die Türe eines Zimmers öffnend. „Beim Gastmahl sehen wir uns wieder.“

Sie nickte ihm freundlich zu und stieg mit ihrem Sohne die Treppe zum oberen Stockwerk empor.

Bothar stand am Fenster und spähte in fieberhafter Erregung über den Hofraum nach der Klosterpforte. Plötzlich schoß jähe Röthe über sein Gesicht. Er hatte das Kleinod seines Herzens gesehen und stürmte aus

dem Zimmer. Heller Jubelruf unterbrach flüchtig die klösterliche Stille. Jutta flog über den Hof. Im nächsten Augenblick hielten sich die Verlobten umschlungen.

„Mein Lothar, welche namenlos freudige Überraschung!“ sprach sie zurücktretend und mit dem Ausdruck innigster Liebe ihn betrachtend.

„Sei begrüßt, mein herzenstrautes Mägdlein!“ sprach er bewegt. „Seit unserem Scheiden vor Mainz verging keine Stunde, in der ich nicht den wonnevollen Augenblick unseres Wiedersehens ersehnte.“

„Ach Gott, welches Ergötzen!“ rief die herbeieilende Hedwig. „Seid Ihr es wirklich? Ist es kein schöner Traum? Ach, edler Herr, welches Glück!“

Er begrüßte achtungsvoll die Mutter und reichte ihr, zum Beweise, daß es kein Traumbild sei, mit kräftigem Druck die Hand.

Sie betraten das Zimmer zum Austausch trauter Rede. Jutta sprach wenig. Die Gegenwart des Verlobten erfüllte sie mit solcher Wonne, daß sie für anderes kein Interesse hatte. Desto reichlicher floss Hedwigs Redestrom.

„Die ganze Zeit her fürchtete ich jeden Tag,“ versicherte sie, „der schreckliche Graf Robbo möchte aus Rache Eurem Leben nachstellen. Hievon, nämlich von meiner Furcht, sagte ich Jutta nichts, um sie nicht zu grämen und zu ängstigen, dieweilen sie ohnehin um Euch stets in Röten war und nicht abließ, Gottes und aller Heiligen Schutz für Euch anzuflehen. Seid Ihr

niemals mit unserem Unterdrücker und Berauber im Kampfe zusammengestoßen?"

„Graf Robbo ist tot," antwortete Lothar. „Er fiel in Lothringen, an der Seite des Herzogs Konrad."

„Tot! Dafür sei Gott gedankt und gepriesen!" rief Frau Hedwig. „Wir sind des ruchlosen Mannes ledig, der meinen Alfred und meine Söhne erschlug, der unser Eigen raubte und sogar nach meinem letzten Kinde die Hand ausstreckte, — der Bösewicht, der Unhold! Gott möge ihm vergelten, seine Missetaten strafen mit ewigen Höllequalen."

„Aber, Mutter, ist das christlich? Sind wir nicht pflichtig vor Gott, dem Feinde zu verzeihen, auf daß auch wir Vergebung erlangen?"

„Nun ja, — ich will ihm verzeihen, obwohl sich mein Herz dagegen sträubt. Dennoch freut mich Robbos Tod; jetzt können wir nach der Heimat zurückkehren und friedlich hausen im Nahetal."

„Behagt Euch nicht der Aufenthalt im hiesigen Frauenstift?" forschte Lothar.

„Doch. — doch! Wir haben nicht die mindeste Klage. Unter Mathildens, der heiligen Königin, weiser und frommer Leitung schwinden alle Sorgen, erquickt Zufriedenheit. Immerhin ist aber Quedlinburg nicht die süße Heimat."

„Drängt nicht zur Heimkehr, gnädige Frau! Weilet hier bis zur gelegenen Zeit. Hier weiß ich meine Braut in sicherer Hut. Der schutzlose Aufenthalt im Nahetal würde mich sehr beunruhigen. Obwohl ich

unsere Vermählung ersehne, kann dieselbe jetzt doch nicht gefeiert werden, weil der Krieg andauert, der edelsinnige Herr Otto in schwerer Bedrängnis ist und mich Lehenspflicht an seinen Dienst bindet. Ich könnte freilich nach Recht und Herkommen aus dem Heerbann scheiden; denn über drei Monate stehe ich in Wehr und Waffen. Allein es widerstrebt mir, den hochgemuten Heldenkönig zu verlassen, der in vielverzweigten Kämpfen liegt mit Empörern, Verrätern und zahllosen Feinden des Rechts. Außerdem bin ich dem Oberhaupte des Reichs gar sehr zum Danke verpflichtet."

Er zog ein Pergament mit silberner Siegelkapsel hervor, die Urkunde seiner Begabung mit Robbos Gütern und seiner Erhebung zum Grafen des Nahgaves. Er las das Schriftstück vor, dessen Inhalt Frau Hedwig in sprachloses Staunen versetzte. Jutta vernahm lächelnd die Auszeichnung, eine Erhöhung ihres gegenwärtigen Glückes konnte sie jedoch nicht bewirken; denn Bothars Persönlichkeit stand ihr weit höher, als der Graf.

"Welche unsagbare Ehre, welches Glück ohne Maß!" rief die Edelfrau. "Meine Tochter Gräfin im Nahgau, — o ihr himmlischen Mächte!" — und jetzt brach sie, von Freudengefühlen überwältigt, in einen Strom von Tränen aus.

Jutta fand das Gebahren ihrer Mutter komisch; auch Bothar lächelte.

"Es wird Euch nicht entgangen sein, gnädige Frau, daß ich urkundlich verpflichtet bin, alle Güter zurück-

zugeben, welche Robbo Euch und der Abtei Disibodenberg raubte.“

„Da werden sich die armen Väter freuen,“ schluchzte Hedwig. „Ditmals mußten sie Hunger leiden. Jetzt noch tut es mir in der Seele wohl, sie mit Speisen gelabt zu haben. Mir braucht Ihr nichts zurückzugeben, Herr Graf, dieweilen Ihr mit meiner Tochter all mein Eigen empfanget. Und wenn Ihr nach der Trauung, welche jedenfalls der heilige Vater Lambert einsegnet, mein Kind in die stolze Grafenburg heimführt, dann werdet Ihr die vereinsamte Schwiegermutter nicht zurücklassen.“

Die letzten Worte, in weinerlichem Tone gesprochen, erzwangen Juttas und Rothars helles Auflachen.

So verstrichen einige Stunden, für die Verlobten ebenso viele Minuten, bis Richburga erschien und zum Essen einlud. Auch Jutta und deren Mutter wurden zur königlichen Tafel gezogen, die sich auszeichnete durch einfache Zubereitung der Speisen und wenige Gänge. Frau Hedwigs Befangenheit war groß. Die hohe Würde und majestätische Erscheinung des Königs flößten ihr Scheu und Furcht ein. Juttas Verhalten zeigte nicht die mindeste Beklommenheit. All ihr Denken und Fühlen gipfelte in Rothars Persönlichkeit; neben Rothar war Herr Otto doch nur ein König. Im Verlaufe des Mahles unterhielt sich der Monarch huldvoll mit der Braut seines Getreuen, deren Anmut, Sittsamkeit und seltene Schönheit ihn überraschten.

„In Beurteilung und Wertschätzung der Frauen besitze ich zwar keinen besonderen Scharfblick,“ wandte er sich an den Grafen. „Dennoch ist sonnenklar, daß Du eine vielverheißende, glückliche Wahl getroffen. Nicht minder glücklich ist Deine Erwählte, die sich rühmen kann, mit einem der kühnsten Schwertdegen des deutschen Heerbannes, mit dem verdienstvollen Helden und getreuen Mann ehelich verbunden zu werden. Sei mir nicht gram, holdes Mägdlein, wenn ich Dir heute noch Deinen Herzenstrauben entführe und eure Vermählung für einige Zeit hindere. Gegenwart und nahe Zukunft enthalten sehr schwierige, selbst gefährliche Aufgaben, zu deren glücklicher Lösung ich der Tatkraft Deines Verlobten bedarf.“

„Ich danke Eurer Hoheit für die huldvolle Anerkennung der Verdienste Bothars, und auch für die unverdiente Würdigung meiner Geringheit,“ erwiderte Jutta. „Die schnelle Entführung Bothars und die angedeutete längere Trennung betrüben mich, aber ich bringe ein Opfer, das ich in schweren Zeiten dem König und dem Vaterlande schuldig bin.“

Die kluge Rede gefiel dem Monarchen, dessen Blick anerkennend auf Jutta und beglückwünschend auf Bothar ruhte.

„Könntet Ihr uns nicht für einige Tage die Freude und Ehre Eurer Gegenwart schenken?“ wandte sich Mathilde im Tone der Bitte an ihren Sohn. „Ich kenne Euren Eifer für Landeskultur, für Gewerbe,

Künste und Wissenschaft. Darum ergötzt Euch an den Erfolgen rastloser Arbeitsamkeit der Mönche. Reitet durch die Ackerfelder und sehet, welche bedeutenden fruchtbaren Flächen der Wildnis abgerungen wurden. Besucht die Werkstätten im Kloster und erfreut Euch an den vortrefflichen Schöpfungen der Brüder. Betretet mit dem Bruder Armarius die Bibliothek, laßt Euch die geistigen Waffenrüstungen zeigen, die unter den Händen fleißiger und kunstgeübter Abschreiber stetig wachsen. Bohnt den Metten bei und laßt Euer Sinnen und Fühlen durch heiligen Psalmengesang himmelwärts richten. Dies alles wird meinen Herrn einige Tage angenehm unterhalten und Erholung bieten von den Mühsalen des Krieges. Dazwischen ersteigt Ihr den Berg und beglückt in traurem Verkehr Eure Mutter.“

„Was Ihr vorgeschlagen, liebe Mutter und Herrin, werde ich pünktlich nachholen, sobald dies unvermeidbare Pflichten gestatten,“ erwiderte Otto. „Mein Herz drängte mich, Euch zu sehen. Darum ließ ich meine Geleitschaft zurück und stahl gleichsam diesen Tag dem Reichsdienst. Sogar in Sachsen glüht an manchen Orten das Feuer des Aufruhrs unter der Asche. Dem drohenden Ausbruch des Brandes zu begegnen, eilte ich von Regensburg in die Heimat und berief eine Fürstenversammlung. Eine Unterredung mit dem Herzog Billung und dem Markgrafen Gero zwingt mich, heute noch von hinnen zu reiten.“


„So ergebe ich mich in das Unvermeidliche, er-

warte jedoch die Einlösung Eures Versprechens," versetzte die Königin.

Nach bewegtem Abschied verließ der Monarch mit Bothar das fürstliche Frauenstift und kehrte nach dem Kloster zurück, wo bereits die Pferde zur Weiterreise gesattelt standen.

XV.

Heidennot.

ttos Erscheinen in Sachsen genügte, den glimmenden Aufruhr zu dämpfen. Die Getreuen des Königs, an ihrer Spitze Herzog Herimann, faßten neuen Mut, die Schwankenden traten entschieden auf Ottos Seite, die Unruhestifter wurden eingeschüchtert. Auf der Fürstenversammlung wurden die Häupter der Bewegung, die Grafen Ekbert und Wichmann, schuldig gefunden und zur Bestrafung nach geltenden Satzungen verurteilt. Auch hier zeigte sich wieder Ottos Großmut, indem er die Grafen nur gelinde züchtigte.¹⁾

Raum war der Fürstentag geschlossen, da brauste die Schreckenskunde durch das Land, die Ungarn seien mit großer Macht in das Reich gebrochen.

In Sachsen kannte man längst die Gräueltaten dieses raub- und mordgierigen Heidenvolkes, dem man vormals tributpflichtig geworden, um seine Einfälle abzuhalten und Schonung von Land und Beuten zu erkaufen.

1) „Der König aber in seiner Liebe schonte ihrer und gab nur den Wichmann in ritterliche Haft an seinem Hofe.“
Widukind, III, 29.

Sofort erließ Otto ein Aufgebot und zog an der Spitze seiner Sachsen wider die Barbaren. Sobald diese vom Anzuge des „roten Böwen“, wie Herr Otto genannt wurde, Kunde erhielten, entwichen sie mit großer Schnelligkeit aus Bayern nach Schwaben und stürmten durch Franken über den Rhein. Bei der Nachricht, das Heidenvolk habe sich nach Gallien geworfen, unterbrach der König die Verfolgung und wandte sich abermals gegen Regensburg.¹⁾

Die inneren Kriege in Deutschland hatten die Ungarn zu neuen Raubzügen gereizt. Bei ihrem Erscheinen in Schwaben nahm sie Rudolf in Sold und gab ihnen Führer, welche ihnen die Besitzungen seiner Gegner zur Verwüstung zeigen sollten.²⁾ Unter schreckenerregenden Verheerungen durchzogen sie, gleich einer alles dahintrassenden und vernichtenden Sturmflut, das Land. In seiner Stadt Worms empfing sie Herzog Konrad, bewirtete sie und beschenkte sie reichlich.³⁾ Von Parteil Leidenschaft getrieben und glühend vor Rache, gebrauchte er die entmenschten Horden als Werkzeuge seines Hasses. Er verband sich mit ihnen und führte sie nach Bothringen, zur Vernichtung seiner Gegner.⁴⁾

1) Widukind, III, 20.

2) „Nachdem sie von Rudolf Führer erhalten hatten, durchstreiften sie ganz Franken.“ Ib.

3) „Am Sonntag vor Ostern ward ihnen zu Worms öffentlich aufgewartet und mit reichen Gaben an Gold und Silber wurden sie beschenkt.“ Ib.

4) „In diesem Heere befand sich auch Konrad, vormals

Den Heereszug der Ungarn in Lothringen bezeichneten schauerliche Verwüstungen und namenlose Gräuel. Weithin verkündeten Rauchsäulen und Gluten am Nachthimmel die Freveltaten der Heiden. Ihrer Raubsucht fröhnten sie durch Plünderung, ihrer Mordgier durch Blutvergießen, ihren viehischen Leidenschaften durch unsagbare Schändlichkeiten, von den Chronisten jener Zeit in erschütternder Weise geschildert. Hierbei machten sie keinen Unterschied zwischen Anhängern und Gegnern des Herzogs Konrad. So raubten sie dem Grafen Ernst, einem Verbündeten Konrads, mehr als tausend Eigenleute.¹⁾ Die verübten Scheußlichkeiten finden ihre Erklärung in der niedrigsten Kulturstufe eines Volkes, welches die Deutschen Avaren, Ungarn, auch Hunnen nannten, während sie selbst sich als Madsharen bezeichneten.²⁾ Der Geschichtschreiber Regino sagt von ihnen: „Sie leben nicht nach Art von Menschen, sondern wie das Vieh. Sie essen rohes Fleisch, trinken Blut, und verschlingen, wie das Gerücht geht, als Heilmittel die Stücke zerteilter Herzen derer, die sie zu

ein ausgezeichnete Herzog, mit seinem Gefolge, um seinen Haß durch schwachvolles Blutbad zu befriedigen.“ Ruotger, *vita Brun.* c. 24.

1) „Sie richteten solche Verheerungen an, zuerst unter ihren eigenen Freunden, daß sie einem, Namens Ernst, von seinen hörigen Leuten mehr als tausend Gefangene weg-schleppten, sodann unter allen übrigen, so daß es unglaublich zu sagen ist.“ Widukind, III, 30.

2) Schmidt. *Gesch. d. Deutschen*, B. III, S. 137.

Gefangenen gemacht. Sie werden durch kein Erbarmen erweicht und durch keine Regung des Mitleids bewegt.“¹⁾

Mit solchen Bundesgenossen verwüstete Konrad der Rote das Herzogtum Lothringen.

Doch plötzlich kam für den so tief gesunkenen Fürsten ein furchtbarer Tag, dessen Schrecknisse ihn zermalmten, ihm die Augen öffneten, sein Wesen jählings veränderten.

Im Bistum Metz lagerten die Ungarn in einer reizenden Gegend. Das vieltausendköpfige Gewimmel häßlicher Gestalten beschmutzte gleichsam das prachtvolle Landschaftsgemälde. Der Frühling hatte seine Herrlichkeiten entfaltet. Junges Saatengrün schmückte die Fluren, die Niederungen bedeckten blumenreiche Wiesenmatten, die Mandelbäume blühten, die Vögel sangen ihre Lieder und das Ganze überwölbte das lieblichste Himmelsblau. Aber das nahe Dorf, sowie umliegende Gehöfte waren ausgeraubt und niedergebrannt, deren Bewohner geflüchtet, ermordet, oder in Gefangenschaft geraten. Zuweilen stieg noch da und dort eine dünne Rauchsäule aus geschwärzten Trümmern, wie Weheruf zum Himmel aufschreiend ob der Gräuel des vergangenen Tages.

Zwei Wohnsitze der Umgegend waren der Vernichtung bisher entgangen, ein Kloster und eine Burg. Das Kloster stand noch unverfehrt, weil das Raubvolk daselbst verborgene Schätze zu finden hoffte, und alle Räume über und unter der Erde durchwühlte. Nach

1) Reginonis Chronic. ad annum 889.

Ablauf der Schatzgräberei war auch ihm der Ausgang gewiß; denn Kirchen und Klöster zerstörten mit Vorliebe die Heiden. Die feste Burg auf dem Berggipfel, wohin sich viele Bewohner der Umgegend geflüchtet, spottete aller Angriffe des Feindes. Zur Erstürmung fester Plätze war das leichtbewegliche, fliegende Reiterheer der Ungarn nicht gerüstet. Schon der Anblick der trohigen Felsburg genügte, sie von jedem Versuch der Verrennung abzuschrecken. Die Beste gehörte dem Grafen Reginar, einem ebenso treuen Anhänger des Königs, wie entschiedenem Gegner Konrads.

In stolzem Troß schaute die Burg hinab in das Thal, wo sich das feindliche Lager weithin erstreckte. Dasselbe war ohne jegliche Befestigung, aber nicht ohne Ordnung. In der entgegengesetzten Richtung des Heereszuges befand sich der Troß, eine Menge leichter, mit Binnen oder Häuten bedeckter Wagen und Karren, beladen mit weniger kostbaren Beutestücken. Silber, Gold und Kleinodien trugen die Räuber in Beuteln, Gürteln und Taschen am eigenen Leibe. Die Troßknechte waren gefangene Deutsche, deren vergräunte Gesichter und niedergedrückte Haltung ihr schreckliches Loß verkündete, als Sklaven von den Heiden der Heimat entführt zu werden. Diese Unglücklichen standen unter strenger Huth ausgestellter Wachen. Sichere Pfeilschüsse streckten jeden nieder, der einen Fluchtversuch wagte. Ungehorsam und Widerrede fanden Züchtigung durch abschreckende Mißhandlung.

An die Wagen reihte sich die zweite Abtheilung des

Vagers. Jeder Reiter hatte für sich und sein Roß einen besonderen Vagerplatz und jede Rote eine Feuerstätte zum Abkochen des Fleisches, wenn sie es nicht vorzogen, dasselbe roh zu verzehren. Zelte hatten sie keine aufgeschlagen, die günstige Jahreszeit überhob sie dieser Mühe, und Barbaren machen überhaupt keinen Anspruch auf menschliche Behausung. Sie lagen bei ihren Pferden am Boden, schlafend, plaudernd, oder zechend in Wein und Bier. Ihre Rosse waren unansehnlich und klein, jedoch ausdauernd und schnellfüßig, unerreichbar für das schwere deutsche Streitroß. Gegenüber den deutschen Hünen waren auch die Reiter von schwächerer, kleiner Gestalt, dabei überaus häßlich von Angesicht und schmutzig. Sie hatten tiefhängende Augen, gelbliche Gesichtsfarbe, hervorstehende Backenknochen, harte, barbarisch grinsende Züge. Der Chronist Otto von Freising, der sie in weit späterer Zeit kennen lernte, nennt sie „gräßlich“, und bewundert die göttliche Geduld, weil sie solche Mißgeburten von Menschen ertrage.¹⁾ Aber sie waren ausgezeichnete Pfeilschützen, unübertreffliche Reiter, von ungestümer, wilder Tapferkeit. Beim Nahkampf, in den sie erst nach völliger Erschöpfung der Gegner sich einließen, führten sie geschickt den leichten, gekrümmten Säbel.

1) Sunt autem praedicti Ungari facie tetri, profundis oculis, statura humiles, moribus et lingua barbari et feroces, ut jure fortuna culpanda, vel potius divina patientia admiranda, quae ne dicam hominibus, sed talibus hominum monstris, tam delectabilem exposuit terram. De gestis Friderici, I. c. 31.

Nicht wenige Standplätze im Lager waren verlassen und deren Inhaber auf Raub ausgeritten. Sie machten ausgedehnte Streifzüge, so daß auf viele Stunden im Umkreise das Land ausgeplündert wurde.kehrten solche Streifzügler zurück, so gab es im Lager einige Bewegung, namentlich dann, wenn sie bedeutende Beute gemacht und geraubte Frauen und Mädchen herbeischleppten. Das schauerliche Los dieser Unglücklichen unter den Fäusten der Barbaren läßt sich kaum schildern.

Herzog Konrad lagerte mit seiner Gefolgschaft abseits. Sogar ihm, dem von Grimm und Rachgier Sinnlosen, graute vor enger Berührung mit seinen Waffengenossen. Eben stand er mit einigen seiner Vasallen, den Rittern Ditwin, Wernher und Goswin, deren ruchlose Gefinnung Lothar beim Besuche des Grafen Kobbo in Rothenburg kennen lernte, der Weste des Grafen Reginar gegenüber. Verzehrende Wut loderte in Konrads Augen, indem er zum festen Hause seines Gegners emporschaute.

„Reginars Land ist zwar gründlich verwüstet, — doch er lebt und dies grämt mich,“ sprach er. „Vielleicht steht er jetzt an einem Fenster seiner unbezwingbaren Felsburg und schaut hohnlächelnd auf uns nieder.“

„Ich denke, das Lächeln wird ihm vergangen sein, seitdem er seine Dörfer und Weiler in Feuer und Rauch aufgehen sah,“ erwiderte Goswin. „Der Sachsenkönig hat zwar keinen getreueren Vasallen, als den Grafen Reginar, und der Erzherzog Bruno keinen tatkräftigeren Helfer, — die Avarn haben jedoch aus

dem getreuen Vasallen einen ohnmächtigen Mann gemacht und aus dem starken Helfer Brunos einen lahmen Krüppel.“

Der Salier nickte befriedigt.

Ein ansprengender Edelmann unterbrach die Unterhaltung. Sein Äußeres trug das Gepräge größter Bestürzung. Grimm und Schmerz lagen in seinen Zügen. Raum grüßte er den Herzog, während seine Lippen krampfhaft zuckten.

„Ihr seid es, Ritter Herich? Was bringt Ihr? Keine gute Botschaft, wie mir dünkt,“ sagte Konrad.

„Schauerliche Mår!“ begann Herich. „Die Heiden verwüsteten meinen Besitz, verbrannten meine Häuser, erschlugen meine Hörigen, raubten mein Eigen und schleppten Reinhilde, meine einzige sechzehnjährige Tochter, mit sich fort. Vergeblich waren meine Bitten und Vorstellungen um Schonung, da ich treu auf Eurer Seite, demzufolge in Waffengemeinschaft mit den Hunnen stehe. Sie jedoch verhöhnten und schlugen mich, schwenkten ihre Säbel über meinem Kopfe und drohten mit dem Tode. Den Verlust meiner Eigenleute und allen Schaden wollte ich verschmerzen, — aber der Raub meines Kindes ist mehr, als ein Vater ertragen kann. Und wenn ich die schmachvolle Mißhandlung meiner Reinhilde in der Gewalt dieser gelben Teufelsbrut bedenke, so möchte ich rasend werden. Herr Herzog,“ rief er im Tone der Verzweiflung, „rettet mein Kind, — entreißt meine Tochter den Händen viehischer Heiden!“

Unmut und Zorn malten sich in den Zügen der Umstehenden.

„Die Ungarn sind treulose, ehrvergeffene Wichte!“ rief der Salier. „Zwischen unseren Freunden und Feinden machen sie keinen Unterschied. Sie berauben, vergewaltigen und morden alle. Wiederholt machte ich ihrem Fürsten Vorstellungen, — er verspricht alles und hält nichts. Satt bin ich dieser Unholde. Hätte ich doch niemals mit ihnen mich eingelassen!“

„Gnädiger Herzog, gedenket meiner Treue, — rettet mein Kind, bevor es zu spät ist!“

„Niemals vergalt ich Treue mit Untreue, — und jetzt will ich Euer Helfer sein,“ erwiderte Konrad. „Folgt mir!“

Mit weitausholenden Schritten stürmte er mit Herich und den Rittern nach dem Heidenlager.

Auf einer Bodenerhöhung stand das Zelt des Heerführers Botondu, eines kleinen Mannes in vorgerückten Jahren. Seine tiefliegenden schwarzen Augen glitzerten unheimlich. Der Ausdruck seines häßlichen Gesichtes verriet ebenso Härte und Grausamkeit, wie Lücke und überlegende Schlaueit. Vermehrt wurde das Abscheuliche seiner Erscheinung durch langes, über das Gesicht verworren hereinhängendes schwarzes Haar. Nach Barbarenart erfreuten ihn glänzender Flitter und Putz. An den Handgelenken trug er goldene Spangen, an jedem Finger einige goldene Ringe, seinen Hals umschloß ein Goldreif und auf der Brust strahlte im Sonnenlicht eine jener goldenen Patenen, mit denen

bei der heiligen Messe die Kelche bedeckt werden. Sein Anzug war überladen mit goldener, abschreckend geschmackloser Verbrämung, die größtenteils in goldenen, von Meßgewändern abgerissenen Borten bestand. Am Griff seines Krumsäbels bligte edles Gestein, an beiden Ohren hingen wertvolle Perlen. Und all dieser kostbare Schmuck diente nur dazu, die Häßlichkeit des „Gräßlichen“ möglichst herdorzuheben. Da er seit dreißig Jahren an allen Raubzügen der Ungarn in das Reich teilgenommen, so war er, gleich anderen seiner Waffengenossen, der deutschen Sprache vollkommen mächtig.

Als Herzog Konrad mit seinen Begleitern heran- kam, saß Botondu vor seinem Zelte auf einem Feld- stuhl. Vor ihm standen im Halbkreis etwa fünfzig Bewaffnete. Sie brachten Rundschau oder empfangen Befehle.

Mit gleichgültigem Kopfnicken erwiderte Botondu den Gruß des deutschen Fürsten, ohne sich von seinem Sitze zu erheben, oder dem Herzog einen solchen an- zubieten.

„Abermals bin ich gezwungen, Fürst Botondu, vor Dir mit berechtigter Klage zu erscheinen,“ begann Konrad im Tone des Unmutes. „Schon wieder haben Deine Heergefellen einen meiner Getreuen beraubt, dessen Gebiet verwüstet, ihm sogar die Tochter gewalt- sam entführt. Ihr Avaren fasset Waffengenossenschaft in einer Weise auf, die nach deutschen Begriffen Treu-

bruch bedeutet. Ich heiße Recht und Zurückgabe des geraubten Mädchens an seinen hier stehenden Vater."

Botondu vernahm die Rede mit grinsendem Nächeln.

"Du redest wahr, Herzog Konrad!" entgegnete er. „Wir Madscharen nehmen die Waffengemeinschaft anders, wie ihr Deutsche. Woher kommt dies? Davon, weil wir Madscharen dem Väterglauben und den Vätersitteu treu blieben, — ihr Deutsche hingegen seid davon abgefallen. Als die Deutschen noch ihre alten Götter anbeteten, waren ihre Sitten und Bräuche den unsern gleich. Raubzüge, Schwertbeute, ungebundene Freiheit waren ihre höchsten Güter. Mit solcher Macht waren sie dem Blutvergießen zugetan, daß sie einander selbst die Schädel einschlugen und keinen Unterschied machten zwischen Fremden und Stammesgenossen, — im Gegenteil, die Bruderkriege waren die blutigsten. Das Arbeiten hielten sie für schimpflich, das Erwerben dagegen mit dem Schwert und das Rauben für ehrenvoll. Die kühnsten Räuber und grimmigsten Totschläger waren ihre gefeiertsten Helden. Ausgeraubtes Feindesland durch Feuer wüßt zu legen, war ihnen Lust und Ergözen. — Vergleichst Du nun Deine Vorfahren mit uns, so wirst Du finden, daß wir jetzt noch gerade so denken und tun, wie sie.“

„Weil sie Heiden waren und ihr dermalen noch Heiden seid,“ entgegnete Konrad.

„Ganz recht, — darin liegt es!“ bestätigte Botondu. „Die deutschen Götter waren ebenso mannhaft, streitbar, raublustig und blutdürstig, wie unsere Götter.“

Nur tapfere Helden, das heißt, solche Männer, die im Kampfe fielen, gelangten zu den Seligleiten Walhallas. Wer hingegen friedlich auf dem Lager starb, den stießen sie hinab in die ewigen Peinen der Hela. Hättet ihr Deutschen nicht den schwachfinnigen Christengott vertauscht mit euren alten Göttern, dann würdet ihr heute noch gerade so denken und handeln, wie wir Madscharen. Blieben wir unseren Göttern` treu und führen Krieg nach Herkommen, so verdienen wir Lob und weisen alle Vorwürfe zurück."

"Ob wir Christen, oder ihr Heiden Barbaren seid, darüber will ich jetzt mit Dir nicht streiten," versetzte Konrad. "Gebe die Tochter dieses Edelmannes zurück; — ich will Dir jeden Lösepreis zahlen, welchen Du billigerweise fordern kannst."

"Jeden Lösepreis? Ei!" tat verwundert der Heide. "Du machst mich neugierig, — will dieses kostbare Ding sehen. Ihr da," wandte er sich an umstehende Krieger, "sucht das Weiblein und bringt es stracks vor meine Augen."

Einige des Halbkreises rannten nach verschiedenen Seiten davon.

"Du hast von Barbaren geredet, — jedenfalls hältst Du nicht die Deutschen, sondern die Madscharen für Barbaren," fing Botondu wieder an, sein gelbliches Fratzengesicht durch hämisches Lächeln noch abscheulicher verzerrend. "Ich weiß, ihr Anbeter des Christentums stoßt euch gewaltig an manchen Sitten unseres Volkes. So findet ihr es gräßlich, wenn wir Blut trinken und

die Herzen gewisser Beute in Stücke schneiden und dieselben als Abwehrmittel gegen bösen Zauber verzehren. Genau dasselbe taten eure Vorfahren, als sie noch den alten Göttern opferten. Auch sie tranken Blut, schlachteten gewisse Beute und verzehrten als Heilmittel deren Herzen. ¹⁾ — Wer ist zu schelten, wer am Väterglauben und an den Väterbräuchen in Treue festhält, oder wer ihnen abtrünnig wird?“

„Wenn euch Avarn die Menschenfresserei behagt, so steht ihr noch auf derselben Stufe wie unsere Ahnen in grauer Vorzeit,“ antwortete der Salier. „Seitdem uns das Himmelslicht des göttlichen Christ leuchtet, huldigen in deutschen Landen nur noch Bären, Wölfe und anderes reißende Gethier der Menschenfresserei.“

Der Heerführer warf einen bösen Blick auf den Herzog, dessen kühner Freimut ihn erbitterte. Er schwankte sichtlich, ob er die Christen der Mordmuth seiner Krieger überliefern sollte. Aber die eiserne Gestalt des gewaltigen Recken, dessen Rüstung weder Krummsäbel, noch Pfeile durchschlagen konnten, unter dessen furchtbaren Schwerthieben die gelben Zwerge wie Grashalme dahinsinken würden, kühlten rasch Botondus

1) In seinem Kapitular von Paderborn erließ Karl der Große an die heidnischen Sachsen folgendes Strafgesetz: „Wenn jemand, vom Teufel verückt, nach heidnischer Weise glaubt, ein Mann oder eine Frau sei eine Hexe und esse Menschen, und sie darum verbrennt und ihr Fleisch zu essen gibt, oder es selber iszt, der soll mit dem Tode bestraft werden.“ Capitul. Pad. ad annum 785.

Nachgier. Er nahm eine gleichgültige Miene an, konnte es jedoch nicht unterlassen, den Herzog durch Stichreden zu verletzen.

„Mit dem Himmelslicht des göttlichen Christ prahlst Du umsonst und redest trügerisch. Wäre Deine Rede ernst gemeint und nicht Heuchelei, dann könntest Du nicht in Waffengemeinschaft mit Heiden die getreuesten Knechte des göttlichen Christ berauben und morden.“

Ronrad zuckte zusammen. Der berechtigte Vorwurf aus solchem Munde traf ihn wie ein vernichtender Schlag.

„Du und Deine Heergefellen denken und reden ganz anders, wenn sie nicht lügen, sondern die Wahrheit sagen wollen,“ fuhr Botondu fort. „Die Männer da neben Dir,“ er deutete auf die Ritter, „haben mir zu Worms beim Bechgelage verraten, daß sie den Sachsenkönig Otto hassen, weil er den Priestern des Christengottes hold ist, ihnen Kirchen und Klöster baut und mit ihrer Hilfe das ganze Reich nach dem Himmelslicht des göttlichen Christ einrichten will. Deine Heergefellen haben mir gestanden, daß sie und alle freien Männer die alten Gerechtsame und Freiheiten erstreiten wollen, die herrschten, als noch die Götter waren. Deshalb erhoben sie wider den König die Schilde und riefen uns Heiden zum Beistande gegen die feige Votmäßigkeit christlicher Denkart. — Solches ist die Wahrheit, alles andere Heuchelei.“

„Was andere denken und im Geheimen anstreben, habe ich nicht zu verantworten,“ versetzte erregt der

Salier. „Aus ganz anderen Beweggründen stehe ich in Waffen. Heute bereue ich, mit Heiden in Waffen=genossenschaft getreten zu sein. Es dämmert etwas vor meinen Augen, das mir Schamröte in das Gesicht treibt.“

„Dort kommen sie!“ rief ein Ungar.

In einiger Entfernung nahen Bewaffnete, das geraubte Mädchen in ihrer Mitte. Als Reinhilde ihren Vater gewahrte, breitete sie die Arme aus und wollte mit lautem Aufschrei ihm entgegeneilen. Der Bewaffnete neben ihr faßte sie bei den Haaren und riß sie mit solcher Heftigkeit zurück, daß Reinhilde zu Boden stürzte. Unter Fluchen und Verwünschungen setzte der ergrimnte Barbar seinen Fuß auf den Hals des schreienden Mädchens und erstickte durch wuchtigen, anhaltenden Tritt das letzte Röcheln. Beim Anblick dieser Unmenschlichkeit verlor der Vater alle Besonnenheit und stürzte mit gezücktem Schwert auf die Uholde los. Er kam nicht weit. Von Pfeilen durchbohrt, sank er tot zu Boden. Auch das Mädchen war tot, erstickt unter dem Fußtritt des Unmenschen.

Dieser schauerliche Vorgang weniger Sekunden versetzte den Herzog in einen Zustand, der selbst dem Heerführer von Barbaren Schrecken einflößte. Unter der Einwirkung unbeschreiblicher Wut dehnten sich die reckenhaften Glieder des Hünen, aus seinen Augen schossen Feuerflammen, seine Zähne knirschten, abschreckender Grimm entstellte sein Gesicht. Noch ruhte sein Schwert in der Scheide, aber seine Linke hielt

dasſelbe krampfhaft umſpannt, während ſeine feuerſprühenden Blicke umherſuhren, als ſuchten ſie Opfer blutiger Rache.

Die Ungarn wichen entſetzt zurück, jedoch nicht außer Schußweite. Sie zogen Pfeile aus den Köchern und ſtanden ſchußbereit. Botondu blieb ruhig ſitzen und gab ſeinen Beuten einen Wink, jede herausfordernde Haltung zu unterlaſſen.

„Das iſt mir großer Schaden,“ unterbrach der Heidenfürſt das Schweigen. „Du haſt mir jeden Löſepreis für das Mädchen verſprochen, den ich jetzt verliere, weil das Weiblein durch Unvorſichtigkeit den Tod fand.“

Der Herzog ſtand immer noch in drohender Haltung, während Botondu jede ſeiner Bewegungen beobachtete. Da lenkte nahender Därm die Aufmerkſamkeit auf ein Schauſpiel, das für Konrad noch ergreifender wurde, als das vorübergegangene.

Vom Kloſter herüber kam eine Heidenrotte, ſchreiend, in wilder Bewegung. Vor ſich her trieben ſie unter Stößen und Schlägen einen Mönch. Die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, die Kleidung zerriffen, aus Kopfwunden rann das Blut über ſein Geſicht. Trotz erlittener Mißhandlungen bewahrte der Sohn des heiligen Benedikt ruhige Faſſung. Mit Geduld ertrug er Fußtritte und Schläge. In ſeinen Zügen ſchimmerte es ſogar, wie Zufriedenheit und Freude, die ſich jedoch in Trauer und Schmerz verwandelten, als er den Herzog gewahrte.

Beim Anschauen des Marterbildes erlosch in Konrad aller Grimm. Empfindungen erhoben sich mächtig in seiner Seele, die einen völligen Umsturz seines Inneren vorbereiteten.

Die Ungarn hatten den Mönch vor ihren Heerführer gestellt.

„Er weiß, wo die Schätze begraben liegen, will es aber nicht verraten,“ sagten sie.

„An den Pfahl!“ gebot Botondu.

Neben dem Zelt war ein starker Pfahl in den Boden gerammt, augenscheinlich eine übliche Vorrichtung für solche Fälle. Der Mönch wurde an das Holz gebunden und stand jetzt kommender Qualen gewärtig.

„Wer bist Du?“ begann Botondu das Verhör.

„Von Geburt bin ich des Grafen Reginar ältester Sohn, durch Gottes Gnade bin ich Mönch in der Bruderschaft von St. Gregor.“

„Was bist Du im Kloster?“

„Prior der Bruderschaft.“

„Bist Du der Obere in der Bruderschaft, dann mußt Du auch wissen, wo die Klosterschätze begraben liegen.“

„Wir besitzen keine begrabenen Schätze. All unser Eigen haben Deine Krieger geraubt, meine Brüder haben sie ermordet, Gottes Heiligtum geschändet. Ob solcher und anderer Frevel werdet ihr von dem allwissenden, heiligen und gerechten Gott mit ewiger Höllepein gestraft werden.“

„Freche Rede, sie verdient Züchtigung!“ sagte Botondu. „Hauet ihm so viele Bogensehnen auf den Rücken, als er Finger an Händen und Füßen hat.“

Der Befehl wurde sogleich vollzogen. Zwei Ungarn schlugen mit Bogensehnen tausende Streiche auf den entblößten Rücken, bis Blut floß. Während dieser Peinigung richtete der Mönch seine Blicke flehend himmelwärts und rief: „O mein Heiland, Du starker Gott, verleihe Deinem Knechte Mut und Kraft, die Marter zu ertragen!“

Bei dem Gebete fletschten die umstehenden Heiden die Zähne und lachten höhnisch.

„Deinen starken Gott wirst Du brauchen können,“ spottete der Barbarenfürst. „Merke auf! Gibst Du nicht an, wo eure Schätze verborgen sind, dann werden Dir zuerst die Ohren abgeschnitten, weil Du nicht hören willst. Dann werden Dir die Augen ausgestochen, weil Blinde keiner Augen bedürfen. Zuletzt wird die Zunge Dir ausgerissen, weil Du ohnehin stumm bist. — Also, — wirst Du reden?“

„Ich kann verborgene Schätze nicht melden, weil wir keine haben.“

„Du willst also sterben unter gräulichen Peinen?“

„Ich ergebe mich in Gottes Zulassung und bitte um seinen Beistand, in Geduld leiden und sterben zu können.“

Der Ungarnfürst betrachtete staunend den unerschütterlich ruhigen Mann.

„Höre, Du gefällst mir, weil Du Mut hast!“ sprach er. „Du entgehst der Marterqual und lebst, — Du wirst aufgenommen in unseren Heerbann, — Du wirst geehrt und reich beschenkt von dem tapferen Volke der Madscharen, wenn Du abschwörst dem Christengott und anbetest unsere Götter.“

„Schweige, Unfinniger!“ unterbrach ihn der Prior. „Deine Götter sind Teufelsfragen und Geister des Abgrundes, — mein Gott ist der einzig wahre Gott, der Schöpfer des Weltalls und Erlöser der Menschheit. In seinem Namen sterbe ich und werde aufgenommen in die Gemeinschaft der triumphierenden Kirche.“

Noch saß Botondu, ob der Verachtung seiner Götter, in bebender Wut, da richtete der Befenner seine Augen auf den Herzog.

„Fürst Konrad, wo stehst Du?“ rief er ihm zu. „Der Sprößling eines christlich frommen Fürstengeschlechtes in Gemeinschaft mit heidnischen Barbaren? Im Bunde mit des Teufels Sippschaft gegen Gott und seinen Gesalbten? Unglückseliger Fürst, öffne Deine Augen, erkenne Deine Verbrechen! Kehre schleunig um, tue Buße, bevor sich der höllische Abgrund auftut, Dich auf ewig zu verschlingen. Herr Jesus,“ rief er in dringendem Flehen zum Himmel, „erbarme Dich gnädig des Verlorenen und rette ihn!“

Der Eindruck dieser Mahnung, in Verbindung mit den begleitenden Umständen, auf den Herzog, war unbeschreiblich. Wie ein Krach ging es durch sein ganzes

Wesen. Er taumelte rückwärts und wäre ohne Ditwins Unterstüßung zu Boden gesunken.

Botondu sah die furchtbare Erschütterung des Fürsten und gab den Peinigern des Mönches einen bezeichnenden Wink. Geschwungene Säbel fuhren nieder und zerschmetterten das Haupt des christlichen Helden.

Konrad wandte sich ab, beachtete nicht die Zurufe des Heerführers und kehrte mit seinen Begleitern an ihren Rastplatz zurück.

Einige Stunden später wurde Botondu gemeldet, der Herzog sei mit der Ritterschar abgezogen.

„Die Rede des Ruttenmannes hat ihn erschreckt, — er will nicht zur Hölle fahren, weil er mit dem Teufel und dessen Sippschaft im Bunde stand,“ höhnte Botondu. „Oder sollte er aus einem anderen Grunde ausgerissen sein?“

Die Antwort auf diese Frage gaben, nach des Heidenfürsten Auffassung, zurückkehrende Späher. Sie brachten die Kunde, König Otto habe an der Spitze seiner Mannen den Rhein überschritten und ziehe heran zur Schlacht. Diese Nachricht, ob schon erfunden, versetzte die Ungarn in nicht geringe Bestürzung. Sie kannten aus Erfahrung die Unwiderstehlichkeit des Heldenkönigs, und jetzt brachte der Schrecken seines Namens das ganze Lager in stürmische Bewegung.

„Der rote Löwe kommt, — der grimmige Würger ist nahe, — fort!“ rief es vieltausendstimmig.

Die Hörner bliesen zum Ausbruch. In größter Eile entwich das Reiterheer. Bei ihrem Einfall in

Bayern flüchteten die Ungarn vor dem anrückenden König nach Schwaben, Franken und über den Rhein, — jetzt zogen sie unter graußigen Verheerungen durch Gallien und Italien zurück in ihre Heimat.¹⁾

1) Widukind, III, 30.

XVI.

Der Büsser.

Das zehnte Jahrhundert war eine Zeit greller Gegensätze. Sittenverwilderung und Roheit bis zur Grausamkeit standen bewunderungswürdige Tugendgröße bis zur Heiligkeit gegenüber. Otto hatte eine heilige Mutter und einen heiligen Bruder, zugleich aber auch einen unnatürlichen Sohn und einen treubruchigen Eidam, und beide befehdeten im Bunde mit den Heiden den Vater und das Reich. Unbändig war die Macht der Leidenschaften und leuchtend die Betätigung christlichen Heldenmutes. Während ein Teil der Menschen Ungebundenheit und Zügellosigkeit des Heidentums zurücksehnte und wider die Herrschaft christlichen Geistes Sturm lief, wie gegen geistige Zwingburgen, erregte der andere Teil Staunen durch Weltflucht, fromme Übungen und Vertiefung in religiöse Wahrheiten. Daher die Reclusen oder Eingeschlossenen, welche in engen Zellen lebten, sich schieden vom Verkehr mit den Menschen, durch Fasten und Kasteiungen, durch Wachen, Beten und Selbstverleugnung nach Vollkommenheit rangen. Gleichen Geistes waren die Einsiedler, welche in Waldeinsamkeit sich zurückzogen,

nur Wasser tranken, wilde Kräuter und Wurzeln aßen, durch mancherlei Strengheiten Buße taten und in steten Kämpfen lagen mit ihrer zum Bösen geneigten Natur. In jener merkwürdigen und großen Zeit gab es kein Land ohne solche Geisteshelden, — ernste Mahner ihrer Zeitgenossen, von denen sittliche Erhebung und Licht ausstrahlte für weite Kreise ihrer Mitwelt. Im Wasgau leuchteten die heiligen Gundelach, Blidulf und Baltram; den letzteren besuchte Otto der Große häufig, besprach sich mit ihm und ehrte ihn durch Geschenke.¹⁾ In Lothringen glänzten Humbert von Verdun, Einold von Toul und Andreas der Britte, in Schwaben Benno und Wiborad, die heilige Sisu in Westfalen, im böhmischen Waldgebirge der heilige Günther, in den Ardennen Lambert und andere an vielen anderen Orten, — nicht zu reden von der christlichen Gesittung und Geisteskultur, welche von zahlreichen Klöstern ausging. So stand in dem gewaltigen Ringen jener bewegten Zeit eine tapfere Heerschar christlicher Helden gegenüber den Feinden des mächtig aufstrebenden Reiches Gottes in deutschen Landen.

Auch Herzog Konrad war ein Sohn seiner Zeit. Ungezügelter Naturkraft und Leidenschaften beherrschten ihn. Den Einflüsterungen verletzten Stolzes folgend, wurde der junge Mann ein Treubrecher, Aufrührer und Waffengenosse der Heiden. Haß und Rachsucht zogen ihn immer tiefer in das Verderben. Ohne Zweifel

1) Dümmler, Otto I., S. 550.

wäre er schmachvoll untergegangen, hätte nicht die rettende Macht jener Zeit auch ihn gerettet, — der religiöse Glaube. Umstricken den Ungläubigen verderbliche Leidenschaften, dann ist er rettungslos verloren, weil ihm zur geistigen Erhebung Lust und Kraft fehlen. Herzog Konrad hielt sich, trotz aller Verirrung, dennoch für einen Diener und Gläubigen des göttlichen Christ, aber es bedurfte eines scharfen Stachels, ihm die Augen zu öffnen, ihn zur klaren Erkenntnis seines abgründigen Standpunktes zu bringen.

Als er vom Heidenlager heimwärts ritt, erschien er seinen Vasallen gänzlich verändert. Während der mehrtägigen Fahrt aus Bothringen bis zum Nahetal genoß er fast keine Speisen, ließ sich in keine Unterhaltungen ein, und nur die notwendigsten Befehle verrieten, daß er nicht die Sprache verloren. Wie innerlich geknickt und zerbrochen war seine Haltung, während auf seinem Gesicht die Merkmale nagenden Seelenschmerzes lagen.¹⁾

Als die Ritterschar durch das Glantal zog und auf der Bergeshöhe das Kloster des heiligen Disibod sichtbar wurde, trennte sich der Herzog von seiner Gefolgschaft und schlug den Bergweg zum Kloster ein. Nach kurzer Frist stieg er vor der Herberge aus dem Sattel. Gottschalk, der Gastbruder, eilte dienstfertig herbei, den Fremden begrüßend, dessen goldverbrämter Waffenrock und kostbare Rüstung hohen Stand verrieten.

1) Ruotg. vita Brun. c. 24.

„Kann ich den ehrwürdigen Vater Abt sprechen?“

„Ich denke wohl, Euer Gnaden, dieweilen er bereits von seinem täglichen Seelsorgsgang in das Thal heimkehrte. — Wen darf ich anmelden?“

„Herzog Konrad, den Salier.“

Bei den Worten erschrock der Gastbruder in solchem Maße, daß er, gleichsam zur regungslosen Bildsäule erstarrt, mit weitgeöffneten Augen stehen blieb. Der Ruf von Konrads Thaten oder Untaten war auch in das Nahetal gedrungen und dessen Bewohnern mit vielen Übertreibungen bösen Neumunds verkündet worden.

Der Fürst sah Gottschalks Schrecken, erriet hievon die Ursache, und ein schmerzliches Lächeln glitt über sein wettergebräuntes Gesicht.

„Nun, guter Bruder, weshalb zögerst Du?“

„Verzeiht, hoher Herr, verzeiht, — ich gehe schon!“ stotterte Gottschalk.

„Trage Sorge für mein Roß!“ wandte sich Konrad an den herbeilaufenden Stallwart Heistulf, indem er dem vorausgehenden Gastbruder nach dem Sprechzimmer folgte.

Abt Lambert saß schreibend in seiner Zelle, einen Brief des Bischofs Amon von Worms beantwortend. Wider die Klosterregel verstößend, welche Sachtheit und Sanftmütigkeit den Brüdern vorschrieb, wurde die Türe ungestüm geöffnet, herein stürzte Gottschalk mit allen Zeichen des Entsetzens.

„Ach Gott, heiliger Vater, der gar viel grimmige Heidenwolf ist da!“

„Ich sehe ihn vor mir, den Heidenwolf!“ erwiderte im Tone des Tadel's der Abt. „Nicht wie ein sanftes Lamm kommst Du herein, sondern wie ein ungeschlachter Wolf. Hast Du St. Benedikt's Regel vergessen, welche im Reden, Gehen, Stehen, Benehmen, in allem Tun den Brüdern Sanftmut und Bescheidenheit zur Vorschrift macht?“

„Mea culpa, — meine große Schuld, ich beklage sie, ehrwürdiger Vater, und bitte um Vergebung! Der Schrecken vor dem blutlehzenden Heidenwolf brachte mich von Sinnen.“

„Heidenwolf, — wer ist dieser Mann?“

„Die Leute nennen ihn so, weil er mit den Heiden, gleich einem blutgierigen Wolf, die Menschen zerreißt und die Gauen verwüßtet.“

„Wen belegen die Leute mit diesem Namen?“

„Den Herzog Konrad, den Salier!“

Freudig überrascht erhob sich der Greis und ging nach dem Sprechzimmer, wo ihn der sonst stolze Herzog in demüthiger Haltung begrüßte. Beim ersten Blick erkannte Lambert den gegenwärtigen Seelenzustand Konrads.

„Seid herzlich willkommen im Hause des heiligen Disibod, gnädiger Fürst!“ sprach in väterlicher Güte der Greis. „Täglich betete ich für Euch, in dringendem Flehen den Allmächtigen anrufend, er möge Barmherzigkeit üben an dem Barmherzigen. Dem Herrn sei Dank und Preis, weil ich sehe, daß seine Gnade den wutschnaubenden Saulus in den reuigen Paulus wandelte.“

„Dank Eurer Fürsprache bei dem gerecht und barmherzig waltenden Himmels Herrn,“ entgegnete Konrad, keineswegs überrascht durch Lamberts treffendes Urtheil, von dessen Heiligkeit er überzeugt war. „Mit Blutthaten und schweren Verbrechen belastet, gequält von namenlosen Gewissenspeinen, flüchte ich unter Eure Gut und bitte um Errettung aus andrängender Verzweiflung.“

„Verzaget nicht, seid guten Mutes!“ tröstete Lambert. „Unermeßlich ist Gottes Barmherzigkeit, ohne Maß seine Liebe. Der göttliche Christ hat gesagt: ‚Die Engel im Himmel freuen sich mehr über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen.‘ Und abermals sagt das milde Gotteskind: ‚Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.‘ Demzufolge weiset Zagen und Verzweiflung von hinnen, vertrauet dem barmherzigen Gott.“

Diese erhebenden Worte und die liebevolle Theilnahme, in der sie gesprochen wurden, erschütterten Konrad und preßten ihm Tränen aus.

„Erquickendes Labfal für meine todfranke Seele ist Eure Rede,“ sprach er und begann, jene schauerlichen Vorgänge im Heidenlager zu schildern, welche ihm die Augen öffneten.

„Und jetzt übergebe ich mich Eurer Seelenleitung, ehrwürdiger Vater!“ schloß er. „Ich fühle und erkenne, daß zwischen Gott und mir der tiefe Abgrund meiner Frevel gähnt. Sitzet über mich an Gottes

Statt zu Gericht. Belastet mich, zur Sühne meiner Verbrechen, mit schwerer Buße."

Lamberts Angesicht strahlte in fast überirdischem Wonnegefühl.

"Meine Seele frohlockt in Gott, weil er mich würdigt, die priesterliche Binde- und Lösegewalt Euch zum Heile üben zu können. Nicht leicht ist unsere Aufgabe, erhabener Fürst! Wohl haben grausige Schau-
spiele Euch erschüttert. Heftige Vorwürfe erhebt Euer Gewissen, ob der Teilnahme an heidnischen Greueln. Dennoch bilden die gegenwärtigen Schrecken Eurer Seele nur die Brücke zur Sinnesänderung und ausdauernder Lebensbesserung. Die Macht des Bösen, welche Euch überwunden, in deren Dienst Ihr gestanden, wird alle Anstrengungen machen, Eure Rettung zu verhindern. Der arglistige Lucifer und seine höllische Sippschaft, diese feinen und vielerfahrenen Menschenkenner, werden durch schlangenwindige Angriffe, durch Vorwürfe, erregte Beängstigungen bis zu Zweifelsqualen, — dann wieder durch Entschuldigungen Eurer Missetaten, durch Hervorhebung gerechter Nothwehr und aufgezwungener Abwehr, gegenüber erlittenen Kränkungen, Eure Versöhnung mit Gott zu hintertreiben suchen. Alle diese Kniffe und Lücken des Bügners von Anbeginn dürfen uns nicht einschüchtern. Auf unserer Seite steht der Allmächtige mit seiner Gnade. Wir kämpfen im Schutze einer festen Burg, und diese ist unser Glaube. Darum schreibt St. Petrus: *Cui resistite fortes in fide*, — ihm, nämlich dem Teufel,

widersteht tapfer im Glauben.' Hat der Kampf begonnen, so gedenket meiner Worte. Streitet mit der Waffe beharrlichen Gebetes, in der Rüstung des Glaubens, geschützt wider anfliegende Pfeile des Zweifels und Verzagens durch den Schild der Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit."

Die gespannte Aufmerksamkeit, womit der Herzog diese Ratschläge begleitete, bewies seine Entschlossenheit zur Lebensbesserung.

"Gehen wir mit kluger Vorsicht in den Geisteskampf," fuhr Lambert fort. "Als erfahrener Krieger wißt Ihr, daß Ausrüstung und Macht des Feindes die Art der Abwehr und des Angriffs bestimmen. Demzufolge möchte ich Euch zunächst, in Voraussetzung Eurer Beistimmung, als *frater conscriptus*, das heißt, als eingezeichneter Bruder, in unsere Klostersfamilie aufnehmen. Mit dem Gewande des heiligen Benedikt angetan, seid Ihr befugt, in der Klosterzelle zu verweilen, so daß ich stets mit Euch im innigsten Verkehr bleiben kann." ¹⁾

"Für einen Menschen von meiner Argheit ist es unverdiente Auszeichnung und große Ehre, als *frater conscriptus* in die Brüderschaft gottergebener Männer aufgenommen zu werden," erwiderte Konrad. "Überhaupt stelle ich mich rückhaltlos unter die Leitung Eurer Heiligkeit."

"Geruhet, mir zu folgen, hoher Herr!" sagte

1) Ekkeh. casus sancti Galli, I, 3.

der Abt, durchschritt mit dem herzoglichen Bruder einige Gänge und öffnete eine schmale Türe.

„Hier ist Eure Zelle. Vorläufig entwaffnet Euch und harret des Kommenden.“

Nach diesen Worten verbeugte er sich und verschwand.

Der Fürst schaute sich um. Kahle Wände. Auf dem plumpen Tisch ein Kreuzifix. In der Ecke erhob sich auf dicken, unförmigen Füßen ein Bettgestell, belegt mit Strohsack, Kopfpolster und wollener Decke. Der Herzog fand seine Behausung äußerst ärmlich. Unbehagen und Verdruß beschlichen ihn.

„In diesem Loch soll der Salier Konrad rasten?“ stieß er unwillkürlich hervor.

Raum waren die Worte gesprochen, so verdrängte vielsagendes Näckeln den Ärger.

„Aha, — da ist er schon!“ fuhr er mit überlegener Miene fort. „Der tückische Feind packt mich bei der schwächsten Seite, — er reizt und stachelt meine Ehrsucht, meinen Stolz. Hm, — für einen Menschen, der einen Sitz in den Gluthen der Hölle verdient, ist diese Zelle ein fürstliches Gemach. Jawohl, so ist's! Dabei bleibt's, — punktum! — — Der erste Angriff wäre abgeschlagen.“

Er hob den goldverzierten Helm vom Haupte und schob ihn unter die Bettlade, damit sein Anblick die Betrachtungen des Büßers nicht störe. Der Waffenrock ging denselben Weg. Die Panzerkappe, den Harnisch, die eiserne Beinbekleidung nahm er Stück um Stück vom Leibe und hatte Mühe, die widerspenstige Stahl-

gewandung unter der Bettlade zu verbergen. Jetzt stand er in lederner Kleidung, deren enger Anschluß die gewaltige Gliederkraft des Ricken hervortreten ließ. Mit beiden Händen fuhr er durch das herabwallende rötliche Haupthaar, das ihm für den *frater conscriptus* unpassend erschien. Seine Blicke spähten durch den Raum, als suche er eine Schere, um das letzte Zeichen fürstlicher Würde zu entfernen. Der Eintritt eines Mönches unterbrach den beabsichtigten Angriff.

Vater Rhetar, einer der drei auf dem Disibodenberg zurückgebliebenen Mönche, war ein ehrwürdiger Greis, mit klugen Augen und freundlichen Mienen. In der Hand trug er ein dickleibiges Buch, auf dem Arm das verheißene Gewand des heiligen Benedikt. Das Tuch dieser Kutte war steif und hart, wie ein Brett, unverwüßtlich und gefeit gegen alle Angriffe von Wind und Wetter. Wahrscheinlich wurde es in der Absicht gefertigt, auf Lebenszeit seinem Träger zu dienen.

„Unser ehrwürdiger Vater Abt schickt Euch dieses Kleid des heiligen Benedikt, und verleiht Euch das Recht, als *frater conscriptus* dasselbe zu tragen, so lange Ihr weilet im Hause des heiligen Disibod.“

Bei diesen Worten stellte er die Kutte auf den Boden, wo sie aufrecht stehen blieb, gleich einem Gewande von Holz.

„Seht doch, die Kutte ist gerade von Eurer Höhe, — sie paßt vortrefflich!“ fuhr er fort. „Obwohl bereits vierzig Jahre alt, ist sie doch ganz neu, weil vor-

dem von keinem Anderen getragen. Das Tuch ist aus unserer Walferei, als noch die Gewerbe in der Abtei blühten."

Der Herzog betrachtete das vor ihm stehende Rüstzeug und lächelte.

"Solche Rüstung habe ich niemals getragen, stark genug, gegen ermattet anfliegende Pfeile zu schirmen."

"Möge sie Euch im geistigen Kampfe schützen wider unsichtbare Pfeile arglistiger Feinde," bemerkte der Greis.

"Gut gesagt, frommer Vater! Wie darf ich Euch heißen?"

"Ich bin Rhetar, seit fünfzig Jahren der Regel des heiligen Benedikt pflichtig, und seit achtunddreißig Jahren allen dienstbar, welche des Priesters bedürfen."

Der Fürst legte die Rutte an. Sie umhüllte seine hohe Gestalt bis zu den Füßen. Es standen sich zwei Männer in gleicher Gewandung gegenüber, dennoch war zwischen beiden ein großer Unterschied. Haltung, Bewegung und Wesen Rhetars stimmten überein mit dem bescheidenen und ernstesten Anzuge. Die Erscheinung des Herzogs hingegen machte den Eindruck, als treibe er Mummerei, und habe zur Verkleidung ein Gewand angelegt, das seinem Wesen so lebhaft widersprach, daß er die Karrikatur eines Mönches darstellte. Versuchsweise ging er in der Zelle hin und her, wobei die Rutte gegen die heftigen Schritte durch rauschendes Geklapper entschieden protestierte.

Rhetar lächelte.

„Es ergeht Euch, wie David, Ihr könnt Euch in der ungewohnten Rüstung nicht regelrecht bewegen; — wird sich schon machen. — Hier schickt Euch der ehrwürdige Vater Abt ein köstliches Buch, zum wirksamen Beten und Betrachten. Die Blätter und Kapitel, welche handeln von der Sünde Bosheit, von der ewigen Höllestrafe, von Gottes Heiligkeit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, von der Gewissenserforschung, der Reue, dem Vorsatz, der Beichte und Sühne, sowie von Glück und Frieden der Seele in Gottes Freundschaft, — alle diese Kapitel hat er Euch durch eingelegte Pergamentstreiflein bezeichnet. — Gott sei mit Euch!“

Er verbeugte sich und verließ die Zelle.

Unter Leitung des Abtes begannen für Konrad Wochen ernster Betrachtungen und geistlicher Übungen. Sie wurden ihm nicht leicht. Aber das Bewußtsein verübter Missetaten und nagende Gewissensqualen trieben ihn an, im Kampfe gegen die Widerseßlichkeit seines Selbst auszuharren, um die Versöhnung mit Gott und den Frieden seiner Seele zu erstreiten. Für einen Mann von Konrads Charakter, gewöhnt an rastlos tätiges Leben, an das Getöse der Heereszüge und an das Getümmel des Schlachtfeldes, war die jähe Weltflucht keine geringe Aufgabe. Die beständige Stille im Kloster, die Schweigsamkeit der Mönche, das Gebundensein an die Zelle und deren Grabesruhe, brachten ganz unerwartete Eindrücke hervor. Die Einflüsse der Umgebung schienen die Erinnerung an seine Vergehen zu steigern, die anstürmenden Schreckgestalten ruchloser

Taten noch furchtbarer zu machen. Auch die Vorträge des Abtes bezweckten bisher keineswegs geistige Ruhe und Tröstung, — im Gegentheil. Rücksichtslos enthüllte er ihm die volle Bosheit und Verdammungswürdigkeit seiner schnaubenden Rachgier, welche Rothringen verwüstete, Gehöfte und Dörfer in Flammen aufgehen ließ und viele Menschenleben vernichtete. Dieser schweren Verschuldung stellte er Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit gegenüber und zwar in so lebhaften Farben, daß der Herzog innerlich zusammenbrach und stöhnend die Worte hervorstieß: „Der elendeste aller Menschen bin ich und mit Recht der Höllestrafe verfallen!“

„So ist es!“ bestätigte ernst der Greis. „Jedoch unendlich größer, als Eure Schuld, ist Gottes Liebe und Barmherzigkeit.“

Jetzt begann er, mit hinreißender und erleuchteter Beredsamkeit diese Eigenschaften Gottes zu schildern. Die Schilderung erweckte in dem Fürsten das bittere Gefühl schwarzen Undankes gegen Gott, der in langmütiger Barmherzigkeit seine Bosheit ertrug, obwohl er jeden Augenblick den frechen Empörer und Treubrecher vernichten konnte. An das Erwachen dieser Gefühle und Erkenntnis knüpfte Lambert an.

„Liebe mit Haß zu vergelten, bezeugt keine adelige, noch weniger ritterliche Denkweise, am wenigsten eine christliche,“ fuhr er fort. „Auch ist es nicht edelsinnig, verübte Missetaten lediglich aus Furcht vor ewigen Höllequalen zu bereuen, nicht aber aus Abscheu vor

der Sünde. Die Reue muß vielmehr übernatürlich sein, das heißt, man muß die Sünde bereuen, weil man Gott beleidigt und ewige Strafe verdient hat. Also muß die Reue der Gottesliebe und der Selbstliebe entspringen. Dies ist wohl zu beachten, sowie, daß mit der Reue zugleich der Vorsatz zu verbinden ist, fürderhin lieber das Leben verlieren, als einen Frevel begehen zu wollen. Solches ist Kirchenlehre und notwendige Voraussetzung würdigen Empfanges des Bußsakramentes. Obwohl mit der Gewalt der Sündenvergebung durch die Priesterweihe ausgerüstet, kann doch kein Papst, kein Bischof, kein Priester im Beichtgericht Sünden vergeben, wenn nicht der Beichtende wahrhaft bereut und jede schwere Sünde zu meiden sich vorseht.“

In solcher Weise belehrte und mahnte Lambert den Salier, dessen Inneres durch manche Glaubenswahrheiten heftig erschüttert wurde.

„O heiliger Vater, arge Bedrängnis und Schrecken erfüllen meine Seele!“ klagte er eines Tages. „Das Bewußtsein schauerlicher Taten erwürgt meine Hoffnung auf Verzeihung. Gar zu groß und fürchterlich sind meine Verbrechen. Gewissensfolter, Nacht und Grauen zermalmen mich.“

„Mein Sohn, Du stehst gegenwärtig in heißem Streiten mit arglistigen Feinden Deines ewigen Heiles,“ erwiderte Lambert. „Schuldbewußtsein und schwere Anfechtungen können uns demütigen und zerknirschen, dürfen uns aber nicht verwirren. Verzage nicht. Be-

harre fest im Glauben an Gottes Barmherzigkeit. Dem Reuigen und Bußfertigen folgt auf die schreckliche Nacht des Zornes die liebliche, beglückende Morgenröte des Friedens und der Aussöhnung mit Gott.“

Wie am Schlusse jeder geistlichen Betrachtung, knieten auch jetzt beide nieder. Laut, mit anregender Bewegung, sprach Lambert das Psalmengebet:

„Herr, übe keine Rache
An meiner bösen Sache,
Die Dich erzürnet hat!
Laß Deinen Grimm nicht brennen,
Laß Dich nicht Rächer nennen,
Gib Deiner Gnade Statt.

Vergib, vergib mir Armen,
Erzeige Dein Erbarmen,
Ich bin ja kaum ein Schein!
O heile, Herr, mich wieder,
Ich liege ganz darnieder,
Bin krank durch Mark und Bein.

Es ist vor Pein und Schmerzen
Kein Mut in meinem Herzen,
Mein Sinn durchhängstet sich.
Ach, Herr, wie wird mir bange!
Wo weilt Dein Rat so lange?
Komm und erbarme Dich!

O lehre, wieder lehre,
Eh' ich mich ganz verzehre,
Laß meine Seele frei!
Hilf, daß ich nicht verschmache,
Gib Rettung und betrachte,
Was Deine Güte sei.“

Beide verharrten noch einige Minuten betend. Das Angesicht des Fürsten war gramvoll, aber die Merkmale des Verzagens waren aus seinen Zügen verschwunden.

„Ihr seid nun vorbereitet, im Bußgericht erscheinen zu können,“ sagte Lambert. „Seit vierzehn Tagen habt Ihr gebetet und gefastet, Ihr seid zur klaren Erkenntnis Eurer Vergehen gelangt, sowie zur inneren Reue und zu guten Vorsätzen der Lebensbesserung. Morgen nach der Frühmesse erwarte ich Euch im Beichtstuhl. Gott sei mit Euch!“ schloß der Greis und verließ die Zelle.

Während seines Aufenthaltes in St. Disibod wohnte der Herzog regelmäßig den Frühmessen bei, welche zwei Stunden nach Mitternacht begannen. So tat er auch heute. Nochmals durchforschte er sein Gewissen und kniete dann im Beichtstuhl nieder. Lange war das Sündenbekenntnis, nicht selten unterbrochen durch Fragen des Beichtvaters. Zuweilen gab es im Flüsterton regen Verkehr zwischen dem Richter an Gottes Statt und dem Selbstankläger. Dann folgten eindringliche Mahnungen des teilnehmenden Beichtvaters und schließlich die Absprechung.

Als der Herzog den Beichtstuhl verließ, durchfluteten Lichtströme der Morgensonne die Kirche. Auch von dem Angesicht des Fürsten war die Nacht völlig verschwunden. Sonnenschein des Friedens leuchtete in seinen Zügen, strahlendes Glück aus seinen Augen. Während der Messe empfing er die heilige Kommunion;

diese innigste Vereinigung mit Gott vollendete die Glückseligkeit seines Empfindens.

Eine Stunde später stand der Salier am offenen Fenster seiner Zelle. Er atmete die reine Luft der Bergeshöhe, und bewunderte das herrliche Landschaftsbild der Nähe und Ferne. Hoffnungsreiches junges Grün auf Wiesen des Tales und auf Saatsfeldern, welche tief unter ihm lagen, gleich bunten Teppichen und reizenden Ausschnitten aus dem dunkeln Grün des Tannenwaldes. Droselgesang und Finkenschlag klangen lieblich um das Kloster, selbst der stille Glan, im Tageslicht schimmernd, sandte helles Grüßen zu ihm herauf. Schweifte sein Blick gegen Osten in die Weite, so erfreuten sein Auge milchweiße Schleier, ausgebreitet über wellenförmige Höhenzüge. Und über das Ganze goß vom wolkenlosen Frühlingshimmel dieselbe Sonne ihren Glanz, die warm und leuchtend in seine Zelle hereinstrahlte. Lange stand der Salier, ausschauend, getragen von wonnigen Gefühlen. Die ganze Welt dünkte ihm verwandelt. Er hatte die Empfindung, aus qualvollen Leiden und Schrecken der Nacht jählings in Seligkeiten des Lichtes versetzt worden zu sein. Und doch waren die vorausgegangenen Frühlingstage die gleichen, nichts hatte sich geändert, als sein Seelenzustand. Er wußte sich ledig der Sündenschuld, versöhnt mit Gott, — und selig macht der Glaube. Aus sich heraus, nach seinem Empfinden, nach seiner Stellung zum Schöpfer, sieht und beurteilt der Mensch alle Dinge und Vorgänge der Außenwelt.

Gleichsam schwelgend im Genuße unbeschreiblichen Glückes, überließ sich der junge Mann dem Zauber innerer Regungen und äußerer Eindrücke, bis ein Schatten auf seiner Stirne erschien. Das anfänglich leichte Wölklein wurde größer und dichter, Konrads Blick immer ernster, unruhig sein Mienenspiel. Sinnend durchschritt er die Zelle; nach einigem Schwanken ging er nach dem Zimmer des Abtes.

„Ehrwürdiger Vater, ich muß Euch klagen, daß schwere Bedenken jählings Frieden und Glück meiner Seele stören,“ fing er an. „Im Beichtstuhl habt Ihr wohl zur Bedingung der Bessersprechung gemacht, daß ich alle jene Beute entschädige, welche durch mich Nachtheil erlitten. Dessen bin ich willens und auch mächtig. Dagegen habt Ihr mir eine Buße auferlegt, die unmöglich vor Gott meine Verbrechen sühnen kann. Ein Jahr lang soll ich täglich einmal den Bußpsalm andächtig beten: ‚Erbarme Dich meiner, o Gott, nach Deiner großen Barmherzigkeit!‘ Drei Monate hindurch soll ich des Weines, des Bieres, des Metes, des Fleisches mich enthalten. Das ist meine ganze Buße. Was bedeutet sie gegenüber meinen Untaten? Gar zu gering ist die Bücktigung, allzu nichtig die Sühne. Solches beunruhigt mich gar sehr, weshalb ich bitte, mir eine Sühne aufzuerlegen, die meinen schweren Vergehen angemessen ist.“

„Was im Bußgericht geschehen, edler Herr, davon darf ich außerhalb desselben nichts wissen. Jedenfalls habe ich geurteilt nach Befund Eures

Seelenzustandes, die Sühne bestimmt nach der gegenwärtig milden Bußdisziplin unserer heiligen Kirche. Sohin könnt Ihr Euch beruhigen und arglistige Kniffe des Versuchers zurückweisen.“

Der Herzog saß einige Augenblicke schweigend, offenbar nicht befriedigt durch die Belehrung.

„Dürfte ich mir nicht selber schwere Buße auferlegen?“ fragte er zögernd. \

„So lange Ihr unter meinem Gehorsam steht, nicht,“ antwortete der Greis. „Habt Ihr den heiligen Disibod verlassen, so unternehmet nichts ohne den Rat eines klugen Beichtvaters. Die Seelenleitung ist eine sehr schwierige Sache. Übereifer schlägt sehr leicht in das Gegenteil um und führt zum Verderben. Abtötung ist heilsam, aber Strengheiten und Kreuzigungen des Fleisches bewirken nicht immer die Umgestaltung und Veredlung der Seele. Viel klarer kann Euch dies St. Columban sagen.“

Er nahm ein Buch vom Gestell und suchte die betreffende Belehrung.

„Vernehmet, gnädiger Fürst, was der heilige Columban sagt!“ — und er las: „Glaube nicht, daß es genug ist, den Körper, diesen Staub, durch Fasten und Wachen zu schwächen, wenn wir nicht auch unsere Sitten verbessern. Das Fleischabmagern, ohne daß hieraus die Seele einen Nutzen zieht, heißt unablässig den Boden bearbeiten und nie daraus eine Frucht erzielen. Was soll es bedeuten, in der Ferne Krieg zu führen, wenn zu Hause alles in Trümmer geht? Eine

Religion, die nur aus Geberden und Bewegungen des Körpers besteht, ist eitel. Das Leiden des Körpers allein ist umsonst; der Mensch wache über seine Seele und bewahre sie. Wahre Demut besteht nicht in Demut des Körpers, sondern des Herzens. Reinigt man etwa sein Haus von Schmutz durch Worte allein? Kann irgend ein Werk ohne Arbeit vollbracht werden? Umgürte Deine Lenden und höre nicht auf zu kämpfen.¹⁾ — In gleichem Sinne,“ fuhr Lambert fort, „sagt der Psalmist; ‚Opfer willst du nicht, gerne würde ich sie darbringen: dich erfreuen nicht Brandopfer. Das Opfer vor Gott ist wahre Reue, ein zerknirsches und gebeugtes Herz wirfst du, o Gott, nicht verwerfen.‘ — Auf dieser Geistesbahn schreiten wir fort, mein Sohn! Innere Umwandlung sei unsere Sorge. Dein schlimmster und stärkster Feind ist der Stolz, — dies weiß ich längst. Aus dem Stolze gingen hervor Dein Haß und Deine Rachgier. Diesen grimmigsten Feind, den Stolz, hast Du wohl in die Flucht geschlagen, er wird jedoch zurückkehren. Deshalb müssen wir das Ungeheuer töten. Der schwerste Kampf wird Dir noch bevorstehen. Herzog Konrad ist jedoch ein Held in der Feldschlacht, er sei auch, mit Gottes Gnade, ein Held im Geisteskampfe.“

Der Greis schwieg und blickte sinnend vor sich hin. Konrad harrete gespannt des Kommenden.

„Des Seelenheiles und jeder Tugend Grundlage ist

1) Institutio II.

des Stolzes Gegenteil, nämlich die Demut," hob der Greis wieder an. „Den Stolz in Demut zu verwandeln, sei unser Bemühen. Nun sende ich Euch in den Kampf, die Demut zu erstreiten. Das Ringen wird heiß und heftig sein. In Augenblicken schwerster Kampfesnot flüchtet zu Gott und flehet inbrünstig: „Herr, eile mir zu helfen! O Gott, verleihe Kraft dem Schwachen!“ Ihr werdet sofort die Wirkung dieses Stoßgebetleins verspüren, hervorgegangen aus der Erkenntnis Eurer Hilfsbedürftigkeit und Ohnmacht. Gott ist stark in allen ihrer Schwachheit sich Bewußten. — Der Kampfplatz sei die Klostersküche. Ich stelle Euch in den Dienst des Laienbruders Wolfrad. Ihr habt seinen Anweisungen zu gehorchen und ihn bei den Arbeiten zu unterstützen.“

Glühendes Rot bedeckte Konrads Gesicht.

„Wie, — unter die Botmäßigkeit eines Küchenknechts stellt Ihr den Salier?“ rief er empört. „Küchenjunge soll der Herzog sein?“

„Eben beklaget Ihr die geringe auferlegte Buße und fordert schwere Züchtigung, — jetzt zürnt Ihr über ein wirksames Heilmittel,“ versetzte gelassen der Abt. „Da seht Euren Wankelmuth! Wie könnt Ihr, in die Nachstellungen der argen Welt zurückgekehrt, im Guten beharren, wenn Ihr heute schon, am Tage Eurer Aussöhnung mit Gott, strauchelt und hört auf die Einflüsterungen des Stolzes?“

„Die Aufgabe ist entehrend, — Küchendienst für den Herzog schimpflich.“

„Die Aufgabe verdemütigt, Demut entehrt nicht, sie adelt,“ belehrte der Greis. „Knechtsdienst verrichtete der göttliche Welterlöser seinen Jüngern. Er umgürtete sich mit Linnentuch und wusch seinen Jüngern die Füße. Der nun solches tat und mahnte: ‚Vernet von mir, sanftmütig bin ich und demütig von Herzen!‘ — war kein Fürst, wohl aber Herr und Schöpfer des Weltalls. Wie möget Ihr nun sagen, Verdemütigung entehre? Ist in unserem Fall die beabsichtigte Verdemütigung nicht die schärfste Todeswaffe gegen Euren grimmigsten Feind, den Stolz? Zeiget Mut und Tapferkeit!“

Der Fürst saß schwankend. Seine Stirnabern schwellen an, seine Augen flammten, die Merkmale eines heftigen Seelensturmes äußerten sich in Haltung und Mienenspiel. Vor sich hinstarrend, ballte er die Fäuste.

Der Abt saß schweigend, mit gesenkten Blicken, er betete.

„Wohlan, ich gehe in diesen Kampf, — heißer als die blutigste Feldschlacht!“ unterbrach endlich Konrads rauhe Stimme das Schweigen. „Eure Rede ist wahr, rühmlich und heilsam Eure Absicht, — ich unterwerfe mich.“

Eine Stunde später stand der Büsser in der Küche, über das Mönchsgewand eine grobe Schürze mit hohem Bruststück gezogen. Bruder Wolfrad unterwies ihn. Schon die Art der Unterweisung enthielt für den stolzen

Salier scharfe Geißelstreiche; denn Wolfrad behandelte ihn wie einen hörigen Knecht und Küchenjungen.

„Ich will Dir vorsagen, was Du vorläufig zu tun hast,“ fing der Gärtner und Koch an. „Ich sage, vorläufig, weil man bei Deuten, die nichts von Küchenarbeiten verstehen, unten anfangen muß. Vor allen Dingen hast Du Wasser herbeizuschaffen. Für unsere Küche ist Wasser der unentbehrlichste und vorzüglichste Stoff. Ohne Wasser gibt es keinen Haferbrei, keine Roggen- und Bohnensuppe, — nebst Brot unsere einzige Lebensnahrung, wie Du schon die Tage her wirst bemerkt haben. Wir besitzen ausgezeichnetes Wasser, doch ist's schwer, selbes zu schöpfen. Der Brunnen ist vierhundert Fuß tief, gerade so tief, wie der Berg hoch. Das Drehrad am Brunnen hat manche Zähne verloren, weil es sehr alt, und im Alter schwindet das Zahnwerk, wie auch bei alten Deuten zu sehen. Die abgebrochenen Zähne erschweren das Schöpfen, man muß alle Kraft anwenden, den Kübel heraufzubringen aus der Tiefe, und erhält beim Drehen manchen derben Puff. Du bist jedoch ein starker Kesse, hast Glieder und Knochen, wie ein Riese. Die Püffe werden an Dir nichts zerbrechen. — Zum Kochen braucht man neben Wasser auch Feuer und zum Feuer Holz. Du mußt also das Holz herbeischleppen. Liegt keines mehr im Schuppen, so gibt es dürre Äste und Reisig genug im Walde. Auch das Holzschleppen wird Dir nichts schaden, fintemal Du einen Nacken hast, stärker als ein Ochse. — Das dritte Notwendige in unserer Küche ist

die Reinlichkeit. Schaue Dich um! Jede Schüssel, Platte und jegliches Gerät wirst Du säuberlich und blank finden. Auch der Boden muß rein gehalten werden von Holzstücken, Stroh und dergleichen. Deshalb mußt Du fleißig mit dem Besen den Boden fegen, selben jedoch zuvor mit Wasser besprühen, damit kein Staub aufwirbelt. Ganz besondere Aufmerksamkeit mußt Du auf das Reinigen der Geschirre legen. Weil Du in der Sache unwissend bist, so werde ich das Geschirrspülen Dich lehren. — Hier siehst Du drei große Schüsseln, die eine gefüllt mit Bohnen, die zweite mit Hafer, die dritte mit Roggen. Aus der ganzen Masse von Hafer, Bohnen und Roggen wirst Du säuberlich das Unkraut auslesen, dieweilen unsere Suppen nicht bloß kräftig und nährend, sondern auch gesund sein müssen. Im Kochen von Suppen und Haferbrei werde ich Dich unterweisen. — Für jezt nimm diesen Zuber, gehe zum Brunnen und ziehe Wasser."

Während dieser langen Rede wechselte Herr Konrad wiederholt die Farbe. Nur mit äußerster Anstrengung bewahrte er die Fassung, ob solcher Erniedrigung. Hierzu kam noch der Umstand, daß Wolfrad in gebietender Haltung und barschem Ton zu ihm sprach. Doch Herr Konrad bestand tapfer die Prüfung und schickte, als wirksamen Anwalt für seine Schwäche, das von Lambert empfohlene Stoßgebetlein zum Himmel. Ohne Gegenrede nahm er den Zuber und ging zum Brunnen.

Raum hatte der Fürst die Küche verlassen, als Wolfrad die angenommene Maske der Schrofheit ab=

legte und der sanfte, demütige Bruder zum Vorschein kam. Er kreuzte über der Brust die Hände und senkte tief aufseufzend den Kopf.

„O Du heiliger Gott, ich muß Dir klagen, daß mir Gehorsamspflicht niemals so schwer und bitter fiel, wie dormalen!“ sprach er vor sich hin. „Rauh und verb muß ich sein gegen den Sprößling eines alten, mächtigen Fürstengeschlechts: Herrisch muß ich sein gegen einen Mann, der gebietet über Land und Leute, dem pflichtig sind die Städte Bingen, Worms und Speyer, dazu zahllose Dörfer, Weiler und Gehöfte, von Bingen hinauf bis in den Breisgau. Einen Herzog, dessen Eigenleute unzählbar sind, auf dessen Wink ein ganzes Heer streitbarer Mannen zu den Waffen greift, — einen solchen Fürsten muß ich behandeln, wie einen Knecht! O Du heiliger Gott, welche harte Aufgabe für mich elenden Menschen! Aber ich bin des Gehorsams pflichtig, und Abt Lambert ist ein heiliger Mann, der weiß, was dem Fürsten Konrad frommt, was ihn rettet aus den Teufelskrallen der Hoffart. Gar viel und schwer hat der Herzog gesündigt durch blutige Fehde, durch Brand und Mord, — der unglückselige Heidenwolf! Möge Gott dem Büßer vergeben und aus dem vergangenen Bösewicht einen Heiligen machen.“

Nahende Tritte verkündeten die Rückkehr des Wasserträgers. Sofort wandelte sich der gutmütige Bruder in den barschen, gestrengen Zuchtmeister.

„Jetzt fegst Du säuberlich die Bohnen,“ gebot er, die Schüssel auf den Tisch entleerend. „Dazu gebe ich

Dir eine Stunde Zeit. Nach den Bohnen kommt der Roggen, darauf der Hafer."

Der Fürst betrachtete die Bohnen, augenscheinlich des gebotenen Fegens unfundig.

"Niemals segte ich Hülsenfrüchte, — wie fängt man dies an, Bruder Wolfrad?"

"Bist doch recht unwissend!" murrte der Koch. "Ich will es Dir vormachen. Du setzt Dich vor den Tisch, nimmst die Schüssel auf den Schoß, streichst mit der Linken die gesunden Bohnen hinein und mit der Rechten die schwarzen Bohnen zur Seite. Siehst Du, — so!"

Konrad ließ sich am Tische nieder und begann mit vielem Ungeschick die Arbeit.

"Das Bohnensegen ist sehr viel leichter, als das Seelensegen," sprach er.

"Will's meinen!" bestätigte Wolfrad. "Doch tausendmal besser und leichter ist's, die Seele auf Erden rein zu segnen, wo man dazu tun kann, als in den Qualen des Fegfeuers von allen Missethätigen gesegnet zu werden, wo man nichts dazu tun kann."

Vor Ablauf der Arbeitsstunde läutete das Mettenglöcklein.

"Es ruft zur Komplet," sagte Wolfrad. "Die Bohnen müssen warten."

Sie gingen zur Kirche.

Während die Mönche im Chor das Offizium beteten, kniete der Herzog vor dem sakramentalen Welttheiland, welcher sagte: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig

und beladen seid, ich will euch erquicken." Auch der Salier fand Trost und Erquickung. Frohen Mutes und geistig gehoben kehrte er nach dem Kampfplatze zurück.

Mit Übungen in der Selbstverleugnung wechselten belehrende und anregende Vorträge des Abtes. Hierzu kamen häufige Beichten, sowie die innerste Vereinigung mit dem eucharistischen Christus, ohne dessen Beistand alles menschliche Ringen gegen niedere Triebe und Leidenschaften vergeblich. So stand der büßende Salier, mit Einrechnung der nächtlichen Metten, Tag und Nacht beständig im Kampfe, wenige Stunden Nachtrast ausgenommen.

„Ich trage dermalen eine schwere Rüstung, merke jedoch, daß sie schirmt wider alle feindlichen Angriffe,“ vertraute er dem Mönche Rhetar.

Trotz der seelischen Anstrengungen und der dürstigen Kost, war des Herzogs körperliches Wohlbefinden ausgezeichnet, seine Gesichtsfarbe frisch und blühend.

„Seltsam ist's doch,“ sprach er, am Herde stehend und mit einem großen Löffel den kochenden Haferbrei umrührend, „daß mir Bohnensuppe, Haferbrei und Wasser weit besser behagen, als die Speisen und Getränke der Fürstentafel. Gesund bin ich, wie der Fisch im Wasser, und meine Glieder strotzen von Kraftfülle.“

„Aus verschiedenen Ursachen,“ erklärte Wolfrad. „Zum Ersten atmest Du reine Luft im Hause des heiligen Disibod, Du lebst im Seelenfrieden und wirst nicht angefressen von giftigem Gewürm, das in der

argen Welt die Leute schädigt an Leib und Seele. Zum Zweiten übertreffen unsere Kraftsuppen alle Leckereien der Fürstentafel. Du machst die gleiche Erfahrung, wie der Knabe Daniel und dessen Mitgefangene am Hofe des Heidentkönigs. Daniel und seine Freunde aßen nur geringe Speisen, dennoch waren sie weit blühender und kräftiger, als jene Knaben, die vom Tische des Königs aßen."

Wolfrads Berichte an den Abt lauteten rühmlich.

"Den Herzog muß ich loben, ehrwürdiger Vater! Seit drei Wochen ist er mir untertan, und niemals verstieß er gegen den Gehorsam, so daß seine Demut manchen guten Mönch beschämen dürfte. Freilich, in den ersten Tagen fiel es ihm schwer, den knurrenden Stolz zu beugen unter das Joch der Selbstverleugnung. Heute jedoch hat er sich dermaßen überwunden, einen so hohen Grad der Vollkommenheit erstritten, daß er heiteren Sinnes Gehorsam leistet."

"Er ist eben eine Heldennatur, die in allen Kämpfen tapfer streitet und glänzende Siege erringt," versetzte Lambert. „Immerhin sind Kühnheit und Tatendrang gefährliche Eigenschaften, sobald sie abweichen von der Bahn göttlicher Gebote. Konrads Empörung wider den König und sein Rachekrieg in Rothringen bezeugen dies. Preisen wir deshalb Gottes Barmherzigkeit, dessen zuvorkommende Gnade den bösen Saulus in den frommen Paulus wandelte."

Während Abt und Baienbruder im Rühmen des hüßenden Missetäters übereinstimmten, war Konrad

selbst mit seinen Leistungen keineswegs zufrieden. Stets beunruhigte ihn der Vorwurf, seine Verbrechen nicht hinreichend zu sühnen. Für den väterlich milden Rhetar hatte er eine besondere Zuneigung. War der Greis in den Erholungspausen des Tages nicht auf einem Seelsorgsgang außerhalb des Klosters, so trat mit ihm der Fürst in trauten Verkehr. Regelmäßig erschien bei solchen Gelegenheiten die Klage über ungenügende Sühne.

„Deshalb seid ohne Kummernis, Bruder Konrad!“ tröstete Rhetar. „Gehorsam und demütiger Sinn erwirken weit mehr Gottes Guld, als Geißelstreiche und Peinigungen des Leibes. Würdet Ihr gegen Gebot und Weisung Eures Beichtvaters die schwersten Raufereien üben, sie hätten vor Gott keinen Wert, weil Ihr schuldigen Gehorsam gebrochen.“

Heute trug Konrad seinem väterlichen Freunde abermals dieselben Klagen vor.

„Oftmals hörte ich, daß bekehrte Leute in härtem Gewand ihren Leib züchtigen und so verübte Frevel sühnen. Auf angemessene Buße ist auch mein Sinn gerichtet, bin jedoch der Sache völlig unfundig. Belehret und weist mich, ehrwürdiger Vater! So lange ich hier weile, werde ich der Büßung mich enthalten,“ fuhr er fort, als Rhetar zögernd schwieg. „Der Vater Abt deutete mir jedoch heute an, daß ich bald von hinnen fahren müsse. Was soll nun aus mir werden, wenn ich in das Treiben und Gezänk der Welt zurückkehre? Trage ich jedoch härtere Gewandung am Leibe

verborgen, so erwächst mir zweifacher Nutzen. Mich kasteiend, fühne ich schwere Vergehen, zugleich bin ich von einem ernstern Mahner stets begleitet, der warnt und abhält von schlimmen Pfaden. Darum bitte ich, helfet mir zu härterer Gewandung."

"Eure Absicht ist gut und löblich, vielwerter Bruder!" entgegnete Rhetar. "Des Webens härterer Gewandung bin ich kundig und gern Eurem gottgefälligen Streben dienstbar. Ich will Euch ein gar köstliches Bußhemdlein anfertigen."

Einige Tage später erschien Rhetar in der Zelle des Herzogs. Bückelnd zog er unter der Rutte das versprochene „köstliche Bußhemdlein“ hervor und breitete es auf dem Tische aus. Der Fürst betrachtete staunend das merkwürdige Gewebe. Es hatte die Form eines enganliegenden, kurzen, ärmellosen Hemdes und bestand aus Maschen von dicken, rauen Bindfäden aus Werg. Alle Kreuzungen der Maschen waren verknotet und so das Ganze mit zahllosen harten Knoten übersät. Auf bloßem Leib getragen, mußten die rauen Verstrickungen empfindliche, sogar schmerzliche Empfindungen hervorbringen. Der Fürst erkannte dies und freute sich des Bußhemdleins. Noch war er in lebhafter Dankagung für das Geschenk begriffen, als sich die Türe öffnete und Wolfrad unter dem Eingang erschien, — diesmal nicht in der Maske des gestrengen Zuchtmeisters, sondern in seiner wahren Gestalt des demütigen Bruders. Vor dem Salier kniete er nieder,

beugte das Haupt und kreuzte über der Brust die Hände.

„Was soll dies?“ rief überrascht der Herzog.

„Gnädiger Herr, verachtet nicht die gebührende Huldigung Eures mindesten Knechtes!“ begann Wolfrad. „Gehorsam zwang mich, gegen Euch die Rüstung der Grobheit anzulegen und die Waffen der Schroffheit zu führen, weil beide wirksam waren, den bösen Stolz zu bezwingen. Jetzt meiner schweren Dienstpflicht ledig, bitte ich Eure Gnaden, mich für keinen Grobian zu halten, sondern für einen Menschen, der aus schuldigem Gehorsam und aus Liebe zu Euch der sauren Aufgabe sich unterzogen hat. Sodann soll ich melden, daß unser ehrwürdiger Vater Abt Euer Gnaden so gleich zu sich entbieten läßt.“

„Stehe auf, wackerer Kampfgenosse!“ sprach Konrad bewegt. „Längst merkte ich, daß Rauheit und Grobheit Deinem Wesen fremd sind. Oft sah ich Deine Herzensgüte, durch aufgezwungene Schroffheit gekränkt, durch die angenommene Maske hindurchschimmern. Deine Selbstüberwindung vermehrt noch Deine Verdienste um mich und auch meine Dankesschuld. Erbittle Dir vom Herzog Konrad ein fürstliches Geschenk.“

Der Bruder schaute den Salier treuherzig an und erwiderte: „Ich danke Euer Gnaden für die große Huld. Doch, verzeiht, ich wüßte mit dem Fürstengeschenk nichts anzufangen, dieweilen ich gar nichts entbehre.“

Nach diesen Worten verbeugte er sich und verschwand.

„Glücklicher Bruder Wolfrad, welchen Seelenadel verbirgt Deine Schlichtheit!“ rief der Fürst bewundernd aus.

„Vergesst nicht, unser Vater Abt erwartet Euch!“ mahnte Rhetar.

Lambert empfing in seiner gewöhnlichen milden Ruhe den Herzog, sein Gesichtsausdruck verriet jedoch, daß ihn außerordentliches bewegte.

„Zunächst entbinde ich hiermit den frater conscriptus des angelobten Gehorsams; die geistlichen Übungen sind nach sechswöchentlicher Dauer vollendet,“ begann er. „Wir haben alle Ursache, für Gottes Gnadenerweise zu danken. Gereinigt von Sünde durch Reue und Bußsakrament, ausgesöhnt mit dem Allmächtigen und ausgerüstet mit guten Vorsätzen, beharret Ihr künftighin auf der Bahn des Heiles.“

„Nach Gott verdanke ich meine Rettung Eurer weisen und väterlichen Seelenleitung,“ entgegnete der Salier. „Innerlich zerrissen von den furchtbarsten Gewissensbissen, verzweifelnd an Gottes Barmherzigkeit, keine Vergebung hoffend für den tausendfachen Missetäter und dem Wahnsinn nahe, kam ich hieher. Heute bin ich dem Abgrunde zeitlichen und ewigen Verderbens entraten und im Besitze des Seelenfriedens. Nur die Erinnerung an meine Frevel trübt noch den vollen Sonnenglanz meines Glückes. Heiliger Vater, Gott vergelte Euch, was Ihr an mir getan! Gestattet zugleich, daß meine Dankagung nicht in bloßen Worten bestehe. Der heilige Dilibod ist sehr arm. Vier Stun-

den von hier besitze ich einen Weiler, mit arbeitsamen Hörigen und fruchtbaren Ländereien. Ich schenke ihn Eurem Kloster, um dessen Dürftigkeit zu mildern."

Der Abt machte eine abwehrende Handbewegung.

"Von Eurer Güte, edler Fürst, darf ich keinen Gebrauch machen. Der heilige Disibod wünscht keine Reichtümer, weil sie Mönchen keinen Segen bringen. Erschlaffung klösterlicher Disziplin, Weltfinn, Berweichlichung und manche Versuchungen schreiten im Gefolge des Überflusses. Außerdem sind wir der Armut bereits enthoben. König Otto schenkte die Güter des gefallenen Auführers Robbo seinem Getreuen, dem Wehring Lothar. Zugleich erhob er ihn zum Grafen im Rheingau. Lothar kam vor drei Wochen nach Rothenburg, wo er die Vasallen der Grafschaft in Eid und Pflicht nahm, einen Burgvogt einsetzte, manche Anordnungen traf und dann wieder an den Königshof zurückkehrte. Vor seiner Abreise kam er hieher und gab alle von Robbo geraubten Güter dem heiligen Disibod zurück. Das Dorf Staudernheim, nebst sieben Höfen, samt Wald, Waide, Ackerland und Eigenleuten, im Umkreise von zwei Stunden, sind wieder im Besitze unseres Klosters. Die Freude der hörigen Leute, unter die Botmäßigkeit des Krummstabes zurückkehren zu dürfen, ist grenzenlos; denn sie mußten unter Robbos Zwingherrschaft gar viel Ungemach erdulden. So ist unser Kloster, dessen Bedürfnisse nach der Regel des heiligen Benedikt anspruchlos sein müssen, künftighin gegen Mangel geschützt, sogar befähigt, Mönche und Novizen

aufzunehmen. Empfindet demnach, hoher Herr, die Ablehnung Eurer beabsichtigten Schenkung nicht als Kränkung, betrachtet sie vielmehr als Gebot der Klugheit zum Frommen der Brüderschaft.“

Der Salier hatte mit großer Überraschung diese Erklärungen vernommen. Bei Erwähnung Bothars und dessen Erhebung zum Grafen des Rahegaues, erglühete sein Gesicht, wie Schmerz und Beschämung glitt es durch sein Mienenspiel.

„Bothar, der kühne Held, ist hier gewesen, mein unvergeßlicher Waffenbruder!“ rief er aus. „Er hat mir nicht nachgefragt, — natürlich! Ich verdiene es, von ihm vergessen und verachtet zu werden.“

„Ihr täuscht Euch, hoher Herr! Ich erzählte dem Grafen von dem Zweck Eures Hierseins und von Eurer Sinnesänderung. Er verlangte dringend, Euch sprechen zu dürfen. Ich mußte jedoch, zur Vermeidung jeder Störung der geistlichen Übungen, die Bitte abschlagen. Wir standen gerade am Fenster, als Ihr, mit einer Tracht Holz auf dem Rücken, über den Hof ginget. Beim Anblick des holzschleppenden Herzogs und Büßers, wurde Bothar dermaßen erschüttert, daß er in heftiges Weinen ausbrach. Er läßt Euch herzlich grüßen und hofft, seinen Waffenbruder recht bald am Königshof wieder zu sehen.“

In tiefer Bewegung blickte Konrad schweigend vor sich hin.

„Jetzt komme ich auf ein Anliegen, das ich Euer Gnaden zu gewähren bitte,“ fuhr der Abt fort. „Wie

mir Graf Bothar erzählte, zog der König, nach dem Flüchten der Ungarn, wider die Aufständigen in Bayern. Von dem Reichsheer bedrängt und erschöpft durch die Verheerungen des Heidenvolkes, baten die Bayern um Frieden. Der großmütige Otto gewährte ihnen Schonung, jedoch unter der Bedingung, daß sie auf dem nächsten Fürstentage sich stellen, um Rechenschaft zu geben und Bescheid zu empfangen.¹⁾ Wie mir heute Bischof Amon von Worms schreibt, ist der Fürstentag auf den sechzehnten Juni angesetzt zu Cinna. Nun möchte ich Euch bitten, den Tag zu besuchen, um Euch mit dem König zu versöhnen, sowie das gegebene öffentliche Ärgerniß durch öffentlichen Widerruf, das heißt, durch Unterwerfung unter des Königs Hoheit, möglichst zu heben.“

„Dessen bin ich pflichtig vor Gott und dem Reiche,“ erwiderte Konrad. „Ich verlange sehnlichst, meinem schwer gekränkten, mit Recht erzürnten Schwiegervater Abbitte zu leisten und dessen Verzeihung zu erwirken.“

„Heute haben wir den sechsten Juni, sohin bleiben Euch zur Fahrt noch zehn Tage, — eine kurzgemessene Frist für die notwendigen Zurüstungen.“

1) „Die Bayern, deren Kraft durch das Reichsheer und das fremde Volk erschöpft war, — denn nach der Ungarn Abzug wurden sie durch das königliche Heer bedrängt, — sahen sich gezwungen, um Frieden zu unterhandeln, und es geschah, daß ihnen Friede gewährt wurde, bis zum 16. Juni, wo sie nach Cinna vorgeladen wurden, um Rechenschaft zu geben und Bescheid zu empfangen.“ Widukind, III, 31.

„Großer Vorbereitungen bedarf es nicht,“ erwiderte Konrad. „Dem Frevelreichen gebührt es nicht, an der Spitze zahlreicher und glänzender Gefolgschaft beim Fürstentage zu erscheinen. Nun aber, ehrwürdiger Vater,“ fuhr er im Tone dringender Bitte fort, „gibt es denn keine Möglichkeit, auch nur einigermaßen meine Dankeschuld dem heiligen Disibod abzutragen? Gewährt mir doch die Freude, Euch irgend einen Wunsch erfüllen zu dürfen.“

„Eure Güte ermutigt sehr, eine große Bitte zu wagen,“ versetzte Lambert nach einigem Zögern. „Wie Ihr wißt, sind die Söhne des heiligen Benedikt in diesem Hause auf drei schwache Greise zusammenge schmolzen, die jeden Tag abgerufen werden können nach der ewigen Heimat. Seit dreihundert Jahren war unser Kloster eine Übungsstätte christlicher Vollkommenheit allen, die möglichste Übereinstimmung im Denken und Handeln mit Gottes Willen anstrebten. Zugleich war der Disibodenberg eine Quelle des Segens und der Wohlfahrt für die ganze Umgegend. Überaus schmerzlich berührt es mich, daß nach dem Absterben der drei Greise unser Kloster veröden und gänzlich verfallen soll. Da wir nun wieder hinreichende Einkünfte besitzen, so würde die Aufnahme von Mönchen und Novizen den drohenden Zerfall abwenden. Ich trug mein Anliegen dem Bischof Amon von Worms vor und erbat durch seine Vermittlung einige Mönche und Novizen des heiligen Nazarius in Vorsch. Graf Lothar hatte die Güte, bei seiner Durchreise meinen

Brief dem Bischof zu überreichen. Heute nun schreibt mir Herr Amon, der Prior von Vorsch, welcher an Stelle des Abtes Bruno der Bruderschaft vorsteht, habe ihm ablehnenden Bescheid gegeben, — was ich sehr bedaure. Die Mönche von Vorsch sind würdige Söhne des heiligen Benedikt, dessen Regel sie streng befolgen. Was nun dem Bischof von Worms nicht gelungen, dürfte wohl Herzog Konrad erreichen.“

„Bin gleicher Meinung. Vorsch ist mir zum Dank verpflichtet. Vor drei Jahren verbriefte ich ihm bedeutenden Landbesitz an der Bergstraße. — Wie viele Mönche wünscht Ihr?“

„Wenn es nicht anmaßend erscheint, so möchte ich vier Brüder in kräftigem Lebensalter und die doppelte Zahl Novizen erbitten.“

„Weidlich ergötzt es mich, ehrwürdiger Vater, Euch eine Freude machen zu können. Die Familie des heiligen Disibod soll verjüngt aufblühen. Schon nach kurzer Frist wird hier eine kräftige Bruderschar den Mettengesang anstimmen.“

Nach dieser Versicherung eilte Konrad nach seiner Zelle, zur Heimfahrt sich zu rüsten.

XVII.

Im Gericht.

Nach Cinna, bei Nürnberg, hatte König Otto die Reichsgroßen berufen, zur Schlichtung der Zwistigkeiten und zur Beendigung des Bürgerkrieges. Auch die Häupter des Aufbruchs waren zur Rechtfertigung vorgeladen. Aus allen Theilen des Reiches zogen die geistlichen und weltlichen Fürsten heran. Sämmtliche Häuser des ansehnlichen Königshofes Cinna konnten alle Gäste nicht beherbergen, weshalb ein großer Theil im Freien unter Zelten lagerte.¹⁾

Bereits am Vorabend der Fürstenversammlung strömte eine ungeheuere Volksmenge herbei, um Zeuge von Verhandlungen zu sein, welche das Recht finden, die Schuldigen strafen und dem unheilvollen inneren Kriege Schranken setzen sollten.

Rudolfs hartes Geschick, vom Vater gleichsam verstoßen und der Thronfolge beraubt, hatte ihm ebenso die Gemüther gewonnen, wie dem unbeugsamen König viele Herzen entfremdet. Seitdem aber die Ungarn, nach der Volksstimme von Rudolf und Konrad gerufen,

1) Thietmar, VI, 44.

in das Reich gebrochen, Bayern, Franken und Lothringen verwüstend, war ein Umschlag in der öffentlichen Meinung erfolgt. Eine Waffengemeinschaft christlicher Fürsten mit Heiden ertrug jene Zeit nicht. Die frühere Theilnahme für Rudolf und Konrad mußte allgemeiner Erbitterung gegen die Verbündeten der Ungarn weichen. Erhöht wurde die Abneigung gegen Rudolf und dessen Partei, sowie die Begeisterung für Otto, durch die Erkenntnis von des Königs berechtigter Strenge und Staatsklugheit. Mit starker Hand schaffte er Ordnung im Innern, unterdrückte das Fehdewesen, war ein Schirmvogt des Rechts, ein Sachwalter der Bedrängten und ein stets siegreicher Held in allen Kriegen mit andrängenden Reichsfeinden. Seit achtzehn Jahren stand er gerüstet gegen mächtige Empörer, warf in endlosen Kämpfen die Heiden des Nordens und Ostens zurück und schirmte deutsche Lande, vormals Tummelplätze wilder Barbarenhorden. Mußten die Ungarn ihren jüngsten Raubzug unterbrechen durch jähes Entweichen nach Gallien, so war auch diese Erlösung von den Unholden nur dem raschen Eingreifen des stets schlagfertigen Heldenkönigs zu verdanken. Solche Thatfachen beeinflussten die Volksstimmung, erwärmten die Gemüther für Otto. Allein die Entscheidung gab nicht das Volksurteil, sondern die Beschlüsse der Fürstenversammlung.

Rudolf war mit starker Gefolgschaft erschienen. Abgesehen von den Großen Alemanniens, begleiteten ihn die Schyren Arnulf, Berthold und Babo. Die

Häupter des Aufruhrs kamen nicht als schuldbewußte Reuige, sondern an der Spitze zahlreicher Mannschaft, fest entschlossen, dem König zu trohen, das Urtheil der Fürsten nach ihrem Interesse zu lenken. Soweit ging ihre Verwegenheit, daß sie bei der Burg Hirsadal, nur wenige Stunden von Cinna entfernt, ihre Scharen zu einem Heere vereinigten, stark genug, den König und dessen Anhänger im Kampfe zu bestehen. Dieser neue Beweis aufrührerischen Geistes steigerte Ottos Zorn, so daß er fest entschlossen war, die ganze Strenge der Gesetze gegen die Empörer walten zu lassen. Dieser zürnenden Unbeugsamkeit des Monarchen begegnete zunächst Herzog Konrad. Obwohl er jede Verbindung mit den Aufständigen abgebrochen, so verweigerte ihm Otto dennoch die nachgesuchte Audienz.

„Das Fürstengericht wird nach geltendem Recht dem Frevler das Urtheil fällen,“ sprach er mit abweisender Härte.

Immerhin hoffte Konrad von der bekannten Großmuth des Königs Verzeihung. Allein diese Hoffnung wurde völlig zerstört durch Mittheilungen der Bischöfe von Speyer und Worms.

Der Herzog saß gerade in trauter Unterhaltung bei seinem Waffenbruder Bothar. Das Wiedersehen beider Freunde war herzlich; die augenscheinliche Wesensverwandlung des vormalig hochfahrenden Saliers entzückte Bothar.

„Hätte ich damals in Bingen Deinen wohlgemeinten Warnungen und Beschwörungen Gehör geschenkt, ich

wäre nicht hinabgestürzt in einen Abgrund von schweren Vergehen und Bluttaten," klagte Konrad. „Hoffart und Rachgier trieben mich in das Verderben. Ohne die weise Seelenleitung des heiligen Mannes Lambert wäre ich verzweifelt und elend untergegangen."

„Deine beklagenswerten Verirrungen führten jedoch durch Gottes gnädige Fügung zur Selbsterkenntnis und Sinnesänderung," tröstete Lothar. „Alle Deine kühnen Heldentaten werden in Schatten gestellt durch Deine glänzenden Siege auf dem Disibodenberg. Wer sich selbst überwindet, den grimmigsten und stärksten Feind in sich selbst bezwingt, der hat den schwierigsten Kampf bestanden, den glorreichsten Sieg errungen. Der König, empfänglich und begeistert für alles Erhabene und Großartige, wird seinen Zorn über den unfügsamen Herzog in Guld wandeln, sobald er die Heldentaten des Büßers erfährt."

„Meiner früheren Lebensstellung will ich entsagen, auf das Herzogtum Lothringen will ich gerne verzichten, selbst Haftstrafe will ich ertragen, — nichts ersehne ich, als die Verzeihung meines Königs und Vaters."

Das Erscheinen der Bischöfe von Speyer und Worms unterbrach das Zwiegespräch.

Die Städte Speyer und Worms gehörten zu den Erblanden der Salier, welche beide Bischofsitze durch Rechte, Freiheiten und Güter reichlich beschenkten. Auch Konrad der Rote war ein großer Wohltäter dieser Kirchen, und sein Urenkel, Kaiser Konrad II., legte

am gleichen Tage den Grundstein zum berühmten Kaiserdom in Speyer, wie zum malerisch schön gelegenen Kloster Limburg. Solche gleichsam erbliche Guldenerweise der Salier für die Kirche verpflichteten den Klerus zur Dankbarkeit und Anhänglichkeit an dieses Fürstengeschlecht. Von gleichen Empfindungen waren die zwei Bischöfe erfüllt.

Bischof Gottfried von Speyer, durch Verwaltungstalent, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit hervorragend, trug das schlichte Gewand der Benediktiner. Vor seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl war er Mönch und Magister des Klosters Weißenburg im Elsaß, und durch Otto dem Papst zum Oberhirten empfohlen worden.

Die Prälaten hatten es unternommen, zwischen dem König und dem Herzog zu vermitteln. Jetzt verkündete schon die Traurigkeit ihrer Haltung die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen.

„Wir bringen leider unholde Botschaft, hoher Herr!“ begann Gottfried. „Ganz unnahbar ist der König in seinem Zorn, finster und verschlossen. Vergeblich war unsere Versicherung Eurer unbedingten Unterwerfung. Umsonst appellierten wir an das Herz des Schwiegervaters. Er blieb unbeugsam und hart. ‚Ich habe diesen Unwürdigen mit Wohlthaten überhäuft,‘ sprach er, ‚meine Tochter gab ich ihm zur Gemahlin, vertraute ihm das Herzogtum Lothringen an, beschenkte ihn mit Gütern und Schätzen, — dennoch wurde er mir treubruchig. Er stellte sich an die Spitze

des Aufruhrs, des festen Willens, seinen Vater und Wohltäter der Krone und des Lebens zu berauben. Jetzt nehme das Recht seinen Lauf. Der Aufrührerhauptling erleide die gesetzliche und verdiente Strafe.' — Den Zorn des Königs zu beschwören, hoben wir Eure Verdienste um das Reich hervor. Wir erinnerten an Eure Waffentaten in Italien, an Eure Treue im Kriege wider die Herzoge von Franken und Lothringen, an Eure bekannte Barmherzigkeit gegen dürstige Beute, an Eure Wohltätigkeit gegen die Kirche, — es half alles nichts. Der König beharrte in unnachgiebiger Strenge und glich einer Bildsäule von Erz. 'Ersparet Euch weitere Fürsprache, — im Gericht wird dem Herzog volle Anerkennung seiner Verdienste', sprach er im Tone eisiger Härte."

"Im Grunde kann ich nicht mehr verlangen, als unerbittliche Gerechtigkeit," versetzte ergeben der Salier.

"Die Tragweite eines Urtheils nach geltendem Recht scheint Euer Gnaden nicht vollständig klar zu sein," sagte Bischof Amon von Worms. "Nicht bloß Eure Reichsämtel und Behen, sondern auch Eure Erbgüter, sogar das Leben habt Ihr verwirkt."

"So ist es!" bestätigte niedergedrückt Herr Gottfried.

Jetzt erkannte der Salier die ganze Gefährlichkeit seiner Lage und diese Erkenntnis, in Verbindung mit der Härte des Königs, erweckte in seinem Inneren einen furchtbaren Sturm. Zornesglut bedeckte sein Gesicht, seine Augen flammten, mit heftiger Bewegung sprang er vom Sitze. Hochaufgerichtet, angeschwollen

von tochender Wut, stand er vor den erschreckten Bischöfen. Jener unbändige Salier, dessen Ungeßüm und wilder Tatendrang alle Hindernisse niederwarf, kehrte zurück, gepanzert in grimmigen Troß. Während seine Augen Feuer sprühten und die reckenhaften Glieder sich dehnten, umschwebten seinen zuckenden Lippen die Worte: „Keine Unterwerfung, — Kampf und Sieg oder Tod!“ Er stieß wohl diese Worte nicht aus, aber sie lagen in der ganzen Erscheinung seines Wesens. Alle guten Früchte der geistlichen Übungen im Kloster Disibodenberg, und alle guten Vorsätze schien der Wirbelsturm jählings erwachter Leidenschaft vernichtet zu haben. Sofort zeigte es sich aber!, daß Konrad überrumpelt wurde und sich keineswegs dem Bösen ergab. Die zahllosen harten Knoten seines Bußhemdes, das er auf bloßem Leibe trug, kamen infolge heftiger Bewegungen durch empfindliche Reibungen in Tätigkeit und wirkten wie Geißelstrieche. Zu gleicher Zeit schlugen Bothars Mahnworte an sein Ohr: „Konrad, gedenke Deiner Kämpfe und Siege auf dem Disibodenberg! Stehe fest im feindlichen Ansturm!“ Wie eine aufprasselnde Feuersäule durch Entfernung des Nahrungsstoffes plötzlich zusammenstürzt, so schwand der leidenschaftliche Sturm des Saliers. Das sprühende Feuer seiner Augen erlosch, in der Haltung besonnener Ruhe kehrte er nach seinem Sitz zurück.

Die Bischöfe hatten mit Besorgnis und Staunen einen Vorgang beobachtet, dessen treibende Kräfte sie nicht kannten und der sich in wenigen Sekunden abspielte.

„Entschuldigt meinen Jähzorn, ehrwürdige Väter!“ unterbrach Konrad das Schweigen. „Ich merke, überwundene Feinde, denen man lange botmäßig gewesen, erspähen jede günstige Gelegenheit zu jähem Überfall. Zum anderen bin ich bereit, dem Urtheil des Fürstengerichts mich zu unterwerfen.“

Dagegen erfüllten die entsetzlichen Folgen des bevorstehenden Gerichtes für seinen Freund den Grafen mit Schmerz und Bestürzung. Nach einiger Überlegung glaubte er, einen Weg zur Rettung gefunden zu haben.

„Kommen die hochwürdigen Bischöfe eben jetzt vom Könige?“ fragte er.

„Unmittelbar nach Ablauf der Audienz gingen wir hieher,“ antwortete Amon.

„Sitzt Herr Otto dermalen mit den Fürsten im Räte?“

„Nein! Es sind zwar zahlreiche Fürsten in der Halle versammelt, eine Beratung findet jedoch nicht statt. Die Herren verkehren mit einander ungezwungen im Austausch von Meinungen.“

„Konrad, ich habe ein Mittel entdeckt, den Grimm unseres Böwen zu beschwören. — darf ich Deine Sache vertreten?“

„Ich nehme Deine Vermittlung dankbar an und gebe Dir alle Vollmachten, im Vertrauen auf Deine Klugheit und Freundschaft.“

Bothar warf das goldverbrämte Grafengewand um

die Schultern und eilte nach dem Herrenhause des Königshofs.

In der langgestreckten Halle standen geistliche und weltliche Reichsgroßen in verschiedenen Gruppen. Die Unterhaltung betraf ausschließlich den keineswegs beendigten Bürgerkrieg. Da und dort fiel die Äußerung, der Aufstand werde in verstärktem Maße losbrechen, wenn nicht die Forderungen und Ansprüche Rudolfs und des bayerischen Fürstenhauses der Schyren anerkannt würden. Trotz der lebhaften Unterhaltung wurden Lärm und Stimmengetöse vermieden, aus achtungsvoller Rücksicht für die Gegenwart des Königs.

Im Vordergrund der Halle saß Otto, ihm gegenüber Bischof Ulrich von Augsburg, mit Bruno von Köln, die hervorragendsten Männer ihrer Zeit. Nach der äußeren Erscheinung läßt sich kaum ein schärferer Gegensatz denken, als er zwischen beiden weltgeschichtlichen Größen bestand. Neben Ottos majestätischer Riesengestalt, in der Vollkraft des Mannesalters, erschien der greise Bischof, dessen asketische Strenge gegen sich selbst leibliche Wohlgestalt nicht begünstigte, überaus schwächling und hager. Während die großen, blühenden Augen des Königs kühnen Mut verkündeten, lag in Blick und Haltung Ulrichs das Gepräge priesterlicher Demut. Aber die durchgeistigten Züge des Heiligen verkündeten ein ebenso hohes Maß von Seelenadel, wie von Klugheit und weiser Besonnenheit. Wie schon bemerkt, war er in ganz Süddeutschland die einzige zuverlässige Stütze des Königs und ihm so un-

bedingt ergeben, daß er über sich und das Bistum lieber die schwersten Drangsale ergehen ließ, als daß er den Monarchen in schwerer Bedrängnis verlassen hätte. Otto würdigte die Treue des Bischofs und verehrte ihn als Heiligen. Manche weitausschauende Pläne und Absichten des gewaltigen Herrschers blieben anderen verborgen, dem Heiligen gegenüber erschloß er sein Innerstes. Auch jetzt saß er bei ihm in traulichem Verkehr, manches in der Absicht enthüllend, um des Heiligen Urteil zu hören.

„So lange das Sachsenvolk in der Finsternis des Heidentums schmachtete, verheerte es deutsche Lande, brachte sogar den Bestand des Reiches in Gefahr,“ sprach der König. „Dreißig Jahre hindurch lag Kaiser Karl der Große mit den Sachsen in blutigen Kriegen. Schließlich kam er zur Erkenntnis, daß mit Waffengewalt die kampfsgierigen Heiden nicht zu überwältigen seien. Deshalb machte er die Stiftung des göttlichen Christ, die Kirche, zur Gehilfin in der Lösung seiner Kulturaufgabe. Er schuf im Sachsenlande acht Bistümer, — ebenso viele feste Burgen und geistige Waffenplätze gegen heidnische Barbarei. Die Erfolge waren großartig. Was dem waffenmächtigen Helden Karl nicht gelungen, das vollbrachten Gottes Sendboten. Heute ist das Sachsenvolk die kräftigste Stütze des Reichs, das eifrigste, glaubensstärkste Glied unserer heiligen Kirche. — In gleicher Lage, wie Karl gegenüber den Sachsen, bin ich gegenüber den Heidenvölkern des Nordens und Ostens. Während meiner ganzen

Regierungszeit wiederholen sich ihre Einfälle in das Reich. Die Dänen, die Wenden, die Preußen, die Böhmen, die Slaven, die Ungarn lösen sich ab in stets wiederkehrenden Raubzügen. Manchmal stürmen mehrere Heidenvölker zu gleicher Zeit heran. Sie werden zwar regelmäßig in blutigen Kämpfen zurückgeworfen. Mit Ausnahme der Ungarn, habe ich sie alle dem Reiche zinspflichtig gemacht, sogar den Dänenkönig Harald gezwungen, sein Land als deutsches Lehen zu nehmen. Es halten jedoch die Heiden weder Eid, noch Treue. Sobald sie von ihren Niederlagen sich erholten, stürmen sie neuerdings mit Brandfakel und Mordschwert über die Reichsmarken. Die Kriege nehmen kein Ende und hindern mich, Ackerbau und Gewerbe, Handel und Kunst zu fördern. Demnach bin auch ich gezwungen, die Kirche wider die Barbaren zu Hilfe zu rufen. Ich bin des festen Willens, in den Heidenländern Bistümer zu gründen, damit Gottes Sendboten jene wilden Völker zum Christentum bekehren, aus rohen, unmenschlichen Barbaren gesittete Christenleute machen. Bereits habe ich mit dem apostolischen Herrn Unterhandlungen angeknüpft. Mit Freude begrüßt der Papst mein beabsichtigtes Unternehmen. Vom deutschen Episkopat, namentlich von Curer Weisheit, ehrwürdiger Vater, hoffe ich die kräftigste Unterstützung."

"An der Beihilfe meiner Geringheit soll es nicht fehlen," erwiderte Ulrich. "Eure Hoheit plant ein großartiges, überaus segensreiches Werk, dessen Tragweite kaum zu ermessen. Wer jedoch mit so starker

Hand das Reich der Finsternis angreift, muß erwarten, daß die Feinde des Lichtes und die Mächte des Bösen schwere Hindernisse gegen ihn aufstürmen. Sei es, — der Allmächtige ist mit seinem Gesalbten und wird ihn zum Siege führen.“

Billigung und rühmende Anerkennung des Heiligen erfreuten Otto. Und jetzt enthüllte er ihm einen weiteren Plan, dessen Ausführung für das ganze Mittelalter von den einschneidendsten Folgen wurde.

„Ihr kennt die Ursachen, welche mich in heftige Fehden mit den Herzogen verwickelten,“ fuhr er fort. „Ein Hauptgrund der beständigen Unruhen liegt in der Verschiedenheit der Anschauungen und Sinnesart deutscher Stämme. In gar vielen Dingen stehen Nord und Süd sich feindlich gegenüber. Die Idee der Reichseinheit fehlt größtentheils. Den Gotharingern, Franken, Alemannen und Bayern bin ich nur der Sachsenkönig, dem sie keine Botmäßigkeit schuldig sind. Jeder Stamm will einen eigenen selbständigen Herrscher. Die Stammesherzoge versagten mir die Huldigung. Mit Waffengewalt mußte ich sie zur Anerkennung und Würdigung des Reichsoberhauptes zwingen. Nach dem Tode des großen Karl zerfiel bekanntlich das Frankenreich, aus dessen Theilen auf der rechten Rheinseite Ludwig der Deutsche mühsam ein neues Reich bildete. Dieses deutsche Reich konnte jedoch zu keiner Macht und des deutschen Namens würdigem Ansehen gelangen, weil es nur Schattenkönige regierten und keine Einheit bestand. Das Ganze war noch unter meines Vaters

Herrschaft nur eine lockere Verbindung verschiedener selbständiger Herzogtümer. Diese Zersplitterung und Zersahrenheit der Deutschen müssen aufhören. Es muß allen Stämmen die Zusammengehörigkeit, die Vereinigung zu einem Volke zum Bewußtsein kommen. Alle Stämme seien Glieder desselben Reichskörpers, dessen Haupt der König ist. Wieder ist es die Kirche, welche diese innige Verbindung verschiedener Teile zu einem Ganzen herbeiführen, beleben und erhalten kann. Sämtliche Stämme bekennen denselben religiösen Glauben, alle Deutschen sind Kinder derselben heiligen Mutter. So wird die Glaubenseinheit der Stämme das stärkste Bindemittel der politischen Einheit, der Verschmelzung zu einem Reichskörper. Wie der Papst das Oberhaupt aller Gläubigen auf religiösem Gebiete, so ist der König das Oberhaupt aller Deutschen in weltlichen Dingen. Und dann," fuhr er mit ausleuchtenden Mienen und lichtstrahlenden Augen fort, „bedarf es nur der Kaiserkrone aus der Hand des Statthalters Gottes auf Erden, um den deutschen König zum Schirmvogt der Kirche und der ganzen Christenheit zu erheben. In der Verwirklichung dieses Gedankens liegt zugleich die Bürgschaft zur möglichsten Ausbreitung des Reiches Gottes und des Friedens unter allen christlichen Völkern."

„Eine erhabene Idee!" rühmte Bischof Ulrich.

„Nicht meine Idee, sondern Karl des Großen," erwiderte Otto. „Nur teilweise konnte er sie verwirklichen, — ich greife sie wieder auf und hoffe, mit

Gottes Beistand zum Ziele zu gelangen. Zunächst bedarf es vollständiger Umgestaltung der Reichsverwaltung. Meine Vorfahren auf dem Königsstuhl stützten sich auf die weltlichen Fürsten und wurden, gleich mir, getäuscht und angefeindet durch Treubruch und Empörung. Von den Bischöfen fand ich nur ganz wenige schwach und schwankend, keinen jedoch treulos, mit Ausnahme des Erzbischofs Harald von Salzburg. Ich werde mich fürderhin auf die Bischöfe und Reichsäbte stützen, deren Güter mehren und sie mit Machtmitteln ausrüsten."

Ulrichs Angesicht überschattete sich.

*Man will nicht mit der
von Salzburg, 1414*

"Bischöfe und Äbte mit Reichtümern überschütten und mit weltlicher Machtfülle begaben, ist eine sehr — sehr bedenkliche Sache," sprach mit dem Freimut des Heiligen der Bischof. "Die unheilvollsten Wirkungen knüpfen sich an ein Vorhaben, das zur Verweltlichung des Klerus führen muß. Bischöfe und Äbte sind Gottes Sendboten, dazu berufen, die ihnen anvertraute Herde zu leiten, durch Predigt und Sakramenten-spendung, durch eignes frommes Beispiel und beharrliche Seelsorge ihrer ewigen Bestimmung entgegen zu führen. Dies sind auch die Beweggründe, welche mich bestimmten, jeglicher Staatsgeschäfte mich zu enthalten, um dem Dienste Gottes und der Seelsorge alle Kräfte widmen zu können. Eure Hoheit billigte meine Denkweise und genehmigte, daß mein Neffe Adalbero bei Hofdiensten und Heerfahrten mich vertrete.¹⁾ — Be-

1) Gerhardi vita Oudalrici, c. 3.

lastet Ihr nun Äbte und Bischöfe mit Staatsgeschäften, rückt Ihr sie an die Stelle der Grafen und Herzoge, wie können sie ihre Hirtenpflichten erfüllen? Werden nicht die Klöster und Bischofshöfe, in denen beschauliches Leben, frommer Sinn, lehrreiche Unterweisungen, Armendienst, Gebete und Lobgesänge Gottes herrschen sollen, — werden sie nicht von Waffenge töse und Lärm kriegerischer Vasallen und Dienstmannen widerhallen? Werden nicht durch den Zufluß von Schätzen und Reichtümern priesterliche Bescheidenheit in Übermut, geistliches Leben in Weltfinn, Genügsamkeit und Fasten in Genußsucht und Ausschweifung sich verkehren? Siedurch wird doch offenbar der erhabene Beruf des Hirtenamtes vereitelt. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ — hat der göttliche Welterlöser gesagt. Die höchste Bestimmung jedes Menschen liegt doch nur darin, durch beharrlichen Kampf wider das Böse jene Eigenschaften und sittliche Vollkommenheiten zu erstreiten, die ihn zur ewigen Seligkeit befähigen. Das ist die höchste Aufgabe der Menschen, von der Jesus Christus sagte: „Nur Eines ist notwendig!“ Reiche entstehen und vergehen, doch unvergänglich für alle Zeitalter bleibt dieses einzig Notwendige, und dieses wird gefährdet durch Eure Absicht, das Hirtenamt zu binden, zu hindern, zu verweltlichen. Darum muß ich meinem Herrn und König in diesem Punkte widerreden.“

„Eure Gründe sind stark, — dennoch glaube ich, daß pflichtgetreue Bischöfe und Äbte zugleich auch weise

waltende Staatsmänner sein können," erwiderte Otto. „Es handelt sich ja um keinen Dienst, geteilt zwischen zwei feindseligen Herren, weil Priesteramt und Königsamt gemeinsam arbeiten zur zeitlichen und ewigen Wohlfahrt der Völker.“

„Nach Eurer hohen Auffassung vom Königsamt mag dies gelten, — werden alle Eure Nachfolger in der Herrschaft diese Auffassung teilen? Und wenn nicht, — welchen Gefahren ist das Hirtenamt von Bischöfen und Äbten ausgesetzt, die Vasallen und Beamte eines Gott und der Kirche abgeneigten Herrschers sind?“

Otto schwieg und blickte nachdenkend vor sich hin. Obwohl ihn die Einwendungen Ulrichs, wie die Folgebewies, von der beabsichtigten Umwälzung der Reichsverwaltung nicht abhielten, erregten sie ihm doch ernstliche Bedenken. Als er den Blick erhob, sah er den Grafen Bothar, in der Haltung eines erwartungsvoll Harrenden, in bescheidener Entfernung stehen. Er winkte den jungen Mann heran.

„Du hast ein dringendes Anliegen, — worin besteht es?“ fragte Otto, nachdem sich der Graf von der üblichen kniefälligen Begrüßung erhoben.

„Meine Bitte betrifft den Herzog Konrad.“

Das Gesicht des Monarchen verfinsterte sich.

„Von dem schweige, — im Gericht wird seine Sache entschieden!“

„Um Vergebung, mein Gebieter! Nicht den Empörer Konrad betrifft meine Bitte, sondern den siegreichen Helden und Büßer.“

„Was soll das heißen? Rede!“

„Wie Eurer Hoheit bekannt, war ich gegen Ende vorigen Monats im Rahegau, des übertragenen Grafenamtes zu walten. Im Kloster Disibodenberg gab ich dem Abte Lambert alle Güter zurück, welche Graf Robbo der Abtei raubte. Bei dieser Gelegenheit machte ich eine geradezu erschütternde Entdeckung.“

Umständlich erzählte er die Bußübungen, denen sich der Herzog, von Reue und Bernirschung überwältigt, unterworfen hatte. Während dieser Schilderung schwand mehr und mehr die drohende Strenge aus Ottos Gesicht, und Zeichen von Teilnahme erschienen auf demselben.

„Um den Büsser in geistigen Kämpfen nicht zu stören, gestattete mir der Abt kein Begegnen mit Konrad,“ schloß der Graf. „Dennoch sah ich den Helden, von ihm unbemerkt, wie er, im rauhen Bußkleid, mit schwerer Holzlast auf dem Rücken, aus dem Walde kam. Dieser Anblick ergriff mich solchermaßen, daß ich der Tränen mich nicht erwehren konnte. Dermalen ist Konrad ausgesöhnt mit Gott und völlig umgewandelt. Sein hochfahrender Troß hat sich zur Demut, sein herrschsüchtiges Begehren zur Anspruchslosigkeit erhoben. Er verzichtet für immer auf das Herzogtum Lothringen, sowie auf alle Ehren und Würden, nichts wünscht er sehnlicher, als die Verzeihung seines schwer gekränkten Vaters und Königs.“

Otto saß schweigend. Da vernahm er die nachdrucksvoll gesprochenen Worte Ulrichs: „Du sollst das

geknickte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschten.“

Diese Bibelworte aus dem Munde des Heiligen entschieden.

„Bringe unverweilt den Herzog vor mein Angesicht,“ gebot der König.

Gothar eilte von hinnen.

„Ich beglückwünsche Eurer Hoheit zur Rückkehr des verloren geglaubten Sohnes,“ sagte Herr Ulrich. „Wenn ein von unbändigem Stolze beherrschter Mann zur Umkehr sich aufrafft und in sechs Wochen langen strengen Übungen Demut und Selbstverleugnung erstreitet, so ist dies ein Werk göttlicher Gnade. Ich empfehle Eurer Huld einen Fürsten, der Gottes Barmherzigkeit und Verzeihung erlangte und jetzt die Curie ersucht.“

Der Monarch erwiderte nichts. Beständig ruhte sein Blick auf dem Eingang, bis Konrad und Gothar die Halle betraten.

Das nicht erwartete Erscheinen des Herzogs überraschte die Fürsten. Jede Unterhaltung verstummte, lautlose Stille trat ein, und durch die Halle klangen verständlich die Worte des Saliers. Er trat vor den König, kniete nieder und sprach mit fester, tiefernter Stimme: „Vater, ich habe gesündigt vor Dir und dem Himmel, unwert bin ich, Dein Sohn zu heißen! Dennoch bitte ich um Verzeihung, wie auch um die Gelegenheit, meine Treue bis in den Tod beweisen zu können.“

Atemlose Spannung folgte diesen Worten eines Fürsten, dessen Kriegsrühm und kühne Tapferkeit ebenso unbestritten waren, wie sein Stolz und trotziges Gemüt. Deshalb fanden alle Anwesenden, von religiöser Denkart geleitet, in der gegenwärtigen freiwilligen Berdemütigung des Saliers eine glänzende Heldentat. Während sich die Teilnahme und Bewunderung in den Zügen der Reichsgroßen spiegelten, blickten sie erwartungsvoll auf den König.

Otto's Blick haftete prüfend auf dem Knieenden, dessen Haltung aufrichtige Sinnesänderung verkündete. Die Fürsten traten heran, den Monarchen im Halbkreise umgebend und dessen Spruch erwartend. Otto schwieg noch immer. Während er den Herzog scharf beobachtete, schien er dessen demütigende Stellung absichtlich hinauszuziehen.

„Deine Sache ist dem Fürstengericht überwiesen, dennoch appellierst Du an das Herz Deines tödtlich beleidigten Vaters,“ sprach er endlich. „Welche Gründe bewogen Dich zu diesem Verhalten?“

„Einzig die Hoffnung, meines Vaters hochherzige Verzeihung zu erlangen. Ich bitte inständig, mir den Trost väterlicher Vergebung nicht zu versagen. Im Übrigen unterwerfe ich mich unbedingt dem Urtheile des Fürstengerichtes.“

„Erhebe Dich und höre meine Entscheidung!“ versetzte Otto, wandte sich an die Fürsten und fuhr fort: „Ihr habt soeben aus dem Munde des Herzogs Konrad vernommen, daß er sich unbedingt dem Urtheilspruch

des Fürstengerichts unterwirft. In Anbetracht der Reue und offener Sinnesänderung des Schuldigen, sowie geleitet von der Mahnung des göttlichen Christ: „Seid barmherzig, damit auch euch Barmherzigkeit widerfahre!“ — entziehe ich, kraft königlicher Machtvollkommenheit, den Schuldigen dem Fürstengericht und stelle ihn vor das Saalgericht des Königs.“

Nach diesen Worten machte er eine Pause. Nach deutscher Sitte klrten die umstehenden Fürsten mit den Waffen, zum Zeichen des Beifalls.

„Herzog Konrad,“ hob der König wieder an, „durch Empörung und Landfriedensbruch hast Du nach Recht und Gesetz das Leben verwirkt, sowie Reichslehen und sämtliches angestammte Eigen an Land und Leuten der Salier. Von Deiner Umkehr überzeugt, gebe ich Dir das verwirkte Leben, sowie alle Güter Deines Geschlechtes hiermit zurück. Auch die Herzogswürde verbleibe Dir, jedoch des Herzogtums Lothringen bist Du verlustig. Dagegen sei die erbetene Verzeihung Deines Vaters Dir gewährt.“

Er umarmte den Herzog und gab ihm den Friedensfuß.

Lebhaft klrten die Waffen der Fürsten, welche riefen: „Heil dem König! Heil Otto, dem Großmütigen!“

„O mein Vater, wie danke ich Dir!“ sprach Konrad bewegt. „Deine Verzeihung und der Friede meiner Seele sind kostbarer als das Leben.“

„Auch mich beglückt der wiedergefundene Sohn,“

entgegnete Otto. „Und jetzt habe ich für Dich einen Auftrag dringenden Anliegens.“

Er nahm ihn bei der Hand und verließ mit ihm die Halle.

„Diesen Tag hat Gott gemacht,“ rief Markgraf Gero. „Heute gewann der Vater seinen Sohn, der König seinen treuen Vasallen und das Reich den unbezwingbaren Helden.“

„Wir wollen es glauben und hoffen,“ erwiderte Herzog Heinrich.

„Möchte doch morgen, durch Ludolfs Unterwerfung, für des Reiches Frieden und Wohlfahrt ein zweiter Gottestag anbrechen,“ wünschte Herzog Herimann.

Diese brennende Frage fand lebhaft und eingehende Besprechungen der Fürsten.

Der König hatte mit seinem Schwiegersohn eine stille Kammer betreten, wo sich die Gefühle des Vaters ebenso rührend offenbarten, wie unbestechlich die Gerechtigkeit des Herrschers.

„Ludolf herbergt im Jägerhause Cinnas,“ begann Otto. „Bei ihm sind die Schyren, sowie einige Grafen Alemanniens. Die Schyren, vorab Pfalzgraf Arnulf, hassen mich, — Du kennst die haltlosen Gründe ihres Hasses. Sie sind es vornehmlich, welche meinen unglücklichen Sohn verhezen. Seinerseits begabte Ludolf die Schyren mit reichen Lehen und fesselt sie an sich durch große Verheißungen. Ludolf möchte mit Hilfe der Schyren zum Thron gelangen, und die Schyren

erwarten von König Rudolf das entzogene Herzogtum. Es ist ein jammervolles Spiel von Arglist, Torheit und Verblendung. Gram und Kummerniß ob des unabwendbaren Untergangs meines einzigen Sohnes, — denn Wilhelm gehört längst der Kirche, — belasten mein Gemüt. In treuer Vaterliebe bin ich meinem Rudolf ergeben und würde nicht zögern, mit Aufopferung meines Lebens ihn dem Verderben zu entreißen. Er jedoch beharrt trotzig in seinem Übermut, in unerfüllbaren Forderungen, und verweigert starrsinnig, unter das Gesetz sein Haupt zu beugen. Wenige Stunden von hier, bei der Burg Horsadal, lagern die Streitscharen der Empörer kampferüstet, — vielleicht in der Absicht, auf den Rechtsgang einen Druck zu üben. Es wird jedoch Gerechtigkeit ihren Lauf haben. Ich bin des festen Willens, dem verpflichteten Herrscher und Schirmvogt der Gesetze nichts zu vergeben. Nur unbedingte Unterwerfung, Reue und Abbitte können Rudolf noch retten. Dagegen hat er durch Treubruch und Geseßlosigkeiten jeden Anspruch auf die Thronfolge verscherzt. Ein Mann, der sich mit unversöhnlichen Feinden der Reichsordnung, sogar mit Heiden verbündet, kann unmöglich Vater und Führer des deutschen Volkes sein. — So liegen die Dinge. Du kennst den Schmerz des Vaters und auch die Pflicht des Königs. Nun möchte ich Deinen Einfluß auf Rudolf zu dessen Rettung benutzen. Begib Dich zu ihm, bestürme ihn mit Vorstellungen. Zeige ihm, daß nur Unterwerfung und reuevolle Rückkehr in die offenen

Arme seines bekümmerten Vaters vom Sturze in den Abgrund ihn bewahren können.“

„Ich werde alles aufbieten, die edle Absicht meines Herrn und Königs zu erreichen,“ erwiderte Konrad. „Vielleicht wäre es zweckdienlich, den Erzbischof Friedrich von Mainz mir beizugesellen, dieweilen er bei Rudolf in hohem Ansehen steht.“

„Zweifelhaft dünken mir Friedrichs Treue und Rathschläge,“ versetzte Otto. „Auch er hat sich über anstößiges Benehmen vor dem Fürstengericht zu verantworten.“

„Feindselige Leute und Verleumder beschuldigen ihn mit Unrecht. — ich kenne ihn besser,“ versicherte der Herzog. „In Treue ist er seinem König ergeben. Kein Schatten von Meintat belastet ihn, — obwohl zugestanden werden muß, daß Unentschlossenheit und Baghaftigkeit, die Folgen furchtsamer Sinnesart, ihn zuweilen verdächtig machen konnten. Der frommfinnige Greis würde jedenfalls meine Bemühungen kräftig unterstützen.“

„So mag er Dich begleiten,“ entschied der König.

In der Wohnstube des Jägerhauses saßen Rudolf und die Häupter der Verschwörung um einen Tisch. Sie aßen, tranken Bier und ergingen sich in politischen Erörterungen. Die Glieder der Tafelrunde machten keineswegs den Eindruck gereifter und vorsichtiger Staatsmänner. Mit Ausnahme des Pfalzgrafen Arnulf und des Grafen Dadan, standen sie alle im angehenden Mannesalter. Die Schyren waren junge Leute, getragen von leichtfertigem Übermut und strotzend von

jugendlichem Tatendrang. Einer dieser grünen Herren erdachte sogar den kühnen Vorschlag, im Falle zurückgewiesener Ansprüche Ludolfs und seiner Freunde durch die Fürstenversammlung, den König und die Häupter der Gegenpartei kurzweg gefangen zu nehmen. Rudolf selbst erinnerte an einen jungen Stürmer, der vor Grimm und Mut über vermeintlich erlittenes Unrecht zum äußersten bereit ist. Doch alle Verschwörer waren stark gebaute Hünen, in den Waffen geübte und tapfere Degen. Ihre Reden bewiesen, daß sie am endlichen Siege ihrer Sache nicht zweifelten, zumal die Kunde von Kriegsrüstungen nordischer Heidenvölker einlief, wodurch die ohnehin beschränkten Streitkräfte des Königs geteilt wurden.

Das Erscheinen des Erzbischofs von Mainz und des Herzogs Konrad unterbrach die Unterhaltung. Rudolf sprang vom Sitz und eilte dem Schwager entgegen.

„Willkommen, vielwerter Waffenbruder!“ rief er, dem Salier die Hand drückend. „Bängst haben wir Dich erwartet. Du kommst zwar spät, doch rechtzeitig, — dies genügt. Euch meinen ehrfurchtsvollen Gruß, heiliger Vater!“ wandte er sich mit tiefer Verbeugung an den Erzbischof. „Wer darf es wagen, unsere Sache schlecht zu heißen, da ein Mann von Eurer Weisheit, Gerechtigkeit und Frommheit ihr anhängt?“¹⁾

„Ihr täuscht Euch, Fürst Rudolf!“ entgegnete sehr

1) Ruotger vita Brunonis, c. 16.

ernst der Greis. „Wohl bin ich Anhänger der gerechten Sache, diese liegt jedoch nicht auf Seite des Aufruhrs wider den von Gott gesetzten Herrscher. Gedenket vergangener Tage! Immer mahnte ich zum Frieden, zur schuldigen Botmäßigkeit unter die Oberhoheit des Königs. Jetzt komme ich in gleicher Absicht. Unterwerfet Euch dem Rechtsprüche des Fürstentages. Erwartet von der Güte des Vaters und von der Gnade des Königs, was Euch im Gericht die Gerechtigkeit versagen muß.“

„Ja, — was ist denn das?“ rief Rudolf erstaunt.

Die Verschworenen lächelten höhnisch und murrten.

„Außerdem geziemt es dem Erzbischof, zu Euch im Geiste der Religion zu sprechen,“ fuhr der Prälat fort.

„Erhebt ein Sohn die Hand wider den eigenen Vater, so ist dies unnatürlich, jedes menschliche Gefühl beleidigend. Eine solche Untat verdammt der heilige und gerechte Gott. Fluch und ewige Verdammnis spricht er aus über Kinder, welche ihren Vater mißhandeln und auf den Tod verfolgen. Hiezu kommt das furchtbare Ärgernis durch Eure Empörung gegen den Vater. Drohend hat der Gottessohn ausgerufen: ‚Vae homini, per quem scandalum venit — wehe dem Menschen, durch den Ärgernis kommt!‘ Wer mag dermaßen unvernünftig und sinnlos handeln, um vergänglicher Würden und Güter willen sich der furchtbaren Strafgerechtigkeit Gottes zu überliefern? ‚Es ist schrecklich, in die Hand des gerechten Gottes zu fallen,‘ — schreibt der Apostel. Bedenket Euer zeitliches und ewiges Heil,

Fürst Rudolf! Vielleicht ist der Zeitpunkt, welcher für Euch alle Herrlichkeit der Erde vernichtet und Euch vor das unerbittliche Gericht Gottes stellt, näher, als wir ahnen. Darum wirkt Euer Heil, so lange es noch Tag ist. Kehret zurück voll Reue in die Arme Eures Vaters und suchet Vergebung bei Gott."

Diese scharfe, mit apostolischem Freimut gesprochene Mahnung übte auf die Anwesenden einigen Eindruck. Auch sie standen unter dem Einfluß des mächtig emporstrebenden, alle Verhältnisse umgestaltenden religiösen Zuges ihrer Zeit. Tiefe Stille folgte der Rede des Erzbischofs, bis Herzog Konrad das Wort nahm.

"Mit den Vorstellungen des ehrwürdigen Vaters verbinde ich meine dringende Bitte," begann er. "Im Auftrage Deines Vaters sind wir hier, um Dich in seine Arme zurückzuführen. Seine Großmut und Herzensgüte verzeiht Dir alle ihm zugefügten Kränkungen. Sogar das Unabwendbare beklagt er, nämlich die Unbeugsamkeit der Pflicht des Königs, aus Rücksichten für die Wohlfahrt des Reiches und die Würde der Krone, das Recht der Thronfolge Dir entziehen zu müssen. Was liegt daran? Sämtliche Kronen und Herrschaften der Welt wiegen das peinigende Bewußtsein nicht auf, sich in Empörung wider den Vater und in Feindschaft mit Gott zu wissen. Von gleicher Ansicht geleitet, habe ich, nach züchtigenden Bußübungen, mich unbedingt der Gnade des Königs unterworfen, für immer auf das Herzogtum Bothringen verzichtet.

Teurer Rudolf, schenke der Bitte Deines Gesippten Gehör und folge mir nach."

"Nein, — daraus wird nichts!" rief Rudolf aufjährend. "Ich verlange keine Gnade. Alle Fürsten, auch der hier sitzende Erzbischof von Mainz, haben mir das Recht der Thronfolge beschworen. Ich heiße mein Recht. Kämpfen will ich für mein Recht bis in den Tod."

"Es gibt keine unbedingt zugeschworenen Rechte," erklärte der Greis. "Gesetzlich erlischt jedes Recht durch schwere Verschuldung. Meineid, Landfriedensbruch, Empörung wider den König, verwirken alle Güter, Würden, Lehen, Rechte, sogar das Leben. Morgen werdet Ihr erfahren, daß die Reichsgroßen insgesamt nach geltenden Satzungen urteilen. Nur unbedingte Unterwerfung unter die Gnade des Königs kann Euch retten. Ich beschwöre Euch, diesen einzigen Rettungsweg zu beschreiten."

"Was Ihr da sagt, Herr Erzbischof, dünkt mir ganz absonderlich," nahm Pfalzgraf Arnulf das Wort. "Herzog Rudolf und seine Getreuen sind nach Eurer Meinung besiegte, der Gnade des Königs verfallene Leute. Ihr seid in großem Irrtum befangen. Unbesiegt behaupten wir das Feld, mit dem festen Entschlusse, bis zur Anerkennung unserer Rechte zu kämpfen. Wird morgen dem Herzog Rudolf das Thronfolgerecht, sowie die Bestätigung aller Schenkungen Rudolfs an seine Getreuen verweigert, dann greifen wir abermals zu den Waffen."

„Und werden sie nicht niederlegen, bis zur Bewältigung aller Widersacher,“ ergänzte Rudolf.

„Dann mögen die wirklich Besiegten von der Großmut der Sieger Gnade erflehen,“ rief Babo, der Stammvater des Fürstenhauses Schyren-Wittelsbach.

„Dem kühnen Helden Konrad mag solche Verdemütigung nicht schwer fallen,“ höhnte Dadan. „Hat er ja durch Buße und Kasteiungen sich bereits den nötigen Knechtsinn erstritten.“

Zornesglut überströmte Konrads Gesicht.

„Graf Dadan,“ sprach er, „auf Eure Hohnrede fehlt mir gegenwärtig die richtige Antwort. Begegne ich Euch aber im Getümmel der Feldschlacht, dann sollt Ihr gebührende Sühne zahlen.“

Er wandte sich ab und verließ mit dem Erzbischof das Jägerhaus.¹⁾

Am folgenden Morgen feierte Bischof Ulrich von Augsburg die heilige Messe, in Gegenwart des Königs und aller Fürsten.

Ein Ring von Bewaffneten umgab das Herrenhaus, um das andrängende Volk abzuhalten. Es war aus dem Umkreise vieler Stunden herbeigeströmt, Verlaufs- und Ergebnisse der Fürstenversammlung zu beobachten. Die Erinnerung an die alten Volksversammlungen,

1) „Da der Erzbischof und Herzog Konrad den Jüngling nicht bewegen konnten, sich seinem Vater zu unterwerfen und sich willfährig dessen Spruch zu fügen, trennten sie sich von ihm und schlossen sich an Gott und den König an.“ Widukind, III, 33.

Campus Majus, Maifeld, genannt, war keineswegs erloschen. Bei diesen Zusammenkünften des Königs, der Fürsten und des Volkes wurde Frieden geboten für die Kirche, Witwen und Waisen, untersagt wurde Frauenraub, Mord und Brand, den Kriegersleuten wurde befohlen, sich zur bestimmten Zeit zu dem beschlossenen Heereszug bereit zu halten. Solche und alle wichtigen Beschlüsse geschahen unter Beteiligung des Volkes. Wurden auch späterhin diese Volksrechte beschränkt und schließlich das Maifeld gänzlich aufgehoben, so lebte doch im Volke das Bewußtsein berechtigter Teilnahme an wichtigen Reichsangelegenheiten fort. Auch jetzt handelte es sich um höchst wichtige, die Allgemeinheit betreffende Dinge. Es sollte über Krieg und Frieden, über Bestrafung der Landfriedensbrecher, sowie über die Thronfolge entschieden werden. Im letzten Punkte äußerte sich die Volksstimmung scharf gegen Rudolf. „Ein Bundesgenosse der Heiden und Reichsverwüster darf nicht König sein,“ hieß es allgemein.

Die Volksmenge beobachtete eine bewunderungswürdige, selbst ergreifende Haltung. Kein Lärm und Getöse störte die Fürstenversammlung. Die vieltausendköpfige Menge hatte zahlreiche Gruppen um ihre Geistlichen gebildet und folgte deren Leitung. Um ihre Hirten geschart, knieten die Leute am Boden, andächtig die Gebete ihrer Seelsorger nachsprechend, welche göttliche Erleuchtung für die Fürsten und heilsame Beschlüsse für die allgemeine Wohlfahrt erslehten.

In der Halle hatten sich die Reichsgroßen ver-

sammelt. Sie saßen in Doppelreihen auf Bänken, während sich der König auf erhöhtem Thronstuhl im Vordergrunde des Saales niedergelassen. Auf seinem Haupte glänzte die Krone, über der Ärmeltunika trug er ein faltenreiches, bis zu den Füßen herabwallendes, goldverbrämtes Gewand, — doch herrlicher, als der Königsornat, kleideten ihn Hoheit und Majestät.

Pfalzgraf Adelaarb rief mit lauter Stimme: „Im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, beginnen wir. Es walte Gott und lenke die Tagfahrt zum Heile des Reiches.“

Sofort begann der König mit kraftvoller Stimme eine charakteristische Rede, deren Wortlaut die Nachwelt dem Geschichtsschreiber Widukind verdankt.

„Ich wollte es ertragen, wenn der Grimm meines Sohnes und der übrigen Verschwörer nur mich allein peinigte, und nicht das ganze Volk der Christenheit in Verwirrung brächte. Es wäre ein Geringes, daß sie meiner Städte wie Räuber sich bemächtigt, und ganze Landschaften von meiner Herrschaft losgerissen haben, wenn sie nicht auch an dem Blute meiner Gesippten und meiner liebsten Genossen sich sättigten. Meines Sohnes beraubt, sitze ich hier kinderlos, da ich den eigenen Sohn zum heftigsten Feinde habe. Doch auch dieses möchte noch, wenn es sein muß, zu ertragen sein, würden nicht die Feinde Gottes und der Menschen in diesen Aufruhr hineingezogen. Vor kurzer Frist haben sie mein Reich verödet, das Volk gefangen oder getötet,

die Städte zerstört, die Kirchen verbrannt, die Priester erwürgt. Noch triefen vom Blute die Straßen. Beladen mit Raub und auch mit meinem Gold und Silber, womit ich den Sohn und Schwiegersohn bereichert, kehren die Feinde Christi und der Christenheit in ihr Land zurück. Welch ein Frevel, welche Treulosigkeit nun noch übrig sei, vermag ich nicht auszudenken.“¹⁾

Von Schmerz und Empörung überwältigt, machte der König eine Pause. Rasch benutzte Herzog Heinrich von Bayern die Gelegenheit und erhob sich.

„Die schwere Anklage unseres Gebieters, Rudolf habe zum Verderben der Christenheit die Ungarn herbeigelockt, muß ich bestätigen,“ sprach er. „Ja, die Gotteshasser und erblichen Reichsfeinde, zu deren Abwehr mich der König bestellte, die ich wiederholt in heißem Streiten zurückgeworfen, jene mordwütigen, raubgierigen Heiden hat Rudolf als seine Helfer und Waffengenossen in das Reich gerufen. Meinerseits wollte ich lieber jeglichen Schaden und jedes Ungemach erdulden, als jemals die Feinde der Christenheit zu meinen Genossen machen. Zugleich muß ich beklagen, daß neben den Schyren und alemannischen Grafen auch Erzbischof Friedrich von Mainz durch Rat und That Rudolfs Treubruch und Aufruhr unterstützte. Wer in solcher Weise Schmach und Schuld auf sich gehäuft, ist nach gemeinem Recht zu verurtheilen.“

Mit grimmigen Blicken auf den Oheim, sprang Rudolf vom Sitze.

1) Widukind, III, 32.

„Was Herzog Heinrich gesagt, ist schändliche Unwahrheit,“ rief er, bebend vor Zorn. „Ich habe nicht die Ungarn gerufen, — nein, sie wurden gegen mich gedungen. Dagegen bekenne ich offen, daß ich um Gold Schonung meines Landes und meiner Getreuen von ihnen erkaufte. Werde ich in diesem Stücke schuldig gefunden, so möge alles Volk wissen, daß ich dies nicht aus freien Stücken tat, sondern durch die äußerste Not getrieben.“¹⁾

Noch hallte Rudolfs Stimme durch den Saal, da erhob sich Erzbischof Friedrich und zwar, im Gegensatz zu Rudolfs jugendlichem Ungefüg, in bescheidener Ruhe und Haltung.

„Ich bedauere sehr die Anklage des Herzogs Heinrich und weise sie als unverdient zurück. Niemals war ich dem König feindlich gesinnt, niemals habe ich ihm aufrührerisch entgegengestrebte, oder gehandelt, oder gar die beschworene Treue gebrochen. Jederzeit war ich nach Kräften bemüht, die erregten Gemüther zu beruhigen und Frieden zu stiften. Bin ich bei der Belagerung von Mainz nach Breisach entwichen, so geschah dies, weil ich keine Möglichkeit zu ersprießlicher Tätigkeit sah, und vorzugsweise auch deshalb, weil der König, durch falsche Ankläger getäuscht, mir zürnte. Fortan stehe ich ebenso fest in Treue zum Oberhaupte des Reiches, wie ich es bisher getan. Versagen die Fürsten meinen Versicherungen den Glauben, so bin ich bereit, den Reinigungseid zu leisten.“

1) Ibid.

„Nein, von Euch verlange ich keinen Schwur, sondern nur, daß Ihr das Streben nach Frieden und Eintracht fördert,“ sprach Otto in mildem Tone. „Dagegen,“ fuhr er mit strenger Miene fort, „heischen Gerechtigkeit und öffentliche Sühne für das schwere Ürgerniß gebührende Bestrafung der Schuldigen. Das Gefühl für Recht und gesetzliche Ordnung ist ohnehin erschüttert. Seit achtzehn Jahren liege ich, als Schirmvogt des Rechts, in steten Kämpfen mit Landfriedensbrechern, mit kleinen und großen Räubern, mit Treulosen, mit Anhängern des Faustrechts und anderer heidniſcher Ansitten. Hiezu kommen die unablässigen Einfälle barbarischer Völker, deren Mordwut und Raubsucht abzuwehren, der Vater des Vaterlandes, der Hirt des christlichen Volkes berufen ist. Manche von Euch waren bei meiner Krönung in Aachen gegenwärtig und haben meinen Schwur gehört, alle Widersacher Christi, die Heiden und schlechten Christen, auszutreiben. Ihr wißt es alle, daß ich meinen Schwur gehalten. Stets war ich bereit und rüstig, die Heiden auszutreiben, die schlechten Christen zu strafen. Oft mußte ich heiße Kämpfe bestehen, harte Bedrängnis erdulden. Mit Gottes Hilfe, der seinen ringenden Knecht niemals verläßt, ging ich aus allen Kriegen siegreich hervor. Wer bei schweren Prüfungen unerschütterlich bleibt in Erfüllung seiner Pflicht, der kann mit Zuversicht auf den Beistand des allmächtigen und getreuen Himmelsheerrn rechnen. Auch in der vorliegenden Sache weiche ich um keines Haars Breite vom Recht. Ich mache

kein Zugeständnis an gefesselten Trotz, an übermütigen Treubruch. Das frevelhafte Argerniß fordert Sühne. Bedenket den folgenschweren, verderblichen Eindruck auf das ganze Volk, wenn Auführer, Landfriedensbrecher und Verbündete der Heiden straflos ausgingen! Darum weise ich die andrängenden Gefühle des Vaters zurück und tate nach der pflichtigen Strafgerechtigkeit des Königs. Weil ich jedoch zugleich der Mahnworte bei meiner Krönung gedenke: „Möge niemals von Deinem Haupte das Öl der Barmherzigkeit versiegen, auf daß Du jezt und künftig mit ewigem Lohne gekrönt werdest,“ — so öffne ich den Verschwörern den Weg zur Milde. Ich frage sie, ob sie nach Erkenntnis ihrer Schuld und von Reue zerknirscht, zur unbedingten Unterwerfung bereit sind.“

Der Frage folgte erwartungsvolle Stille, kaum unterbrochen durch leise geführten und flüchtigen Verkehr Rudolfs mit seinen Anhängern.

„Wir haben den Willen des Königs gehört,“ rief Rudolf vortretend. „Da es sich jedoch um gerechte Ansprüche handelt, so möchte ich bezweifeln, ob alle Fürsten gleichen Willens sind.“

Sofort wurde der vorgebliche Zweifel gelöst. Alle geistlichen und weltlichen Großen erhoben sich von ihren Sizen und riefen einstimmig: „Der König waltet nach Recht und Gerechtigkeit. Wir stehen in Treue zum Schirmvogt des Reiches.“

„Was wir für Recht halten, können wir jählings nicht aufgeben,“ rief Rudolf entgegen. „Wir werden

uns zur reiflichen Beratung zurückziehen und morgen der Fürstenversammlung unsere Beschlüsse verkünden.“

Nach dieser Äußerung verließ Rudolf mit seinen Anhängern die Halle.

Der König hob die Versammlung auf und zeigte sich dem Volke, das ihn mit Waffengeräusch und Jubelrufen begrüßte. In landesväterliche Huld gekleidet, durchschritt Herr Otto langsam die Menge, welche mit Zeichen der Bewunderung und Verehrung ihn betrachtete. In volkstümlicher Weise verkehrte er mit vielen und befragte sie nach ihren Verhältnissen. Selten wurden ihm günstige Antworten. Klagen über Bedrückungen und mangelnde Rechtshilfe, über Beschädigungen der Wohnstätten und Verwüstungen der Felder durch Fehden des Adels, begegneten allenthalben dem Monarchen. Er tröstete mit der Versicherung, daß er nach Beendigung des Aufstands durch das ganze Reich fahren werde, um Recht zu sprechen und den Schwachen Hilfe zu bringen.

Inzwischen verbreitete sich die Kunde, Rudolf und seine Anhänger seien zur Verbannung aus dem Reiche verurteilt und ein allgemeiner Landfrieden beschlossen worden. Jetzt brach ein Freudensturm los, dessen Entfesselung den Abscheu gegen den Waffenbruder der Heiden bewies und auch den Jubel über das vermeintliche Ende des Bürgerkrieges.

„Der Heidenbündler ist fortgejagt, — der Krieg hat ein End', — wir haben Frieden — Frieden!“ rief es tausendstimmig. „Heil unserem König! Gott

segne unseren Vater Otto! Gott erhalte unsern Vogt und Helfer!"

Von solchen Zurufen umbraust, fand es der König angemessen, aus dem Gewoge nach dem Herrenhause sich zurückzuziehen.

Der stürmischen Freude folgte tiefe Stille. Da und dort klangen Stimmen mahnender und anweisender Geistlichen aus der Menge. Dem Herrenhause zugewandt, wo der König, von den Fürsten umgeben, im Hofe stand, schien die Masse von gemeinsamer Absicht durchdrungen, die sich jetzt offenbarte. Bisher hatten diese urwüchßigen Menschen ihr Freudengefühl durch stürmische Bewegung und Jubelgeschrei geäußert. Nun kam das religiöse Empfinden zur Geltung. Die Volksseele schwang sich himmelwärts und schüttete im gesungenen Gebet vor Gottes Thron Dank und Preis und Bitten aus. Die Menge hob nämlich das „Großer Gott, wir loben Dich“ zu singen an. Es war ein vieltausendstimmiges, erschütterndes, geradezu überwältigendes Singen, das in donnernden Schallwogen über das Land dahinfuhr und zum Himmel aufstürmte. Mächtig ergriffen standen die Fürsten, namentlich Herr Otto, dessen Scharfblick und Empfindungsvermögen die Bedeutung dieser Massenkundgebung würdigten. Am Schlusse des Gesanges kam die Masse in Fluß, löste sich auf und strömte nach allen Richtungen heimwärts.

„Dermalen fühle ich mich besonders lebhaft als Vater des christlichen Volkes,“ sprach Otto zu den um-

stehenden Fürsten. „Möchte durch Beendigung des Bürgerkrieges der Zweck unserer Zusammenkunft erreicht werden, damit ich in Zeiten des Friedens als fürsorgender Vater und Helfer des Volkes walten könnte.“

Der Wunsch des Königs erfüllte sich keineswegs. Am folgenden Morgen wurde ihm gemeldet, daß Rudolf und seine Anhänger im Laufe der Nacht davon geritten seien.

Die Fürsten versammelten sich zur Beratung. Nach Ottos Antrag wurde beschlossen, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Die meisten Großen entließ Otto mit der Weisung, innerhalb vier Wochen an der Spitze ihrer Mannen bei Regensburg zu erscheinen. Andere, die im Geleite zahlreicher Gefolgschaft gekommen waren, vereinigten ihre Streitscharen mit jenen des Königs und folgten ohne Säumen den Aufständigen. Bei der Burg Horsadal — Roßtal unweit Nürnberg — stieß man auf das feindliche Heer. Obwohl die Auführer an Streitkräften weit überlegen waren, griffen die Königlichen dennoch an. Es entspann sich ein äußerst blutiger und mörderischer Kampf. Auf beiden Seiten wurde mit grimmiger Parteiwut gestritten. Otto setzte sich den größten Gefahren aus, stürzte in das wildeste Schlachtgetümmel und vollzog eigenhändig an zahlreichen Empörern die verdiente Todesstrafe. Auch die Helden Herzog Konrad, Markgraf Gero, Graf Lothar und andere kämpften gleich Löwen. Dennoch blieb, bei der großen Übermacht des Feindes, der Sieg unent-

schieden; erst die hereinbrechende Dunkelheit machte dem Blutvergießen ein Ende.¹⁾

Während der Nacht verließ Rudolf mit seinen Truppen die Wahlstatt und eilte gegen Regensburg. In kurzen Tagmärschen folgte ihm der König. Unvermögend, das starkbefestigte, durch ein Heer vertheidigte Regensburg zu bezwingen, wählte Otto einen natürlich festen Lagerplatz und erwartete die Ankunft der Fürsten. Inzwischen verstärkten sich die Aufständigen durch neue Zuzüge. Auch die Reichsgroßen zogen mit ihren Mannen heran, so daß die Einschließung der Stadt unternommen werden konnte. Nach wenigen Wochen der Blockade litten die Belagerten Mangel an Lebensmitteln. Sie machten häufige Ausfälle, täglich gab es an verschiedenen Punkten heiße Gefechte. In einem solchen fiel der angesehenste Häuptling der Verschwörer, Pfalzgraf Arnulf. Am gleichen Tage stießen Herzog Konrad und Graf Dadan zusammen.

„Hieher, feiger Bube!“ rief Dadan. „Jetzt sollst Du mit dem Tode Deinen Verrat büßen.“

Konrads Antwort war ein furchtbarer Schwerthieb, welcher den Arm und einen Teil der Schulter von

1) „Der König folgte seinem Sohne. Bei der Burg Horsadal kam es zur Schlacht. Einen härteren Kampf hat wohl kein Sterblicher je gesehen. Viele wurden von beiden Seiten getödtet, noch mehr verwundet; die Finsternis trennte das Treffen.“ Widukind, III, 35.

Dabans Körper trennte. Der Graf sank vom Pferde und verschwand im Gewoge der Schlacht.

Arnulfs Tod und die eiserne Beharrlichkeit des Königs entmutigten Rudolf. Mit den Häuptern der Verschwörung kam er aus der Stadt und bat um Frieden. Otto gewährte denselben unter der Bedingung, daß er sich auf dem Fürstentage zu Friblar zur Verantwortung stelle.¹⁾

Der König entließ das Heer und kehrte nach Sachsen zurück. Doch Raft und Ruhe blieben ihm versagt. Kaum in der Heimat angelangt, wurde ihm Kunde, das slavische Heidenvolk der Uferwenden sei mit Brand und Mord in das Reich gebrochen. Bei diesem Feldzuge wurde Herzog Konrad Gelegenheit, dem König Treue zu bewähren und in die Kette seiner Heldentaten neue Glieder zu fügen. Otto schickte ihn nämlich dem bedrängten Gero zu Hilfe. An der Spitze seiner Franken kam Konrad wie ein Wettersturm über die Heiden. Die Uferwenden erlitten schwere Niederlagen und wurden nach großen Verlusten aus den Reichsmarken geworfen.²⁾

1) „Demnach kam Rudolf mit seinen Genossen aus der Stadt heraus, wo er volle anderthalb Monate belagert worden war, und erhielt durch Vermittelung der Fürsten Frieden bis zu einem bestimmten Tage, an welchem über diese Händel entschieden werden sollte; als Ort für die Zusammenkunft ward Fribisleri bezeichnet.“ Widukind, III, 38.

2) „In diesem Jahre wurden die Slaven, welche Uhrer heißen, von Gero mit großem Ruhm besiegt, da ihm Herzog Konrad vom Könige zu Hilfe gesandt wurde. Ungeheuere

Rudolf erkannte zwar, daß ihn der Fürstentag von Fricklar verurteilen werde, dennoch beharrte er in seiner feindseligen Gesinnung. Erst auf die dringenden Vorstellungen der Bischöfe Ulrich von Augsburg und Hardgert von Chur beugte er den starren Nacken und betrat den Weg seines Schwagers Konrad.¹⁾ Unbedingt unterwarf er sich dem Könige, welcher die Vaterarme öffnete und dem Reuigen verzieh.²⁾ Dagegen entzog er ihm das Herzogtum Schwaben und verlieh dasselbe Burchard II., dem Gemahle Hedwigs, der Tochter des Bayernherzogs Heinrich.³⁾ Außerdem verlor Rudolf das Recht der Thronfolge, erhielt jedoch seine Güter zurück.

Beute wurde weggeführt und in Sachsen war die Freude groß.“ Widukind, III, 42.

1) Gerhardi vita Oudalrici, c 12.

2) „Als der König, um zur Leibesübung der Jagd zu pflegen, an einem Orte, Sulveldun genannt, sich aufhielt, warf sich sein Sohn mit bloßen Füßen vor dem Vater nieder, von der tiefsten Reue ergriffen, und durch klägliche Worte erprekte er erst seinem Vater, dann auch allen Anwesenden Tränen. So ward er durch väterliche Liebe wieder zu Gnaden aufgenommen und gelobte, in allen Stücken seines Vaters Willen zu erfüllen.“ Widukind, III, 40.

3) Dieser Burchard war ein tatkräftiger Mann und ebenso wenig ein abgelebter Greis, wie Scheffel in seinem „Ekkehard“ ihn darstellt, als der gelehrte, sittenstrenge Ekkehard, nach Scheffels Charakteristik, ein leichtfertiger Mönch, der mit Hedwig, nach Burchards Tod, ein schlüpferiges Verhältniß unterhalten habe. Solche Geschichtsfälschungen dürfen sich nur jene Autoren erlauben, die nach dem Urtheil partieller Kritik ohne Tendenz schreiben.

Babo, der Ahnherr des Hauses Schyren-Wittelsbach, wurde auf seine Stammgüter an der Ilm, Glan und Amber beschränkt.

In allen Theilen des Reiches war die Kriegsflamme erloschen. Otto konnte jetzt seine volle Kraft den Werken des Friedens und dem inneren Ausbau des Reiches widmen.

XVIII.

D a h e i m.

Sür Bothar schlug endlich die längst ersehnte Stunde, seine Braut heimführen zu können. Im Gefolge einiger Dienstmannen ritt er nach Quedlinburg und geleitete Jutta nach der Grafsenburg im Nahegau. Ohne Säumen wurde die Vermählung gefeiert und zwar, nach dem Wunsche des Herzogs Konrad, auf der Burg Klopp bei Bingen, unter zahlreicher Teilnahme des rheinfränkischen Adels und großem Zusammenlaufe des Volkes. Der heilige Mann vom Disibodenberg, Abt Lambert, vollzog die Trauung. Herzog Konrad führte die Braut zum Altare, deren Anmut und seltene Schönheit allgemeine Bewunderung erregten.

Noch während der Festlichkeiten, die mehrere Tage währten, bat Frau Hedwig den Abt in höchst wichtigem Anliegen um vertrautes Gehör.

„Ich muß Euch meine Noth klagen, ehrwürdiger Vater, und Euch bitten, in großen Ängsten mir zu helfen,“ begann sie. „Herr Bothar, meines Kindes edelsinniger Gemahl, hat wohl den Grafensitz Rothenburg gar hübsch und säuberlich herrichten lassen. Er

hat auch insgesamt das Burggesinde fortgeschickt, welches in Diensten des schrecklichen Robbo stand. Von seinen Eigenleuten hat er die geschicktesten, treuesten und frommsinnigsten in der Burg angestellt. Obwohl nun die Rothenburg inwendig und auswendig neu hergerichtet, gleichsam von Kopf bis zu den Füßen rein gewaschen ist, so graut mir doch vor ihr. Während der sechs Tage vor der Hochzeit hatte ich dort bei Tag und Nacht keine Ruhe. Immer sah ich den fürchterlichen Robbo vor mir, der so graufige Untaten verübte und deshalb in dem Grafenhaus umgehen muß. War ich allein in Kammern oder auf Gängen, so meinte ich, ihn vor mir zu sehen, — schwarz, grimmig und schrecklich. Zur Nachtzeit vernahm ich Stöhnen und Ächzen, ganz schauerlich anzuhören. Umsonst versuchte ich, meine Angst durch die Einrede zu verscheuchen, das Ächzen und Wimmern komme vom Wind, der sich in den Turmzinnen verfange. — „Meint Ihr etwa, heiliger Vater,“ unterbrach sie ihre Klagen, als sie Samberts Rächeln bemerkte, „ich sei ein törichtes Weib, das sich vor Gespenstern fürchtet?“

„Doch nicht, meine Tochter! Obwohl mein Rächeln Eurer Gespensterfurcht galt, so weiß ich doch, daß Abscheu und Grauen in jenen Räumen ganz vernünftigen Ursachen entspringen. Wie Orte geweiht und gefriedet werden durch den Aufenthalt und das Walten guter Menschen, ebenso werden Orte unheimlich und verflucht durch Untaten und Verbrechen. Und weil Ihr wißt, daß Rothenburg der Schauplatz schwarzer Taten

und die Wohnstätte eines frevelreichen Mannes war, so empfindet Ihr dort Angst und Grauen. Euer Empfinden stimmt überein mit dem Brauche unserer heiligen Kirche, über solche Orte Gebete und Segen zu sprechen, zur Vertreibung aller Unholde und Friedensstörer. So heißt es in der Benediction des Wassers: — „Durch Jenen, der kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten, sowie durch Feuer das Weltall, flüchte und entweiche von der Stätte, wohin Du gesprengt wirst, jedes Scheingebilde und Trugspiel teuflischer List und jeder unreine Geist.“ — Sohin sind Eure Gefühle der Unheimlichkeit sehr wohl erklärbar, durch mögliche Einflüsse in Rothenburg fortwirkender Bosheit.“

„Darum bitte ich, ehrwürdiger Vater, Ihr möget durch Gebete und Segnungen alle bösen Mächte aus Rothenburg vertreiben. Gern kehre ich in das Grafenhaus zurück, wenn Ihr aus demselben den umgehenden Robbo und jegliche Spur seiner Untaten verbannt. Erhöret Ihr meine Bitte, so will ich dem heiligen Disibod eine Hufe guten Waidlandes schenken.“

„Des Geschenkes bedarf es nicht, dieweilen wir, durch Zurückerstattung unserer Güter, an Waideland keinen Mangel haben. Gerne erfülle ich Euren Wunsch und zwar heute noch. Für einen Mönch ist ohnehin der Aufenthalt in dem geräuschvollen Treiben des Fürstenhofes nicht angenehm und auch nicht passend. Deshalb benütze ich diesen Anlaß, den Herzog zu bitten, mich von hinnen fahren zu lassen. Mit Bruder Rhetar

werde ich ohne Weile nach Rothenburg aufbrechen und von dort nach unserem Kloster zurückkehren."

Frau Hedwig war beruhigt. Bei ihrer Rückkehr in das neue Heim fand sie den vorher so düsteren, unheimlichen Ort aller schreckbaren Eindrücke ledig, umgeschaffen zur freundlichen Wohnstätte durch Gebete und Segnungen des heiligen Mannes.

Für Bothar und Jutta begann ein überaus glückliches, von gegenseitiger Liebe getragenes Familienleben. Jutta schaltete als zärtliche Gattin und geschäftige Burgfrau. Den Grafen nahmen vielseitige Berufspflichten in Anspruch. Seinem Grafenamt unterstand nicht bloß die Gerichtsbarkeit, sondern auch die wirtschaftliche Verwaltung des Gaues. Bald rühmten die Gauleute des Grafen Teilnahme und Fürsorge für ihr Wohlergehen. Robbo hatte die Lebensinteressen des Gaues durchaus vernachlässigt. Er war nur Genußmensch, habgierig und fehdefüchtig. Bothars Erfahrungen am Königshof hatten ihm die vielseitige Verantwortlichkeit des Herrschers gezeigt, sowie dessen ausgedehnten Pflichtkreis zur Wohlfahrt der Untertanen. Hieraus folgerte er, wenn auch in bescheidenem Maße, die gleichen Berufspflichten für den Grafen. Wie der König in Reichsangelegenheiten zur Beratung die Fürsten berief, so entbot Bothar einsichtsvolle Männer des Gaues zu Versammlungen, in denen verhandelt wurde über die wirtschaftliche und gewerbliche Förderung des Landes. Auch das Kloster Disibodenberg zog er in das Bereich seiner rühmlichen Bestrebungen. Der Disi-

bodenberg sollte wieder eine Pflegstätte christlicher Gesittung und kulturellen Fortschritts werden für den ganzen Rheingau. Es gelang ihm, den Abt für seine Absichten zu gewinnen und zur Aufnahme von sechs ackerbau- und gewerbefundigen Mönchen zu bewegen, die er, durch Vermittelung seines Freundes Konrad, aus den Benediktinerabteien Vorsch, Weißenburg und Klingen erhielt.

Zwischen Rothenburg und Bingen bestand innige Freundschaft. Konrad bewunderte die rastlose Tätigkeit seines Freundes und fand Anregung zu manchen heilsamen Unternehmungen. Juttas liebevolle Teilnahme für seine drei kleinen, mutterlosen Kinder rührte ihn, und gern mußte er sie in der Gräfin zärtlichen Pflege zu Rothenburg. Das älteste Kind war ein hübscher, draller Knabe von sieben Jahren, nach seinem königlichen Großvater Otto genannt. Dieser Sohn Konrads war berufen, in der Geschichte eine hervorragende Rolle zu spielen. Er wurde Herzog von Franken und Kärnthen und nahm im Reiche eine solche Stellung ein, daß er nach dem Tode des Kaisers Otto III. zu dessen Nachfolger berufen wurde. Er lehnte jedoch, seine Unwürdigkeit vorschüßend, die Krone ab.¹⁾ Zugleich wurde Otto der Vater Brunos, eines sehr frommen und gelehrten Priesters, der als Gregor V. den päpstlichen Stuhl bestieg. Ottos Enkel war Konrad II., der erste Kaiser aus dem Geschlechte der Salier.

1) Thietmar, v. 16.

Herzog Konrad, weit entfernt, die glänzende Laufbahn seines Sohnes, seiner Enkel und Urenkel zu ahnen, beharrte auf der Höhe religiös-sittlichen Ernstes, den er sich im Kloster Disibodenberg erstritten hatte. In dem Verlust des Herzogtums Bothringen fand er keine Kränkung, sondern gerechte Strafe, viel zu mild für seine begangenen Frevel. Er widmete alle Kraft der Regierung seiner ausgedehnten Erblande und lebte glücklich im Frieden seiner Seele. Nur zuweilen beschlichen ihn Trauer und Wehmut, deren Ursache er dem Freunde vertraute.

„Ich wäre vollkommen glücklich, ohne das Bewußtsein der Schmach, mit der meinen Ehrenschild die Waffengemeinschaft mit dem Heidenvolk der Ungarn besudelte. Könnte ich doch mit meinem Blute diese Schande abwaschen! Wäre nicht der Wunsch sündhaft und vermessen, so würde ich sagen, brächen doch die Ungarn wieder in das Reich, damit ich an der Spitze meiner Rheinfranken wider sie streiten, meinen Schimpf im Blute der Barbaren ersäufen und durch meinen Tod sühnen könnte.“

„Vergesse endlich, was vor Gott und den Menschen gesühnt und vergessen ist,“ tröstete Bothar. „Du hast von Gott Barmherzigkeit und vom König Verzeihung erlangt, — solches genüge Dir. Fast will mich bedünken, Du grollest, weil Deinem stolzen Gemüt verzeihende Güte unerträglich ist, als vermeintlich ungesühnte Schuld. Ergebe Dich in Demut und vergiß

nicht, daß alle Menschen vor Gottes Heiligkeit schuld-
beladen sind und der Barmherzigkeit bedürfen."

"Du redest weise, trauter Freund!" versetzte der Herzog. „Fürderhin will ich anklebende Schmach mit Ergebung ertragen."

Dennoch sollte Konrads bedingter Wunsch sehr bald in ausgiebigster Weise sich erfüllen. Schon ballten sich in weiter Ferne die furchtbaren Wetterwolken zusammen, welche verwüstend über das Reich hinzogen. Hedwigs feinsühlige Frauenseele ahnte bereits das nahende Verderben.

"Seit kurzer Frist wird mir oftmals gar unheimlich," vertraute sie Jutta. „Wir leben zwar fortwährend im Sonnenschein des höchsten Glückes. Graf Lothar, ein Mann, wie er edelsinniger und tadelloser nicht gedacht werden kann, liebt Dich so innig und treu, und Du bist in zarter Minne ihm ergeben. Die Gauleute singen Preislieder auf ihren Grafen und wissen nicht genug ihre Anhänglichkeit ihm zu bezeugen. Kurz, wir leben auf Erden gleichsam im Himmel, — dies macht mir bange. Ich meine, es käme etwas Schreckliches heran, das unserem Glück jähes Ende bereitet."

"Deine Ängstlichkeiten sind wohl Nachwirkungen vergangener harter Schicksalsschläge," erwiderte Jutta. „Weil wir unterdrückt und harmvoll waren, so befürchtest Du im Glück die Wiederkehr des Unglücks. Im übrigen stehen wir unter Gottes Hut. Dem All-

mächtigen wollen wir in Treue dienen, auf daß wir seines Schutzes würdig sind.“

Etwa ein Jahr nach Rothars Vermählung nahm er zärtlichen Abschied von Jutta, küßte sie innig und auch den Säugling, den sie im Arm trug. Der Abschied bedeutete keine weite Reise. Selbst kurze Ausfahrten in die Grafschaft pflegte er niemals ohne liebevolle Trennung zu unternehmen. Heute ritt er zur Besichtigung einer neu angelegten Straße und einer Brücke über die Nahe, welche unter Leitung eines baufundigen Mönches vom Disibodenberg entstanden. Auf eingeramnten Baumstämmen erhoben sich Grundmauern und Pfeiler auf mächtigen Quadern. Bei Rothars Ankunft hatte gerade die Bogensprengung begonnen. Er stieg aus dem Sattel, grüßte den Mönch und betrachtete mit leuchtenden Augen die Brücke.

„Bruder Romuald,“ rief er freudig aus. „das gibt ein Werk für ewige Zeiten!“

Der Mönch, als Mathematiker und Baumeister an strenge Maße gewöhnt und Worte genau wägend, erwiderte den vielsagenden Ausruf mit verneinender Kopfbewegung.

„Guer Gnaden rechnet mit ungleichen Größen und darum falsch,“ sagte er. „In veränderlichem Boden läßt sich Ewiges nicht bauen, — nur was der Mensch in seiner Seele an Werken und Verdiensten festlegt, dauert ewig. Dennoch,“ fügte er scherzend bei, „mag unsere Brücke tausend Jahre bestehen, wenn nicht Erdbeben oder Menschenhände sie zerstören.“

„Ein herrliches Werk!“ rief Bothar, ohne des Mönches tiefsinnige Worte zu beachten. „Wir haben jetzt auch bei Hochwasser eine sichere Verbindung mit dem rechtsseitigen Uferland. Die Straße werde ich weiter führen durch das ganze Nahetal, so weit meine Herrschaft reicht.“

„Euer Gnaden empfangen eiligen Besuch,“ sagte Romuald, in die Ferne deutend, wo ein Reiter mit verhängten Zügeln ansprengte.

„Herzog Konrad! Und in solcher Eile! Er mag wohl höchst wichtige Botschaft bringen,“ erwiderte Bothar, bestieg sein Pferd und ritt dem Freunde entgegen.

„Zu den Waffen, tapferer Heergeselle, zu den Waffen!“ rief Konrad, glühend vor Hast und Erregung. „In zahlloser Menge ist das Heidenvolk der Ungarn in das Reich gebrochen. Schon verwüsten sie mit Brand und Mord Bayerns Ostmarken. Des Königs Renner fliegen durch alle Lande, die Fürsten zur schleunigsten Heerfahrt mahnend. Von Mainz erhielt ich gestern Abend die Meldung, — wollte selber die frohe Botschaft Dir bringen und zugleich unsere Ausfahrt mit Dir beraten.“

Auf Bothar machte die Kunde keineswegs den Eindruck froher Botschaft. Obwohl seine Augen kampfesmutig blickten, erschienen auf seinem Angesicht dennoch Merkmale ernstster Besorgnis.

„Dank für Deinen Freundesdienst, mein Konrad! Frohgemutet bin ich ob der Aussicht, wieder einmal streiten zu können unter Deinem Banner, allzeit sieg-

reich, so oft es für eine gerechte und heilige Sache entfaltet wird. Dennoch begreife ich nicht, wie Du ein Reichsunglück als frohe Botschaft begrüßen magst.“

„Meinerseits wohl selbstsüchtig gesprochen,“ entgegnete der Herzog. „Das Reichsunglück bietet mir längst ersehnte Gelegenheit, im Blute der Heiden meine Schande abzuwaschen. Vielleicht darf ich sogar im Kampfe für die Christenheit mein Leben opfern.“¹⁾

Sie ritten nach Rothenburg, zur eingehenden Besprechung über die gemeinsame Heerfahrt.

„Durch Hilboten habe ich bereits meine Vasallen zu den Waffen gerufen,“ sagte Konrad. „Worms ist der Sammelplatz. An der Spitze von mindestens dreitausend wohlgerüsteten Reitern werde ich zum Heerbann des Königs stoßen.“

Auch Lothar erließ unverweilt an seine Vasallen das Aufgebot. Nach wenigen Tagen zogen die Dienstmänner heran, eine Schar gut berittener und bewaffneter Krieger.

Während die Burg von Waffengeräusch widerhallte, wurden für Bewirtung zahlreicher Gäste an Umsicht und Sorgen der Burgfrau bedeutende Ansprüche gestellt. Jutta zeigte sich zwar der Aufgabe gewachsen, allein die bevorstehende Fahrt ihres Gemahls zu blutigem Streite hatte ihre äußere Erscheinung jählings verändert. Das Gepräge von Glück und Frohsinn wechselte mit tiefem Ernst und ihre blühende Gesichts-

1) Ruotger, vita Brun., c. 35.

farbe mit lilienhaft weißem Kolorit. Dem Gatten gegenüber bewahrte sie ihre Fassung, unterdrückte ihren Schmerz, rühmte sogar vor ihm das hohe Verdienst, für das Vaterland zu kämpfen. Lothar durchschaute das hochherzige, inniger Liebe entspringende Verhalten seines Weibes, und diese Wahrnehmung machte dem kriegslustigen Degen das Scheiden überaus schwer.

Seinen früheren Knappen Tagino, dem er Marahwartz Ritterlehen übertragen hatte, bestellte er während seiner Abwesenheit zum Burgvogt.

„Tagino,“ sprach er kurz vor dem Auszuge, „sollte ich von der Wahlstatt zur ewigen Heimat hinüberfahren, dann sei meiner Jutta und meinem Kinde ein treuer Schirmvogt.“

Tagino gab keine Antwort, nickte mit dem Kopfe, biß die Lippen zusammen, konnte jedoch die gewaltsam hervorbrechenden Tränen nicht zurückhalten.

Beim Abschiede war Jutta weiß und starr, wie eine Marmorsäule. Ihr namenloses Wehe mit seltener Geistesstärke beherrschend, geleitete sie den Gatten nach dem Burghof, wo ihn die Krieger mit Waffenge töse und dem Rufe empfangen: „Heil unserem Grafen!“

„Gottes Schild und Hut geleite und errette Dich aus allen Gefahren!“ sagte Jutta. „Deine glückliche Wiederkehr sei mein tägliches Flehen bei Gott.“

Der Graf ritt an die Spitze der Schar und verließ die Feste.

Jutta stieg zur Turmzinne empor. Der Reitertrö ß trabte bereits in einiger Entfernung durch das

Tal. Die Waffen und Rüstungen blinkten und schimmer-
ten im Glanze der Augustsonne. Und als eine Biegung
des Weges für immer den Geliebten ihren Augen ent-
zog, da brach Juttas mühsam bewahrte Fassung zu-
sammen. Sie rang die Hände und weinte bitterlich.

XIX.

Der große Sieg.

Im Sommer des Jahres 955 gedachten die Heidenvölker des Nordens und Ostens, das deutsche Reich mit ihrer gesamten Macht zu überfluten und zu verwüsten. Zuerst brachen die Slaven in die Nordmarken. Noch stand Otto mit ihnen im Kampfe, da meldeten ihm Hilboten seines Bruders Heinrich, der totkrank in Regensburg lag, das Ungarnvolf überschwemme in zahlloser Menge die Ostmarken. Sofort erließ der König ein allgemeines Reichsaufgebot, übertrug dem Markgrafen Gero die Weiterführung des Krieges gegen die Slaven, und zog mit nur wenigen Sachsen nach dem bedrohten Süden.¹⁾

Heinrichs Meldung war nicht übertrieben. Tatsächlich kamen diesmal nicht einzelne Raubhorden, sondern das ganze waffenfähige Heidenvolf stürmte in

1) „Sobald dies der König hörte, brach er, als hätte er noch gar keine Anstrengungen in vorhergehendem Kriege auszuhalten gehabt, sogleich gegen die Feinde auf, und nahm nur wenige von den Sachsen mit sich, weil diese schon der Krieg mit den Slaven bedrängte.“ Widukind, III, 44.

das Reich. Die Ungarn selbst erklärten prahlend: „Unsere Kasse sollen die deutschen Flüsse und Seen auslaufen und die deutschen Städte zerstampfen. Niemand kann uns bezwingen, es sei denn, die Erde verschlinge uns, oder es stürze über uns der Himmel zusammen.“ ¹⁾

Unter schauerlichen Verwüstungen, Dörfer und Weiler, Kirchen und Klöster in Asche legend, mit Beute beladen und Gefangene mit sich schleppend, zogen sie durch Bayern und gelangten im August nach Schwaben. Die Stadt Augsburg, wo der heilige Bischof Ulrich waltete, hemmte die verheerende Sturmflut der Barbaren.

„Im Jahre 955 nach der Menschwerdung unseres Herrn Jesus Christus.“ schreibt der Augenzeuge Propst Gerhard, „kamen die Ungarn in solcher Menge heraus, wie es kein Lebender früher gesehen hatte. Sie durchzogen und verheerten das Land der Noriker von der Donau bis zum Schwarzwald, verbrannten, nachdem sie den Rechfluß überschritten hatten und in Alamannen eingedrungen waren, die Kirche der heiligen Afra, plünderten das ganze Land von der Donau bis zum Schwarzwald und fengten und brannten allenthalben bis an den Fluß Hilara*)." ²⁾

Dem Heiligen war das in weiter Ferne aufsteigende Wetter nicht entgangen. Noch rechtzeitig hatte er den schadhafteu Mauerring der Stadt hergestellt, neue Be-

1) Contin. Regin. ann. 955.

*) Hilara-Äler.

2) Gerhardi vita Oudalrici, c. 12.

festigungen angelegt und seinen Bruder, den Grafen Dietpold, sowie dessen Vasallen mit den Dienstmännern des Bistums vereinigt, zur Verteidigung Augsburgs.¹⁾

Beim Anblick der unermesslichen Feindesmenge, die gleich unabsehbarer Wasserflut das ganze Land ringsum bedeckte, ergriff Schrecken und Entsetzen Augsburgs Bewohner. Man kannte die Mordwut und viehischen Leidenschaften der Heiden, daher unbeschreibliche Bestürzung und Todesangst der Frauen und Wehrlosen. In diesen Schreckenstagen zeigten sich des Bischofs Hirtenforge und Heldenmut in glänzendem Lichte. Tag und Nacht rastlos tätig, war er bald kriegskundiger Verteidiger der Beste, bald ermutigender Tröster der Verzagenden, bald Anwalt seiner bedrohten Herde vor dem Allmächtigen. Er ordnete Gebete in den Kirchen und Bittgänge durch die Straßen an. Wenn die Heiden anstürmten, stand er im weißen Priestergewand im dichtesten Kampfgewühl, umschwirrt von Pfeilen und Speeren, die Seinigen zur Ausdauer ermutigend. „Während des Kampfes,“ schreibt Gerhard, „saß der Bischof, mit der Stola angetan, aber weder durch Schild, noch Helm und Panzer geschützt, zu Pferde und blieb unverletzt von den allenthalben dahersausen-

1) „Sie belagerten die Stadt Augsburg, welche nur ganz niedere Mauern und keine Wehrtürme hatte und daher an sich nicht fest war. Der heilige Bischof aber hatte eine große Anzahl der besten Ritter bei sich in der Stadt versammelt, durch deren Wachsamkeit und Kühnheit dieselbe unter Gottes Beistand wohl verteidigt war.“ Gerhardi v. Oud., v. 12.

den Pfeilen und Steinen. Nach beendetem Kampfe kehrte er zurück, umging die Stadt und ließ ringsumher an geeigneten Stellen Wirthhäuser ¹⁾ errichten und die ganze Nacht daran arbeiten, die Pfähle aber, soviel es die Zeit erlaubte, ausbessern. Er selbst brachte die ganze Nacht im Gebete zu und forderte die in der Stadt versammelten Klosterjungfrauen auf, daß ein Teil derselben mit Kreuzen innerhalb der Stadt umherziehen und die Barmherzigkeit des Herrn anrufen, der andere Teil aber, demütig flehend, die heilige Gottesmutter Maria um Schutz des Volkes und Errettung der Stadt bitten sollte. Nur während eines ganz kleinen Theiles der Nacht, vor Tagesanbruch, überließ er seinen Körper der Ruhe des Schlafes, um nach Beendigung der Laudes und Matutin, — Breviergebet — mit dem ersten Morgenstrahle dem Herrn das heilige Meßopfer darzubringen. Nach beendeter heiliger Handlung reichte er allen die heilige Wegzehrung und ermahnte sie in demütiger Ansprache, im Glauben fest zu beharren und alle Hoffnung auf Gott zu setzen, indem er ihnen feierlich Rettung verhieß und ihnen die Worte des Psalmenängers David verkündete, der da sagt: „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tale, fürchte ich kein Unglück; denn Du bist bei mir.“ ²⁾

So vergingen einige Tage. Die heldenmütige Verteidigung der Stadt, in Mitte feindlicher Sturmflut einem unerschütterlichen Felsen vergleichbar, erbitterte

1) Feste Gebäude, welche an der Innenseite offen sind.

2) Gerhardi v. O., c. 12.

den Heidenkönig Verbules, der Blutige genannt. Gegenüber dem Osttore, der schwächsten Stelle, ließ er Sturmzeug auffahren, zum Brechen der Ringmauer. Eben dort sah man die weiße Gestalt des Heiligen an der Spitze der Verteidiger. Seine Erscheinung flößte den Ungarn solchen Schrecken ein, daß sie den Anlauf verweigerten. Mit Geißelhieben ließ Verbules die Zurückweichenden in den Kampf treiben. Aber gerade beim Beginn des Angriffs hob der Heidenkönig die Belagerung auf und rief durch Trompetenzeichen die Truppen zurück. Es kam nämlich ein Bote angesprengt mit der Meldung, König Otto sei im Anmarsch. Dieser Warnbote war der Schyre Berthold, ein Sohn des vor Regensburg gefallenen Pfalzgrafen Arnulf, und dieser Umstand beweist, daß ein Teil der Verschwörer immer noch mit den Ungarn in Verbindung stand. Verbules hielt sofort Kriegsrat, dessen Beschlüsse eine veränderte Stellung des Heeres zur Folge hatten.¹⁾

Von Donauwörth zog Otto mit seiner Streitschar heran, — ein verschwindend kleines Häuflein gegenüber den feindlichen Massen. Die Bayern, Schwaben, Böhmen und einige Sachsen bildeten zusammen etwa 12,000 Bewaffnete, deren Zahl jedoch täglich wuchs durch nachkommende Scharen. Aber an der Spitze dieser

1) „Und als man in und außer der Stadt kampfbereit war, kam Berethold, der Sohn Arnulfs, und meldete dem Könige der Ungarn das Herannahen des glorreichen Königs Otto.“ Gerhardi v. O., c. 12.

geringen Streitmacht stand Otto, „der rote Löwe“, dessen Persönlichkeit ein ganzes Heer aufwog.

Ungeheurer Jubel entstand im Lager der Deutschen, als Herzog Konrad mit seinen Rheinfranken eintraf. „Auch kam Herzog Konrad mit zahlreicher Ritterschaft in das Lager,“ berichtet Widukind. „Durch seine Ankunft ermutigt, wünschten die Krieger nunmehr den Kampf nicht länger zu verschieben. Denn Konrad war von Natur kühnen Mutes, und was bei kühnen Männern selten ist, tüchtig im Rat. Im Kampfe unwiderstehlich, mochte er nun zu Roß oder zu Fuß streiten, war er seinen Genossen im Krieg und Frieden gleich teuer.“¹⁾

Bereits umschwirrten feindliche Reiter die vorrückenden Deutschen. Auf schnellen Pferden flogen sie heran, schossen ihre Pfeile ab und verschwanden mit Windeseile. Otto schenkte solchen Neckereien keine Beachtung und vermied jedes Gefecht, weil er die Kampfweise der Ungarn kannte, durch Scheinangriffe zu reizen und den Gegner zu ermüden. Dagegen nahm er seinen Marsch durch wellenförmiges, mit Gebüsch bewachsenes Hügel land, dessen Beschaffenheit gegen Reiterangriffe schützte. In der Nähe von Augsburg schlug er an geeigneter Stelle ein festes Lager. Von drei Seiten gedeckt durch den hochangeschwollenen Neckfluß, welcher dort eine bogenförmige Krümmung machte, konnte ihm die erdrückende feindliche Übermacht nicht beikommen.

1) Widukind, III, 44.

Außerdem stand es in seinem Belieben, den Tag der Schlacht nach Gutbefinden zu bestimmen. Unverweilt zu schlagen, wozu Heißsporne in des Königs Umgebung drängten, hielt er für gänzlich verfehlt. Im versammelten Kriegsrat begründete Herr Otto sein Urtheil.

„Die Schlacht ohne Weile anzunehmen, läge im Vorteil des Feindes, dagegen in unserem Nachtheil,“ sprach er. „Die Ungarn haben weithin die Umgegend verwüstet und ausgeraubt. Bei ihrer zahllosen Menge werden sie in wenigen Tagen die vorhandenen Lebensmittel aufgezehrt haben und Mangel leiden. Jeder Kriegskundige weiß, was ein hungriger Magen und geschwächte Leibeskraft für den Ausgang der Schlacht bedeuten. Zudem wissen die Ungarn, daß unsere Scharen durch beständige Zuzüge verstärkt werden. Aus beiden Gründen drängen sie zur Schlacht. Genau dieselben Ursachen müssen uns bestimmen, die stolzen Herausforderungen des Feindes nicht zu beachten, die Annahme der Schlacht zu verweigern. Unsere Stellung ist unbezwinglich, an Lebensmitteln haben wir Überfluß. Sohin können wir den Schlachttag wählen, wie es Klugheit und Vorteil heißen.“

„Die Ansicht unseres Gebieters ist unbestreitbar richtig,“ sagte Herzog Konrad. „Obwohl es auch mich zum Kampfe drängt, unterwerfe ich mich dennoch mit vollster Überzeugung dem weisen Urtheil unseres Feldherrn.“

„Mit äußerster Vorsicht und berechnender Überlegung

zu handeln, ist um so mehr geboten, als von Sieg oder Niederlage das Schicksal des ganzen Reiches abhängt," nahm Bischof Starchand von Eichstätt das Wort. „Diesmal ziehen wir nicht in den Kampf mit einigen Horden heidnischer Barbaren, sondern gegen das ganze waffenfähige Ungarnvolk. Da zu gleicher Zeit die Heiden des Nordens in das Reich gebrochen sind, so scheint es, daß zwischen den Barbaren ein vereinbarter Plan zur Vernichtung des Reiches besteht. Es handelt sich dermalen um einen Entscheidungskampf zwischen Christentum und Heidentum. Heute stehen wir vor demselben folgenschweren Ereignis, wie der Held Karl Martel, als er in mehrtägiger Schlacht bei Tours und Poitiers die Heiden überwand und das Kreuz den Sieg über den Halbmond errang, — oder wie der große Kaiser Karl, als er in der Völkerschlacht an der Aase durch seinen glorreichen Sieg über die nordischen Heidenvölker das christliche Abendland vom Untergang rettete. Was würde geschehen, unterlägen wir im bevorstehenden Kampfe? Die Heidenmenge würde sich, gleich verheerender Flut, über das ganze Reich ergießen. Was seit Jahrhunderten die deutschen Stämme auf dem Gebiete christlicher Kultur geschaffen und errungen, alles würde dem Untergang verfallen, eine Beute heidnischer Barbarei. Der Gedanke ist zu furchtbar und schrecklich, um ihn weiter auszuführen. Deshalb müssen wir jede Übereilung vermeiden, und mit klugem Bedacht und Gottes Hilfe die höchst folgenschwere Aufgabe lösen.“

Jeder Widerspruch verstummte, alle Köpfe nickten beistimmend.

„Mit Gottes Hilfe, — ja!“ wiederholte der König. „Von erhöhtem Standpunkte überschaute ich das Heidenlager, — ein unabsehbares Gewimmel. Man darf wohl sagen, unzählbar sind sie, wie am Meeresufer der Sand. Zur Überwindung solcher Feindesmassen reichen unsere Kräfte nicht aus, — nur des Allmächtigen Beistand kann zum Siege führen.¹⁾ Gottes Hilfe zu erflehen, wünsche ich, daß für heute und morgen ein allgemeines Fasten im Lager ausgerufen werde,“ wandte er sich an die Bischöfe. „Die ehrwürdigen Väter mögen Sorge tragen, zur Abhaltung von Gebetsstunden, sowie für Gelegenheit, daß alle meine Heergefellen die heiligen Sakramente der Buße und des Fronleichnam's empfangen können. Sodann mögen sich alle Mannen gegenseitig den Frieden geben und treue Hilfeleistung im Kampfe geloben. So vorbereitet, mit Gott und dem Nächsten versöhnt, ziehen wir aus zur Schlacht.“²⁾

In der folgenden Nacht kamen Bischof Ulrich, dessen Bruder, Graf Dietpold, und eine zahlreiche Schar Kriegermannen aus Augsburg in das Lager. Der König beichtete dem Heiligen und empfing mit

1) „Als der König das große Heer der Ungarn sah, hielt er es nicht für möglich, daß dasselbe von Menschen besiegt werden könne, wenn sich nicht Gott zu dessen Vernichtung herbeiließe.“ Gerhardi v. O., c. 12.

2) Ruotger, vita Brunonis, c. 35.

allen Fürsten bei der Frühmesse aus dessen Hand das heilige Abendmahl.¹⁾ Ebenso wurde allen Kriegern von den Bischöfen und Priestern, welche die ganze Nacht hindurch das Bußsakrament gespendet hatten, die göttliche Seelenspeise gereicht. Im ganzen Lager herrschte begeisterte Entschlossenheit, für Gott und das Vaterland im Kampfe wider die Heiden zu siegen oder zu sterben.

Mit Sonnenaufgang des neunten August stellte Otto das Heer in Schlachtordnung. Er bildete acht Abteilungen, davon die drei ersten aus Bayern bestanden, geführt von Befehlshabern des Herzogs Heinrich, der in Regensburg krank lag und bald starb. Die vierte Abteilung bildeten die Rheinfranken, an ihrer Spitze Herzog Konrad. In der fünften, der stärksten, die königliche genannt, war Otto selbst, umgeben von auserlesenen Männern. Die sechste und siebente Schar bestand aus Schwaben, unter Führung ihres Herzog Burchard. Die achte Abteilung bildeten als Nachhut die Böhmen, tausend wohlgerüstete Reiter, denen alles Gepäck und der ganze Troß anvertraut war. Das gesamte Heer betrug nur 26000 Krieger, jenes der Ungarn 128000 Streiter.²⁾

Unter dem Dröhnen der Hörner und Posaunen setzte sich das deutsche Heer in Marsch, aber nicht gegen den Feind. Der König machte vielmehr eine

1) Thietmar, II, 4.

2) Gerdes, Geschichte des deutschen Volkes, B. I, S. 480.

rückgängige Bewegung, um an jene Wahlstatt zu gelangen, die er am vorteilhaftesten zum Schlagen hielt. Hierbei benützte er mit solcher Umsicht die landschaftliche Beschaffenheit, daß die Ungarn einen Massenangriff nicht unternehmen konnten.¹⁾

Nach längerem Marsche erscholl plötzlich im Rücken des Heeres ein fürchterliches Geschrei und Getümmel. Der ungarische Heersführer Botond hatte mit 40,000 schnellen Reitern die deutsche Schlachtordnung umgangen und die Nachhut umgestüm angegriffen. Die Böhmen wurden zersprengt, und auch die Schwaben, welche zu Hilfe kamen, in die Flucht geschlagen. Alles Gepäck und der ganze Troß fiel den raubgierigen Feinden in die Hände.²⁾

Graf Bothar gehörte zu jenen auserlesenen Helden, welche die nächste Umgebung des Königs bildeten. Als nun das Schlachtgetöse im Rücken erscholl, wandte sich der Monarch an Bothar. „Eile zum Herzog Konrad

1) „Das Heer wurde über steilen und schwierigen Boden geführt, damit den Feinden keine Gelegenheit geboten würde, die Büge mit Pfeilen zu beunruhigen, welche sie trefflich zu gebrauchen wissen.“ Widukind, III, 44.

2) „Die Ungarn umgingen das Heer, fingen an, die achte Schar mit Pfeilen zu necken, und machten darauf mit ungeheuerem Geschrei einen Angriff. Viele wurden gefangen oder getötet, alles Gepäck genommen, die noch übrigen Gewappneten in die Flucht geschlagen. In ähnlicher Weise griffen sie auch die sechste und siebente Abteilung an, töteten eine große Menge und trieben die Übrigen in die Flucht. Widukind, III, 44.

mit der Weisung, ohne Verzug der Nachhut Hilfe zu bringen.“¹⁾

„Gestatte Eure Hoheit mir die Teilnahme am Kampfe,“ bat Bothar.

Der König nickte Gewährung. Der Graf galoppierte von hinnen.

Eine viertel Stunde später ging ein dumpfes Beben über das Land. Die dreitausend geharnischten Rheinfranken, die tapfersten Krieger des deutschen Volkes, denen schon Karl der Große vornehmlich seine Siege verdankte, stürmten gegen den Feind. Wie ein daherausbrausender Orkan überfielen sie jählings die mit Beutemachen beschäftigten Heiden, unter denen sie ein entsetzliches Blutbad anrichteten. In sinnloser Verwirrung wirbelte die überraschte Feindesmenge schreiend und fluchend durcheinander, indes die wuchtigen Ritterschwerter der Rheinfranken alles Erreichbare niederschlugen und über das blutige Leichensfeld ungestüm vordrangen. Die Böhmen und Schwaben saßen wieder Mut und stürzten gleichfalls in den Kampf. In kurzer Frist waren Gepäck und Troß den Ungarn entrissen und die Gefangenen befreit. Indessen war der Sieg keineswegs errungen, vielmehr begann jetzt ein wüthender Nahkampf, dessen Ausgang, bei der zehnfachen

1) „Als der König wahrnahm, daß er vor sich Feinde habe und hinter seinem Rücken die letzten Linien in Gefahr geraten waren, entsandte er die vierte Abteilung unter dem Herzog Konrad.“ Ibid.

Übermacht des Feindes, trotz bewunderungswürdiger Tapferkeit der Deutschen, sehr in Frage stand.

Fürst Botondu, ein kriegskundiger Heerführer, sammelte in der Ferne die Fliehenden. Während die Deutschen ihre Aufgabe gelöst und die unerreichbar schnellen Reiter auf der Flucht wähten, ordnete Botondu die Ungarn zur Schlacht mit einer Raschheit, welche Disziplin und Schulung von Reuten bewies, denen der Krieg Lebensaufgabe war.

„Beim Himmel, die Feinde sprengen wieder an!“ rief Konrad, als in der Ferne Staub aufwirbelte.

Die Hörner riefen zum Kampfe, die Mannen griffen zu den Waffen und reichten sich zur Schlacht. Es war hohe Zeit; denn schon brausten die feindlichen Reiter mit wildem Geschrei und greulichem Geheul heran. Eine Wolke von Pfeilen schlug prasselnd auf Schilde und Rüstungen der Gewappneten, die mit Donnergetöse und brausendem Feldgeschrei auf die Heiden losstürmten. Ein haarsträubendes Handgemenge entbrannte. Da nur die Führer der Ungarn Rüstungen trugen, so waren ihre gleichsam nackten Leiber wehrlos den Schwertstreichen und Lanzenstößen ausgesetzt. Wie der Herbststurm gelbe Blätter von den Bäumen fegt, so fielen die Heiden unter Stößen und Hieben der Deutschen. Da gewahrte Herzog Konrad im Schlachtgewühl die goldschimmernde Rüstung Botondus.

„Bothar,“ rief er dem Grafen zu, „dort ist der Heidenkönig, — fangen wir ihn lebendig!“

Alles vor sich niederschmetternd, drangen die beiden

Helden durch das Gewühl. Mit Entsetzen prallten die Ungarn vor den blutüberströmten Hünen zurück. Botondu sah das nahende Verderben, und suchte zu entweichen. Es gelang ihm nicht.

„Ergebe Dich, mordbrennerischer Barbar!“ donnerte ihn Konrad an.

Zu gleicher Zeit stürzten unter Bothars Schwertstreichen Botondus Begleiter aus den Sätteln. Ihm selbst entfiel aller Mut. Den sicheren Tod vor Augen, warf er zum Zeichen der Ergebung den Schild von sich.

„Ich bin Dein Gefangener, Herzog Konrad, gegen fürstliche Gast und Lösung!“ rief er.

Mit der Gefangennehmung des Heerführers sank zugleich das Feldzeichen zu Boden. Jetzt verloren die Ungarn den Mut. Sie wichen zurück und flohen mit Geheul. Bald war auch der letzte Widerstand gebrochen; das sehr gelichtete Reiterheer löste sich auf in wilde Flucht.

Inzwischen hatte der König die ausgesuchte Wahlstatt erreicht. Vom errungenen Siege hatte ihm bereits ein Renner Kunde gebracht. Als nun Konrad und Bothar vor ihn traten, gerade so wie sie aus der Schlacht kamen, gebadet in Feindesblut, empfing sie Herr Otto überaus huldvoll.

„Ich beglückwünsche Euch, meine Getreuen, zur kühnen Waffenthat! Möge Eure siegreiche Einleitung zur Entscheidungsschlacht, die wir morgen zu schlagen gedenken, von glückverheißender Vorbedeutung sein. — Sind viele unserer Mannen gefallen?“

„Von den Böhmen und Schwaben liegen einige Hundert tot, von den Ungarn bedeckt eine große Reichenmenge das Schlachtfeld,“ antwortete Konrad. „Den Heidentönig Botondu fingen wir lebendig.“

Otto ließ den Heidenfürsten herbeiführen. In seiner goldenen Rüstung, jedoch ohne Waffen, trat der Gefangene vor den König. Sein Benehmen verriet keine Spur von Furcht, weil er an seiner Freilassung gegen gefangene Christen, von denen sich Tausende in der Gewalt der Ungarn befanden, nicht im mindesten zweifelte. Mit staunender Neugierde betrachtete er Ottos hochragende Heldengestalt und mit scheuen Blicken dessen gewaltiges Schwert, auf dessen Kreuzgriff des Königs Hände ruhten.

„Wer bist Du?“ begann Otto.

„Ich bin der Madscharenfürst Botondu, dem 40.000 tapfere Reiter gehorchen,“ antwortete er selbstbewußt.

„Du warst schon mit Deinen Bierzigtausend in Franken eingebrochen, — wir haben die gräulichen Spuren Deiner Heerfahrt mit eigenen Augen gesehen.“

„So ist es!“ erwiderte Botondu. „Dein Anrücken unterbrach unseren beutereichen Siegeszug. Wollten wir nicht abgeschnitten werden, so mußten wir eilig auf die Hauptmacht gegen Augsburg zurückweichen. Als kriegsfundiger Mann wirst Du mein Zurückweichen begreifen und nicht tadeln können.“

„Schlau hast Du gehandelt, aber nicht mutig; denn meine Streitkräfte betrugen damals nur 10.000 Gewappnete, — Deine Macht zählte 40.000 Krieger.“

„Zehntausend eiserne Männer bedeuten nicht weniger, als vierzigtausend wehrlose Pfeilschützen,“ entgegnete Botondu. „An der Spitze jener Zehntausend stand der rote Löwenkönig und dieser zählt nicht weniger als zehntausend. Also war die Macht, vor der ich zurückwich, mir weit überlegen. Wer der Übermacht ausweicht, handelt nicht mutlos und feige, sondern klug und weise. Darum wird kein kriegserfahrener Mann Dich tadeln, wenn Du jetzt vor der großen Übermacht meines Volkes zurückweichst und heimfährst.“

„Ja, wenn ich dächte, gleich Dir, dem Heiden!“ versetzte Otto. „Das christliche Rittertum denkt sehr viel anders, — es zählt keine Feinde. Frohen Mutes zieht es in den Kampf mit jeder Übermacht, und stirbt für Gott und die gerechte Sache, wenn es nicht siegen kann. Ihr heidnischen Mordbrenner werdet nicht geleitet von erhabenen Beweggründen, sondern nur von Beutesucht und Blutgier. Ganz barbarisch habt ihr wieder deutsche Lande verwüstet. Im Kloster Weißenburg an der Rezat sah ich vor einigen Tagen die haarsträubenden Merkmale eurer teuflischen Untaten. Auch dort habt ihr Kloster und Kirche verbrannt, den heiligen Abt Thimo erschlagen, und mit ihm alle Mönche, sechszig gottgeweihte Männer.“¹⁾

„Wir führen Krieg nach altem Brauch, gerade so wie Deine sächsischen Vorfahren, als sie noch den Göttern dienten.“ entgegnete trotzig der Gefangene.

1) Damberger, B. IV, S. 865.

„Dem Tapferen gehört die Welt, soweit er sie bezwingen kann. Feindesland zu verwüsten, Schwertbeute zu machen, ist der tapferen Madscharen Lust. Doch hierüber will ich mit Dir nicht streiten. Du bist ein Christ, ich bin Heide, — jeder denkt und handelt in seiner Weise. Für jetzt bin ich in Deiner Gewalt und habe nach Kriegsbrauch das Recht, von Dir die Bedingungen meiner Freilassung zu fordern. Stelle Deine Bedingungen in Gold oder Silber, — mir gleichviel. Ziehst Du es vor, einige tausend Christen, deren sich eine große Menge in unserem Lager befindet, gegen die Freiheit des Fürsten Botondu zu fordern, so bin ich dazu erbötig.“

„Für unsere gefangenen Brüder und Schwestern wollen wir den Lösepreis nicht in Geld, sondern in Schwerthieben bezahlen,“ erwiderte Otto. „Über Dein Schicksal wird nach Recht und Herkommen der Kriegsrat entscheiden. Vorläufig bewacht ihn gut.“

Der Lagermarschall, an den Otto's letzte Worte gerichtet waren, trat mit zwei Heimbürgen heran und führte den Gefangenen ab.

In der Morgendämmerung des folgenden Tages, am Feste des heiligen Martyrers Laurentius, scharten sich alle Fürsten und Krieger um die Altäre, auf denen Bischöfe und Priester das geheimnisvolle Opfer des neuen Bundes darbrachten. Auf allen Gesichtern lag die folgenreiche Bedeutung des Tages ausgeprägt, der entschied, ob das Reich völliger Verwüstung verfallen, oder der Sieg des Kreuzes die Christenheit und

die Kultur des Abendlandes retten sollte. Heiße Gebete mochten aus der Tiefe gläubiger Herzen emporsteigen, des Allmächtigen und der himmlischen Heerscharen Beistand zu ersuchen.

Unter Trompetengeschmetter und dem Dröhnen von Posaunen und Hörnern verließ das Heer in Schlachtordnung das Lager. Der Himmel war wolkenlos. Schon am Morgen übergieß die Augustsonne mit steigender Glut das Schlachtfeld. Klug berechnend hatte der König das Schlachtfeld gewählt. Auf der einen Seite der Bsch, dessen angeschwollene Fluten in reißender Strömung dahinschossen, auf der anderen Seite ein von Niederholz und Buschwerk bedecktes Hügelland. So wurde es den Ungarn unmöglich, ihre Übermacht zu entfalten, das kleine deutsche Heer zu umzingeln und von allen Seiten anzugreifen. Sie mußten auf dem Plan kämpfen, welchen die Beschaffenheit der Wahlstatt ihnen vorschrieb. Ihre unabsehbaren Scharen standen in dichten Massen den Deutschen gegenüber. Gelang es ihnen nicht, durch überwältigenden Ansturm die feindliche Schlachtordnung zu durchbrechen, so mußte ihre eigene Menge die größte Verwirrung herbeiführen und ihnen verderblich werden.

Der König hielt an der Spitze der fünften Abteilung, welche das Mitteltreffen, sohin den Schwerpunkt der ganzen Schlachtordnung bildete. Vollständig in Stahl gehüllt, saß er auf einem Streithengst, dessen Stirn eine Stahlplatte, dessen Hals, Rücken und Weichteile stahlgeflochtene Decken schirmten. In gleicher

Ausrüstung saßen die Ritter auf gepanzerten Streitröffen, jeder von ihnen machte den Eindruck einer belebten Bildsäule von Erz, — schwerfällige, furchtbare Bollwerke gegenüber den schnellen, wehrlosen ungarischen Reitern. Vor dem Könige wallte an hoher Stange das Reichsbanner, das Bildnis des Erzengels Michael, mit der goldenen Umschrift: „Quis ut Deus — wer ist wie Gott“. ¹⁾)

Wenige Minuten vor Beginn der Schlacht erstarb jeder Laut, kaum wurde die unheimliche Stille unterbrochen von dem Schnauben und Stampfen der Kasse. Sogar das wilde Getöse der Barbaren verstummte; denn auch sie empfanden das Schaurige jener erschütternden Augenblicke unmittelbar vor dem Blutvergießen. Was den König bewegte, das sprach er aus.

„Meine Mannen!“ rief er mit weithin schallender Stimme. „Dort steht der Feind, nicht in der Ferne, sondern nahe und in großer Menge. Bisher haben wir mit stets siegreichen Waffen rühmlich gekämpft und außerhalb des Reiches alle Feinde überwunden. Sollten wir jetzt im eigenen Lande vor Feinden unseres heiligen Glaubens und Vaterlandes den Rücken kehren? Wohl übertreffen sie uns durch ihre Zahl, nicht aber durch Tapferkeit, nicht durch Rüstung, dieweilen sie zum größten Teil jeder Wehr entbehren, und auch, was für uns der größte Trost ist, der Hilfe Gottes. Für das Heiligste streiten wir, für Religion und Vater-

1) Widukind, I, 38.

land, darum ist Gott mit uns. Für uns, die Herren fast ganz Europas, wäre Unterwerfung und Niederlage schimpflich. Lieber ruhmvoll sterben im Kampfe, als leben in Knechtschaft, untertan den Heiden. Genug der Worte, — jetzt gilt es mannhafte Thaten.“¹⁾

Auf seinen Wink erklangen einige langgezogene Posaumentöne. Jetzt rief das ganze Heer, nach alter Sitte, sein Schlachtgebet zum Himmel.

„Heiliger Gott, Du starker Gott, steh uns bei in Kampfesnot! Kyrie eleison!“

Noch rollte der tausendstimmige Schlachtgesang wie Donner über das Land, als Posaunen, Hörner und Trompeten schmetterten, der König das Schwert schwang und an der Spitze der Heerscharen gegen den Feind iprengte. Die Erde dröhnte und erbehte unter dem Ansturm der geharnischten Recken, denen mit wildem Kriegsgeschrei das Heidenvolk entgegenbrauste. Ein unbeschreibliches Krachen und Waffengetöse, ein schauderhaftes Getümmel und Geschmetter verkündete weithin den Zusammenstoß der gegeneinander anrennenden Reiterheere. Otto und seine Helden durchbrachen die vorderen Schlachtreihen der Ungarn, welche unter den tausenden Hieben der langen Ritterschwerter fielen, wie Gras unter der Sense des Mähers. Jetzt fand auch des Königs Bezeichnung als „roter Löwe“ seine Erklärung. Furchterregend und schrecklich war seine Kampfweise, dem Würgen und Morden eines ergrimten Löwen

1) Widukind, III, 46.

vergleichbar. Von Feindesblut übergossen, war seine ganze Gestalt blutigrot, und während sein rastlos kreisendes Schwert die Feinde niederschmetterte, stieß er zuweilen Laute hervor, so rauh und grimmig, wie ein wutschnaubender Löwe im Kampfe. Gleich Otto stritten Bothar und die übrigen Helden. In Strömen floß das Blut, und wie Halme unter Hagelschlag, sanken unter echt deutschen Hieben die Feinde in den Staub. Anfänglich stritten die Ungarn mit wildem Ungeßüm. Im Nahekampf konnten sie jedoch ihre Hauptwaffe, Bogen und Pfeile, wenig gebrauchen, und ihre Säbel waren unzureichend gegenüber den wuchtigen Schwertern der eisernen Männer. Den unabwendbaren Tod vor Augen, entfiel ihnen der Mut, sie wichen entsezt zurück. Allein die Flucht war unmöglich durch ihre eigenen andrängenden Massen. So kämpften sie jetzt mit dem Mute der Verzweiflung. Einige Stunden wütete die Schlacht, ein grausiges Schauspiel, kaum gemildert durch glänzende Waffentaten deutscher Tapferkeit. Als auch das Hauptbanner der Ungarn, ein goldig funkelndes Gözenbild, im Gewoge der Schlacht versank, da entwich den Heiden aller Mut. Das Flüchten wurde allgemein. Tausende flohen nach dem Dsch, in der Meinung, durch Übersezen des Flusses dem Verderben entrinnen zu können. Allein das jenseitige steile Ufer gestattete keinen Aufstieg, und so wurden sie von der reißenden Strömung verschlungen.¹⁾

1) „Sie schwammen durch den Fluß, und weil das jenseitige Ufer keinen Halt zum Aufsteigen darbot, wurden sie

Herzog Konrad setzte den Fliehenden nach. Hierbei verleitete ihn die brennende Tageshitze, die Bänder der Panzertappe zu lösen, um etwas Kühlung zu gewinnen. Da züchte ein Pfeil, vielleicht von der Hand eines Schwächlings abgeschneelt, und durchbohrte den Hals des unüberwindlichen Helden. Er sank vom Pferde und starb nach wenigen Minuten. Als man die Leiche entkleidete, fand sich auf bloßem Leibe ein härenes Gewand, Rhetars „köstliches Bußhemdlein“. Konrads Wunsch, im Kampfe mit den Ungarn, für die frevelhafte Waffengemeinschaft mit ihnen, das Leben opfern zu können, hatte sich erfüllt.¹⁾

Auch der Bruder des heiligen Ulrich, Graf Dietpold und sein Vetter Reginald, sowie Graf Ulrich von Bregenz, fielen in der Schlacht. Von den Bischöfen, die sich zur Ermutigung der Streitenden in den Schlachtreihen befanden, wurde jener von Eichstätt durch einen Pfeilschuß verwundet, sowie dem Bischof von Regensburg ein Ohr abgehauen. Solchen Verlusten gegenüber bedeckte eine unglaubliche Menge erschlagener

vom Strome verschlungen und verloren das Leben.“ Widukind, III, 46.

1) „Auch Konrad war im Heere anwesend, nicht als Herzog, sondern als einfacher Kriegermann. Er fastete seinen Leib mit härenem Gewand und bat Gott, daß sein heiliger Wille es fügen möge, daß, nachdem unser König und sein Heer den Sieg davongetragen hätten, er durch diese Gottlosen, mit denen er sich früher zum Verderben verbündet hatte, seinen Tod fände, um dadurch auf ewig von dieser Gemeinschaft befreit zu werden.“ Ruotger, *vita Brunonis*, c. 35.

Heiden das Vechfeld. Die gänzliche Vernichtung des Heeres erfolgte in den nächsten Tagen. Otto und seine Mannen verfolgten die Flüchtigen, und schlugen alle nieder, die sie erreichen konnten. Auch das Landvolk erhob sich zur Vertilgung heidnischer Barbaren und Mordbrenner, die seit sechzig Jahren das Reich verwüsteten. Es herrschte eine solche Erbitterung, daß auch Frauen und Mädchen zu jeglicher Waffe griffen, zur völligen Ausrottung der Unholde. „Nirgends fanden die Ungarn einen Ausweg,“ berichtet Gerhard. „Allenthalben lastete die Hand des Herrn schwer auf ihnen. Nach wenigen Tagen wurden auch ihre Könige und Fürsten gefangen nach Regensburg gebracht und an den Galgen gehängt.“

Der König Verbules, die Fürsten Behel, Botondu und noch vier andere wurden vom Kriegsrat zum Tod durch den Strang verurteilt, weil sie ohne Kriegserklärung verwüstend in das Reich gefallen waren.

Auf das Ungarvolk machte die gänzliche Vernichtung ihrer waffenfähigen Mannschaft einen solchen Eindruck, daß sie für alle Zukunft keine Raubzüge in das Reich mehr wagten. Gegen Ende der Regierung Ottos des Großen nahmen sie christliche Glaubensboten auf, ließen sich allmählich taufen, und traten, durch Annahme des Christentums, in die Reihe der Kulturvölker.

Graf Bothar brachte die Leiche seines Freundes nach Worms, wo sie in der Gruft seiner Gemahlin Liudgard beigesetzt wurde. „Des Herzogs Konrad ent-

seelter Körper," schreibt Widukind, „wurde auf des Königs Befehl nach Worms geführt und ehrenvoll bestattet. Und hier wurde dieser Mann, groß und ruhmvoll durch jede Tüchtigkeit der Seele wie des Leibes, begraben unter Tränen und Klagen aller Franken.“¹⁾

Der große Sieg auf dem Lechfeld bewirkte in ganz Europa ungeheueres Aufsehen. Otto strahlte im höchsten Ruhmesglanz, das Volk feierte ihn als Vater des Vaterlandes und begrüßte ihn als Kaiser.

Nach Überwindung der Ungarn und Slaven widmete Otto seine Kraft den Werken des Friedens. Seine starke Hand festigte Ordnung und Recht, mit Umsicht und Staatsklugheit hob er Ackerbau, Gewerbe, Wissenschaft und Künste. Die Klöster waren ihm nicht allein Pflanzstätten und Träger christlicher Gesittung und Kultur, sondern auch Bildungsanstalten für Kunst und Wissenschaft. Darum gründete er Klöster und Bistümer. Er baute prachtvolle Paläste, sowie die herrlichen Münster von Magdeburg und Merseburg. Im Jahre 962 stieg er über die Alpen, ordnete die wirrnisvollen Zustände Italiens und ging nach Rom, wo ihm Papst Johann XII. die Kaiserkrone auf das ruhmgekrönte Haupt setzte. Und kein deutscher Herrscher nach ihm erfaßte Karls des Großen Kaiseridee so klar und großartig wie er, unter keinem seiner Nachfolger gewann das deutsche Reich solche weltbeherrschende Macht, Ausdehnung und Glanz, wie unter Otto dem

1) Gerhardi vita Oudalr., c. 12.

Großen. Er gebot in ganz Europa, selbst Asien und Afrika sandten ihm Geschenke und huldigten ihm. „Seine Zeitgenossen,“ sagt mit Recht der Geschichtsschreiber Juden, „haben nicht bloß den Mann bewundert, sie haben auch den Zustand des Reiches während seiner Regierung glücklich gepriesen, so daß man noch in späten Tagen mit Sehnsucht auf jene Zeit zurückschaute, wie auf das goldene Zeitalter des deutschen Volkes.“¹⁾

Trotzdem war Otto nicht ohne Fehler. Manche tadeln seine Strenge. Aber die herrschenden Fehden der Großen, das wilde Faustrecht des Adels, die Empörungen und Gesetzlosigkeiten zwangen ihn zur strengen Rechtspflege. Das Volk nannte ihn seinen „guten Vater und Hirten“. Jene gefährlichen Zeiten seiner ersten Regierungsjahre, deren Unruhen und Aufstände die Existenz des Reiches in Frage stellten, forderten einen gewaltigen, tatkräftigen Herrscher, keinen Schwächling. Ottos Schritte waren die eines Riesen, nicht die eines hilflosen Kindes. Sein eherner Tritt dürfte wohl manchen schillernden Giftkäser zermalmt haben, und darüber mögen kurzfristige Spaziergänger sich betrüben. Er war kein müßiger, vergnügungssüchtiger Lebemann, sondern ein stets schlagfertiger, abgehärteter Kriegsfürst, wie die Zeit ihn heischte. Mit dem ihm von Gott verliehenen Schwert schlug er Auführer, Anhänger des Faustrechts, heidnische Reichs-

1) Juden, VII, 176.

verwüster und andere unbeugsame Feinde der öffentlichen Ordnung. Dagegen zeigte er Milde und Versöhnlichkeit dem reuigen Frebler; denn er war nur aus Pflichtgefühl und als Schirmvogt der Geseze unerbittlich streng, von Charakter jedoch gutmütig, heiter, gesellig, scherzhaft, den Freunden ein brüderlicher, unwandelbar treuer Freund, den Armen und allen Anstalten christlicher Liebe ein hochherziger Wohltäter. Daher bei der Nachricht seines Todes Klagen und Jammergeschrei des ganzen Volkes. Seine Großtaten starben nicht, sie lebten und wirkten fort von Geschlecht zu Geschlecht. „Das Volk,“ berichtet Widukind, „feiert in dankbarer Erinnerung sein Andenken, wie er mit väterlicher Milde seine Untertanen regiert, und sie von den Feinden befreit, wie er die übermütigen Avaren, Sarazenen, Dänen, Slaven mit Waffengewalt besiegt, Italien unterworfen, die Gögentempel bei den benachbarten Völkern zerstört, Kirchen und geistliche Ordnung eingeführt habe.“¹⁾

Zweiundsechzig Jahre alt, verschied er im sieben- unddreißigsten Jahre seiner Regierung zu Memleben, wo auch sein Vater, König Heinrich, gestorben war. Im Münster zu Magdeburg wurde sein Leichnam in die Gruft gesenkt, neben der Ruhestätte seiner ersten Gemahlin Editha. In den Grabstein meißelten seine Zeitgenossen die wenigen aber inhaltschweren Worte:

1) Widukind, III, 75.

„Tres luctus causae sunt sub hoc marmore clausae:

Rex, Decus Ecclesiae, summus honor Patriae.

Dreifachen Grund zur Trauer deckt diese Marmormauer:

Den König, der Kirche Zierde, des Vaterlandes höchste Würde.“

Otto's unglücklicher Sohn Rudolf starb bereits zwei Jahre nach der Ungarnschlacht auf dem Bockfeld, an der er nicht teilgenommen hatte.

Bothar und Jutta erreichten in glücklicher Ehe ein hohes Alter. Mannigfache Verdienste um das Reich bewahrten dem Grafen die Huld des Kaisers und erwarben ihm jene seines Sohnes und Nachfolgers, Otto II.

Abt Lambert sah noch das Wiederaufblühen seines Klosters, dessen segensreiche Wirksamkeit durch das ganze Mittelalter, bis zum Jahre 1559 sich erstreckte. Gleich vielen wohltätigen und volksbeglückenden Stiftungen christlicher Vorzeit, fand auch Disibodenberg in den Revolutionsstürmen des XVI. Jahrhunderts den Untergang, und zwar durch den vom Väterglauben abgefallenen Herzog Wolfgang von Zweibrücken.

